464 A

— 1 —

von Halder
N. 922.

Vertraute Briefe

über die innern

Verhältnisse

am

Preußischen Hofe

seit dem Tode

Friedrichs II.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erster Band.

[Verf.: Gg. Frdr. Willib. Ferd. v. Cölln]

Mit Anmerkungen und Zusätzen.

[Leipzig]

Amsterdam und Cölln, 1807.

bey Peter Hammer.

Vorerinnerung.

Einer meiner Freunde, der an dem unglückli-
chen Tage Berlin verließ, wo die traurige
Nachricht von der verlornen Schlacht bey Jena
dort eintraf, übersandte mir diese interessanten

Briefe, welche ich ungesäumt dem Publiko übergebe, besonders, da mein Freund solche bereits von Stettin und Graudenz aus, über die neuern Ereignisse fortgesetzt hat.

Inhalt.

Erster Brief. S. 1

Reise nach Berlin 1786. — Grobheit des Postmeisters in Crossen. — Potsdam. — Friedrich II. Strenge. — Berlin. — Ueber Friedrichs II. Regierung. — Erhaltung des politischen Gleichgewichts. — Friedrichs Widerwille gegen die Preußen.

Zweyter Brief. S. 11

Friedrichs II. Tod. — Departement der auswärtigen Angelegenheiten. — Cabinetsrath. — Herzberg. — Dohm. — Friedrichs Furcht vor Rußland und Oestreich. — Geschichte der Armee. — Ursachen der Siege über die Oestreicher. — Schlacht bey Mollwitz. — Fredrichs System in der Politik. — Der Verdienstorden. — Beförderung nach dem Dienstalter. — Die Armee als Maschine betrachtet. — Ausländer in der Armee. — Warum Friedrich die Truppen haranguirte. — Kriegserfahrenheit der Preußen. — Nur Adliche erhalten Officierstellen. — Errichtung von Magazinen. — Verpflegung der Truppen im Kriege. — Bezahlung und Montirung der Truppen. — Das Lazaretwesen. — Enrolement und Ausbebung der Soldaten. — Eximirte. — Das Invalidenwesen. — Unterricht der Soldatenkinder. — Neues Kriegssystem.

Dritter Brief. S. 28

Fortsetzung des vorigen. — Bewaffnung der Truppen. — Artillerie. — Infanterie. — Cavallerie. — Ihre unzweckmäßige Bekleidung. — Avancement.

Vierter Brief. S. 34

Das Finanzwesen. — Die Domainen. — Das Contributionswesen. — Die Accise. — Revenüen von den Regalien. — Justizverfassung, Regierungsmethode des Königs. — Unterstützung des Fabrikwesens. — Denkfreyheit. — Friedrichs Spöttereyen über Religion.

Fünfter Brief. S. 49

Friedrich Wilhelm II. — Feldherren: Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth. — Minister: Schulenburg-Kehnert, Herzberg, Hoym.

Sechster Brief. S. 50

Aufhebung der Tobacksregie und des Zuckermonopols. — Freyheit des Getraidehandels. — Belustigungen des Königs.

Sibenter Brief. S. 52

Bischofswerders, Rietz und seiner Frau Einfluß. — Gräfin Ingenheim. — Voß. — Borgsteede. — Eroberung Hollands. — Rosenkreuzerey. — Wöllner.

Achter Brief. S. 53

Tod der Ingenheim. — Ihr Bruder, Herr von Voß, wird Minister. — Beyer. — Manstein. — Herzberg bewegt den König zu einer drohenden Stellung gegen Rußland und Oestreich. — Will Pohlen eine feste Constitution geben. — Ueberläßt Frankreich und Belgien sich selbst. — Unterstützt im Geheim die Patrioten in den östreichischen Niederlanden. — Josephs rasche Schritte bringen Oestreichs Regierung ihrer Vernichtung nahe. — Sein Tod. — Leopold gewinnt Preußens Machthaber — beschließt Herzbergs Fall — die Reichenbacher Convention. — Vertrag zu Pillnitz. — Friedrich Wilhelms Verschwendung des Schatzes. — Er erläßt den Holländern die Kriegskosten. — Kreuzzug gegen Frankreich — Rückzug aus der Champagne. — Cüstinens Diversion gegen Mainz. — Sieg bey Jemappe. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Religionsedict und Censurreglement — die Rietzen.

Neunter Brief. S. 58

Pohlens Besitznehmung. — Huldigungseid der Pohlen. — Wehklagen der abgesetzten pohlnischen Officianten. — Einführung der in Preußen üblichen Polizey- und Finanzordnung — die deutsche Sprache wird den Pohlen aufgedrungen. — Erhöhung des Stempelwesens, der Zölle und Abgaben. — Versetzung schlechter Beamten nach Südpreußen. — Hr. von Voß kaltes und zurückstoßendes Benehmen — seine Oekonomie. — Er leidet keinen Widerspruch. — Seine Geschöpfe. — G. R. Schulz. — Hr. v. Göckingk. — Beschaffenheit der Collegien. — Die Insurrection. — Madalinsky. — Kosziusko und Dombrovsky. — Vernichtung der Besatzung von Warschau. — Der Feldzug 1794 in Pohlen. — Schwerin sen. und jun. Favrat, Elsners, Manstein u. a.

Unterfeldherren. — Koszinsko schlägt die Preußen, und rückt nach Warschau vor. — Die Preußen belagern Warschau. — Bey Gnesen bricht eine Insurrection aus — die kleinen detaschirten Corps werden geschlagen. — Aufhebung der Belagerung von Warschau. — Fersen nimmt Koszinsko gefangen. — Nur die westpreußischpohlnischen Regimenter zeichnen sich aus. — Unterschleife beym Feld-Kriegs-Commissariat. — Bestrafung der Insurgenten. — Graf Hoym. — Herr von Buchholz Unterminister. — Der Baseler Friede. — Ursachen der Siege der Franzosen.

Zehnter Brief. S. 71

Südpreußen hat in der Wirklichkeit gewonnen. — Steigen der Güther im Preise. — Fixirung des Eigenthums durch das Hypothekenwesen. — Verschönerung der Städte. — Das Fabrikensystem wird von dem Agrikultursystem verdrängt. — Schädliche Folgen dieser Veränderung.

Eilfter Brief. S. 74

Folgen des Ackersystems in Pohlen.

Zwölfter Brief. S. 77

Einziehung der geistlichen Güther und Starosteyen. — Schenkungen an die Günstlinge des Königs. — Kränklichkeit des Königs. — Brief der Gr. Lichtenau an den König. — Warnung, keinen Krieg mit Frankreich anzufangen. — Hoym widersetzt sich der Einziehung der geistlichen und starosteylichen Güther. — Bischofswerder setzt sie durch, um sich zu bereichern. — Fataler Streich, der ihm begegnet. — Graf Gurowsky. — Guthverschenkungen an Triebenfeld. — Reichsgraf von Lüttichau, Goldbeck, Hühnerbein.

Dreyzehnter Brief. S. 83

Tod des Königs. — Hermstädts Experimente mit reiner Lebensluft.

Vierzehnter Brief. S. 85

Charakteristik der Gräfin Lichtenau. — Der Gen. Bischofswerder. — Der Kämmerer Rietz. — Die Gräfin Dehnhoff. — Die Gräfin Ingenheim. — Der Minister Wöllner.

Funfzehnter Brief. S. 92

Resultate der Regierung Friedrich Wilhelm II. — Der Schatz ist verschwendet, — die Armee verdorben. — Ursachen der

Verderbtheit des Adels. — Verfall der Justiz. — Allgemeine Liederlichkeit. — Struensee hält das Accis- und Manufaktursystem aufrecht. — Ursachen der Entzweyung Struensee's mit Haym.

Sechszehnter Brief. S. 99

Zweckmäßige Veränderungen beym Militair.

Siebenzehnter Bief. S. 100

Friedrich Wilhelm III. schlechte Erziehung. — Seine Anlagen. — Sein herrliches Gemüth. — Commandirt die Belagerung von Landau. — Seine Unerschrockenheit. — Charakter der Königin. — Hr. von Köckeritz. — Menken — Hr. von Zastrow. — Gefangennehmung der Gräfin Lichtenau. — Entfernung Bischofswerders. — Menken ordnet das Cabinet an. — Schulenburg errichtet eine Generalcontrolle der Finanzen. — Friedrich Wilhelm III. überträgt dem Cabinet die oberste Staatsgewalt. — Opposition der Cabinetsräthe gegen die Minister. — Betrieb der Angelegenheiten des Militairs durch Hrn. v. Zastrow.

Achtzehnter Brief. S. 107

Friedrich Wilhelm III. bleibt seinem alten Charakter getreu, — vermeidet allen Prunk und Glanz, — hält strenge auf Ordnung. — Der preussische Staat geht seiner Auflösung entgegen. — Die Regierung ergreift nur halbe Maaßregeln. — Verdorbenheit der Nation, besonders Berlins.

Neunzehnter Brief. S. 113

Friedrich Wilhelm III. Abneigung gegen den Krieg. — Er wählt das Neutralitätssystem. — Das System der Erhaltung des Gleichgewichts ist vernichtet. — Preußen mußte sich mit Frankreich verbinden. — Seine Grenzen befestigen, und die schon vorhandenen Vestungen in Vertheidigungsstand setzen.

Zwanzigster Brief. S. 118

Menken hat resignirt. — Rüchel will alle Exemtionen vom Soldatenstande vernichten. — Beym wird an Menkens Stelle Kabinetsrath. — Er ist für das französische System.

Ein und zwanzigster Brief. S. 120

Mobilmachung der preußischen Armee, weil Kaiser Paul Preußen zum Beytritt gegen England zwingen will. — Sein Tod verhindert den Krieg. — Vortheile der acquirirten Länder in Deutschland.

Zwey und zwanzigster Brief. S. 121

Graf Haugwitz, Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. — Der Cabinetsrath Lombard.

Drey und zwanzigster Brief. S. 123

Das Innere des Staats gewinnt durch den Frieden. — Struensee eröffnet eine Anleihe zur Bezahlung der Schulden. — Antagonismus der Minister und des Cabinets. — Voß und seine Gehülfen. — Klewiz und Borgsteede. — Hardenberg. — Er ist englisch gesinnt. — Schröter. — Er ist für den Physiokratismus sehr eingenommen, — hat tüchtige Gehülfen an Klevenow, Schön, Hose und Mirus. — Hoym. — Er wird erst nach seinem Tode gewürdigt werden. — Schlesien ist die blühendste Provinz des preußischen Staats. — Die Ursachen: Industrie und Kunstfleiß. — Münchow und Schlaberndorf, Hoyms Vorgänger. — Letzte Unterredung Friedrichs mit Hoym. — Sein Benehmen unter Friedrich Wilhelm II. — Wird unter Friedrich Wilhelm III. denuncirt. — Erhält sich durch den guten Eindruck, den er auf die Königin macht. — Sein Charakter. — Schulenburg. — Sein Charakter. — Unter ihm arbeiten Schlaberndorf, Weyher und Wilkens.

Vier und zwanzigster Brief. S. 134

Besetzung Hannovers von den Franzosen. — Gefahr, die hierdurch Preußen bedroht. — Haugwitz Entfernung. — Hardenberg erhält seine Stelle. — Schlechtes Betragen preußischer Officianten in Pohlen. — Händel der Grundherren und Unterthanen in Schlesien. — Populaires Benehmen des Königs.

Fünf und zwanzigster Brief. S. 140

Rivalität des dritten Standes und des Adels. — Nöthige Modificationen des Adels.

Sechs und zwanzigster Brief. S. 144

Gefahren, die Preußen bedrohen. — Mißwachs und Ueberschwemmung. — Unterstützung vieler Unglücklichen aus dem Schatze. — Reise des Königs nach Schlesien. — Hoym's Abneigung gegen das Fabriksystem. — Hardenberg bewirkt Rumbolds Befreyung. — Lombard, Köckeritz und Möllendorf sind französisch gesinnt.

Sieben und zwanzigster Brief. S. 147

Charlottenburg, Potsdam und Sanssouçi. — Eintheilung der Zeit des Königs. — Erziehung der königlichen Kinder. — Erhaltung der Hofetiquette durch Frau von Voß.

Acht und zwanzigster Brief. S. 150

Hungersnoth in den Jahren 1804 und 1805. — Ursachen unfruchtbarer Jahre und Leerheit der Landmagazine. — Nachtheilige Wirkungen der freyen Getraideausfuhr. — Benehmen Preußens bey dem Kriege Frankreichs mit Oestreich und Rußland. — Bemühungen des russischen Cabinets, das preußische zum Kriege zu bestimmen. — Friedrich Wilhelms Erklärung. — Napoleons Marsch durch das Anspachsche. — Unterredung Napoleons mit Mack. — Eindruck, den der Durchmarsch durch Anspach auf den König machte. — Marsch der preußischen Armee nach Franken. — Kampf zweyer Hofparteyen. — Der König schwankt zwischen beiden. — Der hohe Adel und das Ministerium sind englisch gesinnt. — Der Herzog von Braunschweig stimmt für den Krieg. — Möllendorf räth zum Frieden. — Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel und Blücher sind für den Krieg. — Zastrow räth zum Frieden. — Der Prinz Louis Ferdinand. — Sein Aeußeres — Sein Charakter. Stimmt für den Krieg. — Köckeritz. — Kleist. — Massenbach. — Pfuhl. — Die Stabsofficiere sind für den Frieden. — Die Subalternen für den Krieg. — Nicolai. — J. v. Müller. — Hirt. — Kotzebue. — Reichard. — Merkel. — Buchholz. — Bülow. — v. Held. — Ankunft des Kaisers Alexander in Berlin. — Die Potsdamsche Convention. — Aeußerung des Königs über die Schlacht bey Austerlitz. — Besorgnisse der Königin. — Haugwitz reiset zu Napoleon. — Convention mit Frankreich. — Preußen besetzt Hannover. — Nimmt es in Besitz und tritt Anspach, Cleve und Neuffchatel ab. — Allgemeines Mißvergnügen.

Neun und zwanzigster Brief. S. 160

Napoleons Aeußerung über Preußen. — Witzeleyen über die Regierung. — Benehmen der Gendarmen. — Sie bringen Hardenberg ein Ständchen. — Man wirft Haugwitz die Fenster ein. — Die königliche Autorität verliert ihr ganzes Gewicht. — Weder Frankreich noch Rußland achten das preußische Cabinet. — Sarkasmen des Prinzen Louis. — Stimmung der gemeinen Classe. — Vergleichung der Macht Frankreichs und Preußens. — Wegnahme der preußischen Schiffe nach der Acquisition von Hannover. — Hardenbergs Widerlegung der Angriffe französischer Journalisten in der Berliner Zeitung. — Beym's und Lombard's Mißvergnügen hierüber. — Beym's Streit mit Hardenberg. — Die englisch-russische Partey hat die Königin zu sich hinüber gezogen, und verstärkt sich täglich. — Man sucht Unfrieden in der Ehe des Königspaars hervorzubringen. — Bittschriften der Stände ganzer Provinzen, sie nicht zu vertauschen. — Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. auf eine

ähnliche Bittschrift. — Bericht des Marquis Lucchesini. — Wichtigkeit des Besitzes von Hannover für Preußen.

Dreyßigster Brief. S. 171

Baron Stein erhält Struensee's Stelle. — Sein Charakter. — Er sucht den Mangel des baaren Geldes durch Tresorscheine zu ersetzen.

Ein und dreyßigster Brief. S. 174

Ueber den Krieg mit Schweden.

Zwey und dreyßigster Brief. S. 175

Rückkehr der Königin von Pyrmont. — Ordre an die Armee, sich in Bewegung zu setzen. — Bewegungsgründe zu dem Kriege mit Frankreich.

Drey und dreyßigster Brief. S. 177

Gründe zum Verlust der am 14. October verlornen Schlachten bey Jena und Auerstädt. — Verfall der preußischen Armee. — Mangel an einem Oberfeldherrn. — Der Herzog von Braunschweig. — Zweckwidrigkeit des Operationsplans. — Von der Schlacht am 14. Octob. — Das Historische der Tage vom 5. bis zum 15. Oct. — Großer Kriegsrath am 6. Oct. in Erfurt. — Rückzug des General Tauenzien von Aume. — Tod des Prinzen Louis. — Der Herzog von Braunschweig verliert alle Fassung. — Mißmuth des Königs. — Ursachen, weshalb die Königin zur Armee ging. — Tapferkeit des Königs. — Betrachtungen auf der Flucht von Weimar nach Magdeburg. — Ruhe des Königs nach der Schlacht. — Blücher täuscht den General Klein durch einen vergeblichen Waffenstillstand. — Hohenlohe erhält vom König den Oberbefehl über die Ueberreste der geschlagenen Armee. — Unmöglichkeit, dem Befehle des Königs zu Folge, sie über die Oder zu führen. — Kleist in Magdeburg verweigert dem Hohenlohe'schen Corps Munition, Proviant und Fourage. — Lächerlichkeit der Klagen Hohenlohe's und Blüchers über Mangel an Lebensmitteln. — Auflösung der Armee in einzelne Corps. — Das Blüchersche geht an die Elbe. — Das Weimarsche bleibt isolirt. — Das Schimmelpfennigsche und Bilasche wird abgeschnitten und zerstreut. — Der Rest wird bey Prenzlau gefangen.

Vier und dreyßigster Brief. S. 195

Hohenlohe's Charakter. — Er ist kein Verräther.

Fünf und dreyßigster Brief. S. 198

Fall der Festungen an der Oder und Spandau's. — Knobels-

dorf. — Ingersleben. — Schlechte Verfassung der Festungen. — Lombard's Gefangennehmung und Befreyung. — Wessen man ihn beschuldigte. — Wie man ihn behandelte.

Sechs und dreyßigster Brief. S. 200

Ueber die Action bey Halle. — Rückzug über Dessau. — Die Studenten werden von Halle exilirt. — Vereinigung des Corps des Herzogs von Würtemberg mit Blüchers Armee. — Wird bey Lübeck gefangen genommen.

Sieben und dreyßigster Brief. S. 202

Befreyung der in Erfurt gefangenen 6000 Mann durch den Lieutenant Helwig. — Verlegenheit, in welche Möllendorf geräth. — Magdeburgs Fall. — Ob Kleist ein Verräther oder ein Feiger? Complott der subalternen Officiere, sich der Uebergabe zu widersetzen. — Wartensleben. — Alvensleben.

Acht und dreyßigster Brief. S. 205

Oeffentliche Stimmung in Berlin vor und nach der Schlacht bey Auerstädt. — Kampf der Parteyen. — Der Schwerdtfeger Sauerbrey. — Aeußerung der Stimmung des Publikums im Theater. — Wallensteins Lager und der politische Zinngießer. — Unzelmann. — Mangel am Patriotismus. — Collecte zu Mänteln für die berlinische Garnison. — Statt 70000 Thlr. bringt man nur 6000 zusammen. — Schulenburg giebt nur 25 Thlr. — Federkrieg der berliner Journalisten. — Merkel. — Müchler. — Nachricht vom Rückzuge des General Tauenzien und vom Tode des Prinzen Louis. — Siegesnachrichten. — Nachricht von einer totalen Niederlage. — Furcht und Angst. — Entfernung der Cassen. — Flucht der Capitalisten, des Adels, der patriotischen Schriftsteller. — Flucht der Bauern nach Berlin. — Erwartung aller Gräuel des Kriegs. — Errichtung einer Municipalität. — Hatzfeld wird zum Gouverneur ernannt. — Schulenburg entfernt sich. — Maaßregeln des neuen Gouvernements. — Deputation an den Kaiser Napoleon. — Napoleons Antwort. — Vorschläge, Berlin vor einem Ueberfall zu schützen. — Auszug aus: „Was war nach der Schlacht bey Jena zur Rettung des preußischen Staats zu thun?“ von J. von Voß.

Neun und dreyßigster Brief. S. 221

Die Franzosen in Berlin. — Charakterlosigkeit der gewöhnlichen Berliner. — Hülin wird Commendant des Platzes. — Das Davoustische Corps marschirt durch die Stadt. — Der Magistrat überreicht dem Marschall die Stadtschlüssel. — Fortdau-

ernder Durchzug des französischen Heeres. — Ankunft des Kaisers. — Sein Aeußeres. — Sein Empfang. — Vorstellung der Geistlichen durch den Minister des theologischen Fachs; der Mitglieder des Justizdepartements durch den Justizminister. — Der Fürst von Hatzfeld wird arretirt. — Der Kaiser begnadigt ihn. — Hohenlohe capitulirt. — Die Colonne des Herzogs von Weimar ist eingeschlossen. — Der Prinz August gefangen. — Im Zeughause findet sich noch viel Geschütz, Waffen und Kriegsvorräthe. — Denunciationen der königlichen Effecten. — Ankunft des Generals Clarke. — Eintheilung der eroberten Provinzen. — Eid der Beamten. — Druck der Einquartirung. — Proclamation wegen Ablieferung der Waffen. — Zug des französischen Heeres nach Pohlen. — Errichtung preußischer Regimenter für den französischen Dienst. — Aufruf des Fürsten von Isenburg. — Organisation einer neuen Municipalität. — Errichtung der Bürgergarde. — Verordnung wegen Annahme der Treforscheine. — Sorge für die unentbehrlichsten Nahrungsmittel. — Wohlfeiler Preis des Getraides. — Bezahlung der Besoldungen und Pensionen. — Wiederherstellung des Postenlaufs. — Napoleon verläßt die Hauptstadt und geht nach Cüstrin. — Wegführung der Friedensgöttin. — Wohlfeiler Preis der Pferde und Ochsen, der Kostbarkeiten u. s. w. — Flor des Wechselgeschäfts. — Betragen der Durchmarschirenden. — Ueber die neuorganisirte Bürgergarde.

Vierzigster Brief. S. 242

Jubel der Berliner am 16. Oct., dem Geburtstage des Kronprinzen. — Siegesnachrichten. — Der Unglücksprophet. — Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. — Anmaßung einiger Officiere vom dritten Bataillon. — Schulenburgs Anschlag wegen der verlornen Schlacht. — Trostlosigkeit der Berliner. — Neue Siegesnachrichten. — Bestätigung der Nachricht von der verlornen Schlacht. — Allgemein herrschende Unordnung. — Vorschlag, die Havel zu vertheidigen. — Ankunft von Blessirten und Zerstreuten. — Streit eines Invaliden mit einem Husaren. — Gerüchte von der Ankunft der Russen. — Ankunft der Franzosen. — Deputation an den Kaiser Napoleon. — Sein feyerlicher Einzug. — Gute Mannszucht der Franzosen. — Der Officier und der Schneider.

Ein und vierzigster Brief. S. 259

Bemerkungen über die Franzosen in Berlin. — Aeußerungen in der Provinz über Berlin. — Frankfurt. — Reise von Frankfurt nach Berlin. — Zweckmäßigkeit der eingeführten Polizeyordnung. — Große Parade im Lustgarden. — Die Nationalgarden und Schützengilden. — Friedrichs Degen und Krücke. — Na-

poleons Unterredung über die preußische Verfassung. — Seltenheit grober Excesse. — Strenge Bestrafung der Excesse des französischen Militairs. — Betragen der preußischen Officiere. — Wuth über das Militair.

Zwey und vierzigster Brief. S. 268

Publikandum wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bey der preußischen Armee.

Drey und vierzigster Brief. S. 273

Ueber die Vertheidigung von Glogau und dessen Uebergabe. — Patriotismus der Schlesier. — Verfügung zur Vertheidigung der schlesischen Vestungen. — Mangel an Besatzung. — Uebler Empfang der auf ihr Ehrenwort entlassenen zurückkehrenden Officiere. — Klagen der gemeinen Soldaten über Verrätherey. — Pläne zur Vertheidigung Schlesiens. — Organisation eines allgemeinen Landsturms. — Bildung eines Jägercorps aus den Büchsenschützen. — Aushebung von Rekruten. — Operationsplan. — Der Fürst von Pleß. — Capitulation von Glogau. — Hauptgrund, weshalb es capitulirte. — Lobenswürdiges Benehmen des Kammercollegii in Glogau. — Hrn. Bertrands Antwort. — Verzweiflung der Weber. — Die Kaufleute sind schlechte Patrioten. — Allarmirung durch einen baierschen Deserteur.

Vier und vierzigster Brief. S. 280

Künftiges Schicksal des preußischen Staats. — Worauf Preußens Macht gegründet war. — Ausartung der Armee und Vernichtung des Finanzwesens unter Friedrich Wilhelm II. — Theilung der Gewalt unter Friedrich Wilhelm III. — Friedrichs Principe waren zu modificiren, nicht aufzugeben. — Worin Friedrich es versah. — Ursache davon. — Zweckmäßigkeit der Annahme des Adoptionssystems. — Interesse Frankreichs bey der Erhaltung des preußischen Staats. — Ueber die Wiederherstellung Pohlens. — Napoleons Operationslinie. — Natürliche Hindernisse. — Zu hoffende Veränderungen in Norddeutschland und in Preußen.

Zusätze.

Erster Zusatz. S. 286

Zweyter Zusatz. S. 286

Faktum in Betreff des General Mansteins. — Tapferkeit des Regiments-Chirurgus Rosenfeld.

Dritter Zusatz. S. 287

Mährchen in Betreff der siegreichen französischen Generale.

Vierter Zusatz. S. 288

Die Gräfin Lichtenau in Glogau. — Nothhardt. — Benkowitz. — Nagel. — Fink. — Fantano. — Trojer.

Zusatz ad voc. Requisitionen. S. 288

Frankreich und Preußen haben ein gleiches Interesse gegen England. — Englands Repressalien. — Verlust der deutschen Handelsplätze. — Contributionen. — Gänzliche Niederlage des Handels und der Industrie. — Mittel die Bedürfnisse der Truppen zu befriedigen, ohne das Wohl des Landes völlig zu Grunde zu richten.

Zusatz zu S. 212. S. 293

Ueber den Charakter der Berliner. S 293

Noten und Anmerkungen des Setzers.

A. S. I.

Catharina der Theilung Pohlens ohne gehörige Beweise beschuldigt. — Das Project der ersten Theilung rührt von Friedrich her. — Warum Catharine einwilligte. — Potemkins Absichten auf die Krone Pohlens. — Warum Friedrich Danzig nicht erhielt. — Die letzten beiden Theilungen Pohlens sind durch die seichte Politik des preußischen Cabinets herbey geführt. — Pitts Feindschaft gegen Rußland. — Graf Stackelberg. — Igelström.

B. S. II.

Veranlassung der Cur des Königs mit Lebensluft. — Bischofswerder. — Baumann. — Clemens. — Pismarr, Rüdiger, Alchymisten.

C. S. IV

Ursachen der Verständigung Frankreichs und Rußlands. — Sergejef. — Krüdener. — Anerbietungen Frankreichs. — Pauls Freundschaft wird gewonnen. — Die Engländer verweigern ihm Malta. — Er erklärt ihnen den Krieg und legt Beschlag auf alles englische Eigenthum.

D. S. V

Ueber Rußlands Staatsinteresse in Betreff des Handels mit England.

E. S. VII

Ueber den Tod Pauls I. — Sein Charakter. — Seine Tu-

genden und Fehler. — Graf Burhövden. — Fräulein Nelidof. — Fräulein Lopuchin. — Graf von der Pahlen. — Ueber Pauls Mörder.

F. S. XII

Den Engländern ist Pauls Tod nicht zuzuschreiben.

G. S. XII

Ueber die bewaffnete Neutralität.

H. S. XII

Ob Preußens Macht mit der Rußlands zu vergleichen?

I. S. XIII

Ueber den Gebrauch fremder Ausdrücke.

K. S. XIII

Ueber die Folgen der Aufhebung der Verbindung Englands mit Deutschland.

Nachschrift des Verfassers. S. XV

Nachschrift des Herausgebers. S. XVI

Erster Brief.

Berlin, im Jahr 1786.

Der Geist regiert die Welt und nicht der Leib! sagte mir mein Vater, als er mich hierher schickte, und zur Post begleitete. Du gehst an einen Ort, den man jetzt den ersten in der Welt nennen kann, da hier seit 46 Jahren der größte Kopf, der je einen Thron besaß, Alles nach seinem einzigen großen und festen Willen geschaffen, gelenkt und vollbracht hat. Sein Geist belebte hier den Minister wie den Straßenjungen, den Feldmarschall und den Tambour, den Gelehrten und Layen; durch alle fuhr er wie ein elektrischer Funken; jede Form, jede Handlung, jedes Leben und Weben war in ihm und durch ihn vorhanden.

Du wirst, mein Sohn, jetzt noch alles so finden, wie ich Dir gesagt habe; denn noch lebt der Erste der Menschen. Auch nach seinem Tode wird er noch fort leben — dieser Geist, nach und nach wird er aber immer schwächer und schwächer wirken, und zuletzt ausgehn wie ein Licht. Das wird man nicht glauben, der äußere Schein wird eine lange Zeit das Innere und das Ausland täuschen. — Es werden sich selbst diejenigen täuschen, die das Staatsruder lenken.

Die Regierungsmaschine ist aber dann nur einem Kartenhause ähnlich, welches auf einem Granitblock von Knaben aufgeführt ist, sie klatschen in die kleinen Hände, und freuen sich über ihren Bau; wenn sie aber darüber jauchzen, kommt ein Störenfried, tippt mit dem Finger daran, und das schöne Kartenhaus fällt zusammen.

Darüber erbost, werfen die Jungen den Herrn mit Koth; ohne die Miene zu verziehen, haut er ein Paarmal mit der Hetzpeitsche unter sie, und sie zerstieben wie Spreu vor dem Winde. Lächelnd ruft der Mann ihnen nach; Ihr dummen Jungen, euer Kartenhaus hätte der erste Windstoß doch vernichtet, ich werde diesem Granitblock eine bessere Bestimmung geben, und ihm zum Eckstein eines Palastes gebrauchen. Wenn ihr älter werdet, dann seyd ihr erst fähig zu begreifen, daß ich Recht hatte.

Ziehe hin, mein Sohn, in Frieden, fuhr mein Vater fort, ich werde die Zeiten nicht mehr erleben, wo Friedrichs Geist auslöschen wird. Ertrage es mit Hingebung, suche dich hinweg zu setzen über dein Zeitalter, welches deine Kinder das erbärmliche nennen werden.

Laß dich nicht in den Schlamm hinabziehen, der dich umgeben wird, und hüte dich vor einer Anstellung im Dienste des Staats; denn wenn du nicht pflichtwidrig handeln und mit den Wölfen heulen willst, die dich umgeben, so wirst du zurückgesetzt und endlich fortgejagt werden. So weit mein Vater!

Ich mußte über seine Prophezeihungen lächeln, und sprach zu mir selbst: Das Alter sucht in der Ferne immer Unglück, und hält sein Zeitalter für das Beste, das macht der Egoism. Ich aber sehe das goldene Zeitalter vor mir, denn mit jedem Jahre steigt die Aufklärung; alles eilt der Vollendung entgegen. — Ich werde allein nicht müßig zusehen, sondern ich werde mich zum Staatsmanne bilden, und Theil nehmen an der Regierung, — befehlen ist besser als gehorchen!

Ich hatte erst die Universität Halle verlassen, hier die Rechte studiert, mein Kopf war voll von Nettelblattschen Thesen. Mein Herz strömte vom reinen Feuer des Patriotism über. Ganz wollte ich mich ohne Eigennutz dem Dienste des Vaterlandes hingeben, ich

wollte mich so bemerkbar machen, daß selbst Friedrichs Späherblick mich erreichte, und in kurzem dachte ich mich an der Spitze der Geschäfte. Ich glaubte nichts gewisser, als daß jeder Staatsminister nur den bravsten, fleißigsten, geschicktesten Arbeiter vorziehe, und daß keiner ohne glänzende Eigenschaften auf Beförderung rechnen könnte.

Mein Vaterland war jenseits der Elbe, nur üppige Fluren hatte ich von jeher gesehen; Moräste, Sandwüsten, Kiefernhaiden waren meinen Augen stets fremd geblieben. Berlin kannte ich nur aus Büchern, für mich war es der Sitz der Götter; alles was ich nur Schönes und Vortreffliches mir denken konnte, häufte meine Phantasie in Berlin zusammen.

So kam ich über die Elbe bey Hohen-Ziatz in den Sand. Der Postmeister, ein roher Mann, wie es deren so viele giebt, schlug mir die Tobackspfeife aus dem Munde, wie ich rauchend aus dem Postwagen stieg, mit der derben Lection: Ich solle die Nase ins Post-Reglement stecken, worin das Tobacksrauchen auf der Post verboten sey. Ich sagte mir zwar: der Mann hat Recht! Unhöflich ist er aber doch, denn er hätte dir es mit Manier sagen können; vielleicht aber gehört es zum Dienst eines Post-Officianten, wie das Posthorn für den Postillion, recht grob zu seyn. Ich glaube, ich hörte einst einen Reisenden erzählen, der einem Post-Officianten sagte: Herr, seyn sie nicht so grob! daß dieser geantwortet hätte: Herr, wissen sie nicht, daß dies im Reglement steht?

In Crossen soll auch die Grobheit ein Inventarium bey dem Postamte seyn, wenigstens hörte ich vor einiger Zeit einen Reisenden sagen: Gott Lob, der große Postmeister in Crossen ist todt. O! sagte ein zweyter: Kommen sie nur hin, der jetzige ist noch weit gröber.

Nach Crossen mag man von Berlin, Wien oder Petersburg kommen, so erhält man stets ein Pferd

mehr, als man mitbringt; auch kommts wohl, daß man es bloß nur bezahlt, ohne es zu bekommen. Jeder arme Teufel, der für zweydrittheilige Bezahlung auf der ordinairen Post in Crossen einpassirt, muß hier das Ganze zahlen, und führe er auch nur bis Groß-Lessen, zwey Meilen weiter.

Ich kam also nach Ziatz, und bekam beynahe Ohrfeigen, und fuhr im tiefen Sande, rechts und links kieferne Haiden, über Brandenburg nach Potsdam. Hier änderte sich die Szene: Es war ein heller Frühlingsmorgen, als ich den Berg herunter fuhr, der über Potsdam die Havel umgürtet. Die Sonne, die in voller Pracht eben aufging, warf ihre Strahlen auf das neue Palais, und stellte es meinem Auge glänzend und im Feuer schwimmend dar. Vor mir oben am Terrassen-Hügel ragte aus frischem schönen Laube der Sitz des Weisen (Sanssouci) hervor, von dem mein Auge sich nicht abzuwenden vermochte. So fuhr ich in's Thor, wo ich in jedem Hause einen Palast, in jedem Gardisten einen Helden erblickte. Im Gasthofe wurde ich aber bald abgekühlt, denn man verzweifelte an dem Leben des Einzigen, der Preußen über alle Staaten empor hob.

Von Potsdam fuhr ein Officiant, der ehemals unter der Garde gedient hatte, mit dem Postwagen. Er schimpfte auf Friedrich. Denke dir! wenn der Kerl nicht 14 Zoll gemessen, und mir durch seine Größe imponirt hätte, ich glaube, ich hätte ihn erwürgen können. Er sagte: „Gott sey Dank, daß der alte Filz bald abdrücken wird, er hat uns zuletzt noch recht cujonirt; bei der letzten Revüe war er gar des Teufels. Die Krücke flog ihm nur so in der Hand, und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den andern Staabsofficier sich ins Teufels Namen hinter die Fronte scheren."

Warum war er aber so übel gelaunt, da er doch sonst so gütig war? fragte ich. „Den Teufel war er

gütig, Herr, da wissen Sie's nicht. Gütig ist er in seinem Leben nicht gewesen, der Teufel war stets in ihm. Da kann ich Ihnen etwas davon erzählen, junger Herr, ich habe mir schon mehr Wind um die Nase wehen lassen, wie Sie: Als wir da im Kartoffelkriege in Böhmen standen, und der Herzog von Braunschweig den dummen Streich bey Hohen-Elbe machte, Gotts alle Wetter, wie kam der Alte angefegt. „Prinz," schrie er wüthend, „wissen Sie wohl, daß Sie ein dummer „Teufel sind? Prinz oder nicht, Sie müssen Ordre pa„riren, oder das . . . . . . Da stand der Held von „Hohen-Elb blaß wie Kalk an der Wand."

„Es waren aber in jener kurzen Campagne schon, so kurz wie sie war, viele Unordnungen vorgegangen, besonders stahlen die Commissarien das Futter über die Gebühr. Das merkte der Alte und schrieb an den Grafen Hoym ungefähr Folgendes: „Ihr habt mir andere, rechtschaffene Commissarien zu schicken, denn die Kerls stehlen just wie die Raben; dabey könnt Ihr ihnen bedeuten, wenn sie es wie ihre Vorgänger machen wollten, so würde ich sie aufhängen lassen wie die Krammetsvögel!"

„Ich will Ihnen sagen, junger Herr: der alte Schnupftobaksfabrikant sieht die Menschen so vor Beester an, und glaubt immer von ihnen übers Ohr gehauen zu werden. Ja, wenn Sie von gütig sprechen wollen, da ist der neue Herr, der will's Gott bald daran kommen wird, der ist gütig! der nennt alles Sie, grüßt alle Menschen, achtet kein Geld, liebt das Vergnügen, und hat den Grundsatz: Man muß leben und leben lassen. Herr, bey dem wird's ein Leben geben; das Geld, was der Alte zusammengescharrt hat, wird wie in Wasserbächen aus dem Schatze strömen. Was werden die Weiber nicht für eine gute Zeit haben? und Wein, ja Herr, wie Wasser wollen wir ihn saufen, denn, wissen Sie, ich bin in der Kellerey angestellt."

Ich gratulire Ihnen, erwiederte ich, und stieg aus, denn wir waren in Zehlendorf. Nachdem floß es dem Gardisten recht vom Munde, bis wir nach Berlin hereinfuhren. Ich hörte aber nicht mehr auf ihn. Ich dachte für mich ungefähr Folgendes: So ist der Mensch in der Regel, er sieht weder vor noch hinter sich, nur die Gegenwart hat für ihn Reitz. Ob Friedrich Schlesien erobert, dadurch sich unter die ersten Mächte Europens versetzt hat, und nun mit dem Schwerdt in der Hand das Gleichgewicht aufrecht erhält, wodurch wir im seligen Genuß des Friedens leben, das ist dem Säufer einerley, ihm gewähren nur die Weinfässer in der Kellerey einen Reitz, die Friedrich Wilhelm ihm aufthun wird.

Unter diesen Betrachtungen fuhr ich die Leipziger Straße hinan, und konnte die Paläste mit meinen Augen nicht umfassen, und die Höhe der Kunst nicht erklimmen, welche hier thronte. Ich stieg im goldnen Adler ab.

Im goldnen Adler fand ich eine sehr gebildete, aber in ihren Meinungen sehr verschiedene Gesellschaft. Das Gespräch war aus sehr natürlichen Gründen nur auf den großen Gegenstand, auf Friedrich's nahen Tod, gerichtet. Für etwas anders hatte niemand eine Idee. Da man in Berlin reden kann, was man will, und der König selbst keine Pasquille auf ihn unterdrückte, so sprach man auch sehr frey über die Folgen, welche der Tod Friedrichs haben würde. Mancher junge Officier in der Gesellschaft meinte: nun würde der Dienst nicht mehr für ihn so viel Lästiges haben, und er würde ungeniert dem Vergnügen nachjagen können. Die ältern äußerten aber laut, daß mit ihm auch der Heldengeist, Disciplin und Subordination nach und nach von der Armee weichen würde. Einige einheimische Kaufleute freuten sich über die zu erwartende Abschaffung der strengen fiskalischen Maaßregeln bey der

Accise. Kurz, ein jeder in der Gesellschaft war anderer Meinung, als sein Nachbar.

Endlich nahm ein Greis das Wort, und sprach: Meine Herren, ich lebte unter Friedrich Wilhelm I. und während der Regierung des großen Königs; ich habe mich unter beiden an eine strenge Regierung gewöhnt; ich bin Zeuge der Großthaten Friedrichs gewesen, und habe bemerken können, wie sein großer Geist sich nach und nach seinen Umgebungen mittheilte. Wir alle leben jetzt hier im Genuß der Früchte, die sein Genie hervorbrachte. Freyer ist kein vernünftiger Sterblicher in einem Winkel der Erde, wie wir hier in unserm Lande es sind. Mögen unsere Abgaben drückend, der Wein theuer, der Militair- und Civildienst beschwerlich seyn, so ist unserer Entwickelungs-Freyheit doch kein Ziel gesetzt, unser Eigenthum ist sicher, so wie unsre Personen. Ich fragte nie darnach, ob der Regent ein Herz hatte, aber wohl, ob ein Geist und die aus ihm hervorgehende schaffende Kraft in ihm war. Diese nur macht den Regenten und ist für den Staat; sein Gemüth aber nur für seine Familie vorhanden. Hier dachte ich an meinen Vater, als er sagte: „Der Geist regiert die Welt und nicht der Leib!“

Dieser Greis war nachgehends mein Führer und Freund, und sagte mir über die Regierung, welche jetzt zu Ende geht, folgendes: „Friedrich hatte drey Haupt-Principe, welche er während seiner ganzen Regierung durchzuführen bemüht war.“

In Rücksicht der Verhältnisse gegen außen hatte er der Idee vom Gleichgewicht der Staats-Gewalt in Europa Ausbildung gegeben. Man ging von dem Grundsatze aus: Daß ein zu großer Staat durch einen Regenten beherrscht, (die so oft projectirte Universal-Monarchie) den Despotism erzeuge, der nur Sklaven dulde, und keine stets steigende Entwickelung des menschlichen Geistes zulasse. Besser wären mehrere kleine

Staaten, die sich einander die Waage hielten, die ein Rechts=Princip unter sich aufstellten, wornach ein jeder in seinen vorgezeichneten Grenzen bleiben müsse.

Diese Theorie wäre recht gut gewesen, wenn nicht ein jeder Staat, so oft es sich nur thun ließ, dagegen gesündigt hätte. Es fehlte an einer Garantie, die diesem Princip die Haltung gab. Nun erschien aber unter den Regenten der größte Kopf in Europa, der ganz von diesem Grundsatze beseelt war, nachdem er sich durch Schlesiens Besitz in den Stand gesetzt hatte, niemand fürchten zu dürfen. So lange dieser große Kopf herrscht, steht nun das Princip fest, mit ihm wird es aber auch wieder fallen.

Nach dem siebenjährigen Kriege war ihm der Schlachtenruf ein Gräuel, er bewieß es 1778, wo er für Bayern sich hingab, ohne einmal Kriegskosten zu verlangen. Pohlens gänzliche Auflösung wäre 1772 schon geschehn, wenn Friedrich gewollt hätte; er war mit dem kleinsten Theil zufrieden, respektirte (als sie vor sich ging) der Städte Danzig und Thorn Landeshoheit, und ließ sich beynahe von ihnen Hohn sprechen.

Er war es, der den Fürstenbund im deutschen Reiche errichten wollte, und der dem Kaiser Joseph antwortete, der ihm bey Neisse sagte:

Sire, je prends le Sud, prenez le Nord de l'Allemagne, alors nous sommes Maitres du monde!

Sire, dann würde ich der Zerstörer des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten seyn, dessen Grundsätze ich stets befolgt, und andern angerathen habe.

Als Friedrich zur Regierung kam, war sein Staat zu klein, um andere imponiren zu wollen, zu groß, um von andern auf sich einwirken zu lassen; eine solche Mittelmäßigkeit war für keinen großen Kopf erträglich. Nur durch eine Acquisition konnte dieser Zustand verbessert werden. Friedrich ergriff also die Gelegenheit, seinen Staat durch Schlesien zu vergrößern,

mit beiden Händen, welche Carls VI. Tod und alte Ansprüche auf vier Fürstenthümer in dieser Provinz darboten.

Billig kann man die Frage aufwerfen: Warum Friedrich nicht Sachsen, theils mit Gewalt, theils durch Convention nahm, wenn er dem König August die Krone von Pohlen mit dem Besitz von Ostpreußen erblich verschafft hätte? Die Vortheile für Preußen, welche diese Acquisition gewährte, fallen in die Augen. Es legte einen festen Damm zwischen sich und Rußland, und indem es Pohlen eine feste Regierung gab, hinderte es jede Einwirkung, welche Rußland, dem Gleichgewichtssystem zum Trotz, sich nachher in die pohlnischen Reichsangelegenheiten erlaubte.

Sachsen für Preußen, welch vortheilhafter Tausch? Jene Provinz voll Industrie, und in Rücksicht der geistigen Entwickelung die erste Deutschlands, bevölkert und fruchtbar, bewohnt von einem biedern gutmüthigen Volke, welches seine Verfassung liebt, seinem Herrn völlig ergeben ist. Diese, ein langer Streifen, der vertheidigungslos in jedem Kriege mit Rußland Preis gegeben werden muß, voll von Sümpfen, Seen und Morästen; arm an aller Industrie und Kunst; bewohnt von Wölfen und einem Volke, welches die sarmatische Abkunft nicht verläugnen kann; kleine verschlagene Augen, stumpfe Nasen, kurze dicke Hälse, aufgeworfene Lippen, eine eingedrückte Stirn, dies sind die Abzeichen, welche dies tückische, hinterlistige Volk vom Deutschen unterscheidet.

Bekanntlich konnte Friedrich die Preußen nie leiden, besonders seitdem sie im siebenjährigen Kriege sich gleich den Russen hingaben, und ohne Gram ihre Regierung wechseln wollten.

Diese Apathie und Gleichgültigkeit gegen den, der regiert, liegt ganz im Charakter dieses Volks. Der Herr, der ihm viel zu essen, und wenig Prügel giebt,

ist der beste; so denkt der Bauer gegen seinen Grundherrn; denn seit Jahrtausenden hat die Feudal-Aristocratie ihn hier zu einer Bestie, den Edelmann zu einem übermüthigen Schlemmer herabgewürdigt, der, seitdem der Geist der Chevallerie in den stehenden bezahlten Heeren unterging, sich nur mit Essen, Trinken, Kinderzeugen und Schlafen beschäftigt. Ohne Eigenthum, also ohne Interesse für das Leben, kennt der Bauer keine andere Glückseligkeit, als wenn ein Gericht Klöße vor ihm dampft, und die Nacht ihn von viehischer Arbeit zum Schlaf abruft. Für Kunst und Cultur in jeder Art ist dies Volk nicht empfänglich. Alle Mühe, die Friedrich sich gab, hier beide zu wecken, war vergebens; denn auch in den wenigen Städten ist der Bürger nur um ein wenig gebildeter wie der Bauer, treibt die kunstlosesten Zweige der Industrie nach alter Weise, und hat keinen Sinn für eine stets steigende Cultur.

Wohl mag Friedrichs Geist jenen kühnen Gedanken gefaßt haben. Zu schwach in jener Zeit, und abhängig von Frankreich, wagte er es nicht, nach der verbotenen Frucht zu greifen, und war zufrieden als man ihm Schlesiens Besitz garantirte.

Sehr viel Gutes hat übrigens das Gleichgewichtssystem für Europa erzeugt, und die goldenen Früchte desselben waren wohl, seitdem es zu einiger Ausbildung unter Friedrichs Einfluß gedieh, die sich so hoch empor geschwungene deutsche Literatur, mit allen ihren Folgen, Druck- und Preßfreyheit, Ausbildung der Künste und Handwerke, und so viele andre. Unstreitig bringen die mäßig großen Staaten durch die gegenseitige Reibung bessere Köpfe hervor, wie ein unförmlicher Coloß, der, einen Despoten an der Spitze, nur Sclavensinn, Ignoranz und Stumpfheit zu Tage fördert. Gesetzt auch, daß häufiger der Krieg jene kleinern Staaten durchzieht, so ist auch dieser selbst ein Reizmittel, schlummernde Geisteskräfte zu wecken, statt

daß der ewige Frieden in einer Universalmonarchie, ewigen Schlaf und einen Stillstand verspricht, welcher den Menschen seiner Entwickelung nicht näher führt.

Wie lange dies System nach Friedrichs Tode noch fortdauern wird, das wird davon abhängen: Ob sich bald ein großer Kopf unter den Regenten an die Spitze stellen wird, den gleiche Grundsätze beleben, wie unsern König.

Wodurch der König dies System aufrecht erhält, das ist sein großer Geist, den er in die Diplomatik hineinlegt, und sein stehendes Heer, welches wieder seine Basis in dem wohlgeordneten preußischen Finanzwesen hat.

Zweyter Brief.

Berlin.

Ich schloß mein letzteres Schreiben, da mich die, für alle Preußen schreckliche Nachricht von Friedrichs Tode betäubte; und seitdem ich hier bin, finde ich meines Vaters Ahndung bestätigt. Ja, Freund, das große Wesen ist nicht mehr, welches für alle seine Unterthanen, aus so verschiedenen Völkerstämmen bestehend, eine belebende Gottheit war. Sie ist untergegangen, Preußens erwärmende Sonne, noch einige Zeit wird ihr Abglanz im Abendroth leuchten, dann aber wird auch dieses verschwinden, und wir endlich in dicker Finsterniß umhertappen, hin und her schwanken, und nicht wissen, wornach wir greifen sollen, um sichern Tritts zu gehn.

Friedrich starb, wie er gelebt hatte, groß und hehr, wie es einem Götterähnlichen gebührt. Er starb unter den Staatsgeschäften, in seinen Kleidern, den Hut auf dem Kopf, in seinem Lehnstuhl.

Das schrecklichste Gefühl durchbebt seitdem alle wackern Preußen, deren Geist einige Spannen vor sich

sieht. Ich mag ihn weder ausdenken noch ausmalen, den niederschlagenden Gedanken über die künftige Zeit. Ich will mich hinwerfen in den Staub in Deinen Gärten, wo du einsam wandeltest, großes Wesen, und die Erde küssen, die Dein Fuß betrat. Künftige Geschlechter werden nach Jahrtausenden Dich und Deine Thaten erst würdigen, welche Dein Zeitalter noch wenig begriff; denn Dein Geist war über deine Generation hinaus, und ragte ins Unbegreifliche empor, der Gottheit nahend.

Verstimmt und trübe, wie vom Donner gerührt, sehe ich alle Verständigen; sie ahnden, daß ihre Herrschaft zu Ende geht; sie werden sich zurückziehen in die Einsamkeit, und in der Rückerinnerung der vergangenen Zeit nur noch frohe Stunden verleben. Heiter sehe ich alle Gesichter der Gewinnsüchtigen, der Intriguanten, der Coquetten, der Liederlichen, der Schlemmer, der H****. Ihr Reich hebt an; sie wollen den Staat zerreißen, sich in die Beute theilen; was fragen sie nach dem Vaterlande?! Sinnenkitzel, der feinste physische Genuß in der Zukunft, das ist ihre Tendenz; mag der Staat darüber zu Grunde gehn, was kümmerts ihnen?!

Ich blieb in meinem vorigen Schreiben bey der Diplomatik stehen, die Friedrich zu handhaben pflegte; jetzt will ich Dir das Nähere darüber eröffnen. Die auswärtigen Angelegenheiten besorgt das ganz für sich bestehende Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Friedrich ist selbst Chef davon, die Minister Herzberg und Finkenstein, die Räthe, (ein Dohm) sind mehr die Expedienten des Königs, als daß sie vor ihren Kopf die Sachen leiteten.

Der Cabinetsrath, der dem Könige Vortrag macht, ist lediglich sein Schreiber und weiter nichts. Herzberg, der ein Mann voll von Patriotism ist, sich ganz nach des Königs System gebildet hat, ist derjenige,

welcher den Königlichen Sentiments die Form giebt; und dessen Rath der König auch wohl hört. Dohm ist lediglich ein Publicist, der genau die deutsche Constitution kennt, und den Inhalt aller Reichs-Fundamental-Gesetze sich zu eigen gemacht hat. Ein genialischer Kopf ist er nicht, jedoch sehr brauchbar als Instrument.

Der König fürchtete nichts mehr in den letzten Zeiten, als das Vordringen des russischen Riesen gegen den Süden, und die Absichten Catharinens und des Fürsten Potemkin *), Pohlen zu unterjochen. Eben so ängstlich war er bey den Reformen, die Joseph in Oestreich veranlaßte, da er genau die schlummernden Kräfte dieses Reichs kannte, die er ungern aufrütteln sah. Frankreichs Nullität fürchtete er nicht, er prophezeyte nahe Auflösung. Englands Einfluß auf den Continent zu Preußens Nachtheile war nicht denkbar, und alle übrigen Mächte waren gar nicht zu fürchten. Es war daher bey der Allianz der beiden Kaiserhöfe ihm nicht unlieb, wie das Gewitter sich über Griechenland zusammen zu ziehen schien. Hier war die Explosion weit von seinen Grenzen, und wenn sie ihm zu tobend, zu vernichtend wurde, dann konnte er schnell sich Böhmens bemächtigen. Doch er ist gestorben, ehe es dahin gekommen ist, und es bleibt zu erwarten, was die jetzige Regierung thun wird.

* * *

Die stärkste Maschine in dem von Friedrich aufgeführten Staatsgebäude ist die Armee.

Was war sie in vorigen Zeiten? wie ist sie organisirt? was kann sie leisten?

Im dreyßigjährigen Kriege bestand die brandenburgsche Armee aus 4000 Mann. Der große Churfürst

*) s. die Note A.

erschuf zuerst eine eigentliche Armee; wie er sie gegen die Schweden und Franzosen gebrauchte, das lehrt die Geschichte. Friedrich I. war zu sehr für nichtsbedeutende Dekorationen des Throns eingenommen, liebte nur Glanz und Pracht und einen üppigen Hof, und bekümmerte sich wenig um die Armee. Daher kam es denn auch, daß damals der Soldat nicht so geachtet wurde, wie der Civilist. Ja nach der damals erlassenen Rangordnung stand der oberste Kammerherr über dem Feldmarschall, und dieser mußte jenem Platz machen. Nach seinem Tode und bey dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. änderte sich dies bald. Friedrich Wilhelm war ein Soldatenfreund, er schätzte aber nur das Mittel, ohne den Zweck zu achten. Der Soldat, die Armee, besonders die Garden waren diesem sonst in vielen Eigenschaften großen Manne, wie den Kindern eine Puppe, ein Spielzeug. Man zieht es des Spaßes wegen aus und an, läßt es mechanisch sich bewegen, drehen und wenden, ohne zu wissen, warum.

Die Armee galt damals nicht wegen ihrer innern Würde, sondern par l'ordre du Roi! sie imponirte nur durch die ihr anklebende Form, durch Größe, martialisches Aeußere, durch Kleidung, und die ihr beywohnende Vorliebe des Königs. Der Staat bezahlte dies größtentheils aus Ausländern bestehende Heer, und wußte nicht, warum. Daß diese Marionetten je Provinzen erobern, oder den Staat vertheidigen sollten, das fiel Niemanden, am wenigsten dem Könige ein. Er ließ sich alles, selbst die größten Beleidigungen der Hannoveraner und Holländer, gefallen; man schlug ungerächt seine Werber todt, und wenn er auch einmal Miene zum Losschlagen machte, war es doch nie sein Ernst, und durch einen großen Kerl, den man ihm für die Garde schickte, war bald alles wieder beygelegt.

Die stehenden Heere, durch Ludwigs XIV. Kriege ansehnlich vermehrt, und durch den Successions-

und Türkenkrieg mehr ausgebildet, fochten zwar schon mit vieler Artillerie, mit Schießgewehr und Bajonetten in gedrängten Haufen, aber sie waren doch nicht in der Vollkommenheit vorhanden, wohin sie Friedrich führte. Man theilte schon damals zwar die Heere in Bataillone, und fand in ihrem combinirten Feuer ihre Stärke; aber es fehlte ihnen noch viel, bis Leopold von Anhalt-Dessau die eisernen Ladestöcke bey der preußischen Armee einführte, und die Bataillone, die sonst sechs Mann hoch standen, drey Mann hoch aufstellte. Friedrich Wilhelm bleibt aber der Ruhm: die große Disciplin und Ordnung in die Armee gebracht zu haben, welche sie heute noch auszeichnet. Seitdem wurde ein preußisches Bataillon eine Feuer und Kugeln speyende wandelnde Maschine, womit man nun noch zwey leichte Kanonen vereinigte. Die Artillerie war noch nicht so ausgebildet, und zum Felddienst geschickt gemacht, wie jetzt; man kannte noch keine reitende Artillerie und ihre Wirksamkeit. Dagegen hatten die Franzosen es schon im vorigen Jahrhundert, sowohl in der Fortifications- als Belagerungskunst sehr weit gebracht, und es allen Nationen darin weit zuvor gethan. Mit Vaubans Hülfe zog Ludwig XIV. von Hüningen bis Dünkirchen eine Kette von Vestungen um Frankreichs Provinzen, die jeden Angriff unmöglich, wenigstens sehr gefährlich machten.

Die preußische Cavallerie fand Friedrich als ein sehr schlecht zusammengesetztes Caos; durchaus ungeschickt zu schnellen Evolutionen; ging ihr Angriff nur immer grade aus; ihre Rüstung, im Verhältniß zu der Kraft der Pferde, war viel zu schwer; ihre Zäumung schlecht; die Reiter konnten weder reiten noch hauen; die ganze Tendenz der Cavallerie ging nur darauf hin: durch den ersten Stoß die feindliche zu werfen. An leichten Truppen, sowohl Reiterey, als Fußvolk, fehlte es den Preußen 1740 gänzlich, und da die Oestreicher daran

einen Ueberfluß hatten, so thaten sie dadurch in den ersten schlesischen Kriegen den Preußen großen Abbruch, besonders bey den Rückzügen aus Böhmen.

Wie Friedrich mit dem von Friedrich Wilhelm I. exercirten, von Leopold von Anhalt-Dessau organisirten Heere 1740 die Oestreicher bei Mollwitz zum erstenmale schlug, da gewann er vorzüglich durch die Infanterie, vom Zufall geleitet, (nicht durch sein Feldherrn-Talent) die Schlacht. Europa staunte, daß ein junger Prinz, in dem man den Schöngeist, nicht aber den Feldherrn kannte, die durch so viele Kriege berühmt gewordenen Oestreicher, über denen noch der Geist Eugens schwebte, von einem erfahrnen Feldherrn (Neuperg) angeführt, besiegte, und sein Ruf erhielt dadurch eine sichere Basis. Was war es aber, was die Oestreicher besiegte? Theils der Geist des von Leopold eingeführten neuen Kriegssystems, die eisernen Ladstöcke, und der Gleichtritt der durch Disciplin gehaltenen Infanterie, theils der Zufall. Wie die schlecht zusammengesetzte Cavallerie der Preußen von dem östreichischen General Römer durch die weit geschicktere östreichische Reiterey geworfen worden war, den König in ihre rasche Flucht mit hineinzog, er alles verloren glaubte, da standen seine Bataillone wie Granitfelsen, gaben ein rasches wiederholtes Bataillon-Feuer, welches die östreichischen schlecht geschlossenen und zu klumpigt aufgestellten Linien nicht erwiedern konnten, besonders da sie mit ihren hölzernen Ladstöcken brouillirt waren, die sehr oft zerbrachen. Der Zufall mußte aber das beste thun, Schwerin benutzte ihn, und gab dadurch den Ausschlag. Die preußische Armee stellte sich bey Mollwitz in Schlachtordnung. Der rechte Flügel lehnte sich an Herrndorf, der linke an einen Bach. Da die Cavallerie, welche auf dem rechten Flügel die Flanken deckte, der Infanterie nicht Spielraum ließ, so war man genöthigt, drey Bataillone der ersten Linie hier

weg

weg zu nehmen, sie auf der rechten Seite aufzustellen, und durch sie diese Flanken der beiden Linien Infanterie zu decken. Diese durch Zufall entstandene Disposition gewann die Schlacht; denn wie die feindliche Cavallerie die preußische des rechten Flügels geworfen hatte, attaquirte sie die hier stehende Infanterie; hier fand sie nun die aufgestellten drey Bataillone, welche nicht nur diesen Angriff zurück warfen, sondern mit gefälltem Bajonet diese Cavallerie attaquirten und zerstreuten.

Neuperg versuchte nun durch wiederholte Angriffe auf diesen Punkt die Schlacht zu gewinnen, aber vergebens! Fünf Stunden währte hier der Kampf, bis Schwerin plötzlich seinen noch nicht angegriffenen linken Flügel vorrücken ließ, wodurch der rechte der Feinde in der Flanke bedroht wurde, worauf Neuperg das Schlachtfeld räumte.

Friedrich sah, als großer Geist, sehr wohl das Mangelhafte ein, wodurch seine Armee, die ihr erstes Probestück bey Mollwitz abgelegt hatte, beynahe alles verloren hätte, und von diesem Augenblick an sehen wir in ihm das Feldherrn-Talent sich entwickeln. Sein genialischer Kopf schuf ein eignes System der Kriegskunst, wodurch er nachher sieben Jahre dem größten Theil von Europa widerstand, und welches er zur höchsten Vollkommenheit brachte, weshalb denn auch jetzt die preußische Armee die erste in der Welt ist. Ein großer Kopf findet bald diejenigen, welche ihm nahe kommen, und so sammelte er ein Corps von Generalen um sich her, von denen ein jeder ein Genie war. Ich darf die Namen dieser Herren nicht aufzählen, sie sind allzugut bekannt. Unter ihnen that Seidlitz und Ziethen das Mehrste für die Cavallerie. Tempelhof und Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg für die Artillerie. Ferdinand v. Braunschweig, Keith, Schwerin, Prinz Heinrich und so viele andere,

waren sowohl große Feldherren, als Infanteriegenerale.

Ich habe die preußische Armee geschildert, wie sie Friedrich aus den Händen seines Vaters erhielt, jetzt will ich auseinander setzen, was er daraus gemacht hat.

Friedrichs System in der Politik war, das Gleichgewicht unter den Mächten zu erhalten, sich deshalb empor zu arbeiten, und seine Staaten zu schützen, dazu diente ihm die Armee; sie war ihm nur eine künstlich zusammengesetzte Maschine. Als solche war sie ihm nur als ein Ganzes vorhanden, die Einzelnheit und deren moralische Qualität galt ihm Nichts, nur das Physische hatte für ihn hierin einen Werth. Der Feldherr, den er an die Spitze dieser Maschine stellte, um sie zu leiten, mußte ein Mann von Kopf und Energie seyn; auf ihn kam alles an. Die ihm untergebenen Officiere waren zum Theil als ein Stück jener Maschine anzusehn, zum Theil dienten sie aber auch zu ihrer Führung und Leitung als moralische und nicht bloß physische Wesen. In dieser Hinsicht mußte der König ein allgemeines Princip aufstellen, um dadurch auf ihre Moralität einzuwirken; dies that er dadurch, daß er ihnen das Ehrgefühl einprägte, welches sich allen mittheilte, und einen Esprit du Corps hervorbrachte, der in allen Kriegen von den besten Folgen war. Der Verdienstorden, den der König einführte, hing genau damit zusammen. Der Officier durfte, vermöge dieses alle belebenden Ehrgefühls, nie in der Schlacht, so wie auf Commando, seinen Posten verlassen; und im gemeinen Leben im tiefsten Frieden nie eine Beleidigung auf sich sitzen lassen, sondern er mußte sie mit Blut abwaschen. Wenn er eine Thatsache auf Ehre versicherte, so mußte dies so gut seyn wie ein Schwur, und Niemand durfte daran zweifeln. Es mußte im Sinn dieses Princips vorausgesetzt werden, daß ein Officier so brav und geschickt sey wie der andere, deshalb fielen alle Vorzüge

weg; man wurde nach dem Dienstalter befördert. Der König wußte recht gut, daß nur die Feldherren gebohren werden, er kannte jeden Officier, und wenn es zum Kriege kam, so zog er die Genies in den General-Staab, und aus diesem gab er den alten stumpfen Generalen Adjutanten. Diese machten dann die Feldherren, jene dienten nur zur Repräsentation. Zeichnete sich ein Officier ganz vorzüglich aus, wie Seidlitz, dann nur wurde eine Ausnahme gemacht, und er außer der Rangliste befördert.

Die Armee als Maschine und mechanisches Kunstwerk betrachtet, duldete es, daß sie aus Individuen bestand, die nur Körper hatten; diese Körper mußten nur gesund und stark seyn. In so fern man die Körperkraft in einem großen Mann mehr vorhanden zu seyn wähnt, wie in einem kleinen, wurde das Normalmaaß von 5 Fuß und 3 Zoll als das Minimum in der Armee angenommen. Bey diesen Individuen war die Moralität gleichgültig, wenn sie in den Dienst traten, daher nahm man selbst Diebe und Straßenräuber, Zigeuner und Vagabonden auf. Damit sie ihre Schuldigkeit thaten, führte man ausgesuchtharte Leibesstrafen, Stockschläge und Spießruthen ein, und damit sie nicht davon liefen, wurde eine Menge von Controllen eingeführt, so daß dies möglichst gehindert wurde.

Da der König eine Armee, denen der übrigen Mächte gleich, unterhalten wollte, das Land aber zu arm an Menschen war, Ackerbau und Industrie auch nicht vernachläßigt werden durften, so mußten die Finanzen und das Geld dazu dienen, die Armee vollzählig zu erhalten. Es wurden daher so viele Ausländer geworben, als man brauchte.

Da der König durchaus nichts von dem Moralischen der Soldaten erwartete, sondern alles von der auf den Stock basirten coercitiven Gewalt in ihren Rücken; so war es nicht nöthig, dem gemeinen Solda-

ten eine Aussicht auf Beförderung zu gewähren, daher war das Aeußerste des Avancements für den Gemeinen der Feldwebelposten. Wir finden zwar, daß Friedrich in seinen Kriegen die Truppen harangirte, dies geschah aber mehr der Officiere, als der Gemeinen wegen, und wenn es auch wegen dieser geschah, so hatte er dazu folgende Beweggründe: Er wußte sehr wohl, daß seine Soldaten in der Regel nicht aus Patriotismus und aus Vaterlandsliebe oder Zuneigung für ihn fochten, sondern wenn sie in die Schlacht gingen, so thaten sie es, weil sie dazu gezwungen wurden; da aber der Besiegte immer übler daran ist, wie der Sieger, so fochten sie stets brav, um nicht geschlagen zu werden; sie fochten brav, da sie die Erfahrung aus so vielen Schlachten sich zu eigen gemacht hatten, wie es dem Besiegten zu gehn pflegt: Der Sieger plündert, der Besiegte wird geplündert; der Sieger mißhandelt, der Besiegte wird gemißhandelt; der Sieger lebt in Saus und Braus, der Besiegte wird wie ein Stück Vieh eingestallt, muß Hunger und Durst leiden. Es kam hinzu, daß die Preußen mit der Gefahr bekannt waren, ein großes Zutrauen auf ihre Feldherren, besonders auf den König, setzten, und wenn man daher gefunden hat, daß die Preußen in Masse sehr brav waren, so geschahe es aus jenen Gründen. Hierzu kam noch Raubgier nach der Beute.

Es lagen also die Fundamente der preußischen Kriegsmaschine in dem Point d'honneur des Officiercorps, in der Subordination, in der mechanischen Fertigkeit der Einzelnheiten, ein mechanisches lenkbares Ganze, (Armee genannt,) auszumachen, und in dem Corporalstock, der diese Fertigkeit einzwang; endlich in den genialischen Köpfen, die Friedrich als Feldherren an die Spitze zu stellen wußte.

Man hat sich so oft schon öffentlich und im Stillen darüber scandalisirt: Daß Friedrich (dieser so

verständige Mann) zu seinen Officieren nur Edelleute ansetzte, da doch unter den Bürgerlichen eben so talentvolle Köpfe wären, wie unter dem Adel.

Lag aber diese Idee nicht der Organisation des Officiercorps zum Grunde? War sie nicht innigst damit verbunden? Wie Friedrich seine Armee erschuf, da war der Geist der Chevallerie noch in dem Adel vorhanden, die sogenannte Cavalier-Parole hatte noch einen Werth; es gab Geschlechter, die noch viel auf ihren alten Namen hielten, und sie brachten in das Militair das Ehrgefühl mit hinüber, welches der König gebrauchte, um dem Officiercorps seine Haltung zu geben.

Im Jahre 1740 war die deutsche Literatur noch in ihrer Kindheit, unfähig, dem dritten Stand die nöthige Bildung zu geben. Bey den Ausländern, besonders bey den Franzosen, mußte man sie suchen. Nur der Adel hatte in der Regel das Vermögen dazu, sich die nöthige feine Bildung zu verschaffen. Ein Hauptzweck, den der König aber dabey hatte, nur dem Adel die Officierstellen zu geben, war auch die Aufrechthaltung der Subordination. Es herrschte in seinen Staaten das Leibeigenthum und der Unterthänigkeits Nexus; der Bauer war gewöhnt, stets in seinem Grundherrn denjenigen zu erblicken, der ihm Befehle geben konnte; trat er nun in die Armee, so fand er in seinem Officier den Herrn wieder, welchem zu gehorchen ihm zur Gewohnheit geworden war.

Friedrich suchte nach Obigem sein Heer, welches er für nichts mehr und nichts weniger, als für eine Maschine ansah, auf die Kunstfertigkeit, die vom Feldherrn gemachten Dispositionen auszuführen, zu gründen; diese mechanische Fertigkeit, bald vorwärts, bald rückwärts, bald rechts, bald links, in geschlossenen Linien, — in einer vollkommenen Harmonie der Einzelnheiten zum Ganzen, auf Commando, sich zu bewegen, ohne darauf zu achten, ob es auf eine

Batterie, durch Bäche und Moräste, oder auf den Revüeplatz ging, suchte er bey den Zwischenpunkten in der Armee (bey den Officiers), die theils gehorchend, theils befehlend, mithin theils Geist, theils Körper (Instrumente) waren, durch das Point d'honneur, wozu er den Geist der Chevallerie des Adels benutzte, bey dem gemeinen Mann, der lediglich Körper oder Instrument war, durch den Corporalstock, an den er seine Recruten schon gewöhnt fand, hervorzubringen, da die Feudal-Aristocratie in dem preußischen Staate dem Grundherrn den Prügel in die Hand gab, um die Unterthanen damit in Zucht und Ordnung zu halten. Wenn aber Friedrich wohl einsah, daß es sehr schwer war, in dem Soldaten das Gefühl zu unterdrücken, welches die Natur in ihn gelegt hatte (Todesfurcht), so wurde alles benutzt, was in ihm diese Furcht überwinden konnte. Dies geschah dadurch, daß er der Armee ein großes Zutrauen zu ihm, dem König, und ein großes Vertrauen zu ihrer eignen Stärke einflößte. Daß er ihnen fast eine noch größere Furcht vor der Flucht, als vor dem Tode selbst, beybrachte. Daher kam es denn auch, daß er oft vor der Schlacht bekannt machen ließ: Heute giebts keine Retirade.

Um der Armee, dieser wandelnden Vestung, ihre Subsistenz zu sichern, hatte Friedrich selbst in Friedenszeiten eine Menge von Magazinen etablirt, wohin die Domainen-Aemter einen Theil ihrer Pacht in Körnern lieferten, einen zweyten Theil lieferte das Land, nach dem Contributionsfuß, gegen Bezahlung eines Durchschnittpreises; einen dritten Theil kaufte er auch wohl in Pohlen, welches Land für ihn eine Kornkammer war, da er die Häfen an der Ostsee gesperrt hatte.

Die Verpflegung der Truppen im Kriege geschah durch die Commissariate. Diese waren hinter der Fronte mit der Armee marschirende, aus Finanzbedienten

zusammengesetzte Collegia, die auf alle Weise den Truppen die nöthigen Bedürfnisse verschaffen mußten, worüber sie Rechnung ablegten. Den Sold zahlte die General- und die bey jedem Heere mitziehende Special-Kriegs-Casse, die wieder so viele Ableiter hatte, als es Regiments-Cassen gab.

In den Regimentern war die Bezahlung und die kleinen Montirungsstücke der Soldaten den Compagnie-Chefs gleichsam in Entreprise gegeben. Ihnen zahlte man, was der Etat besagte, der dieser Zahlung zum Grunde lag, und in Friedenszeiten war der Bestand bestimmt, wie viel Mann die Compagnie im Dienst aufstellen mußte, und wie viel beurlaubt werden konnten, für welche letztern der Chef die Etats-Summen einsteckt. So erhielten auch die Compagnie-Chefs gewisse Werbegelder, wofür sie die erforderliche, vom Könige bestimmte, Anzahl Ausländer anwerben mußten. Jedes Regiment mußte jährlich über seine Oeconomie der Ober-Rechnungs-Kammer Rechnung ablegen, und die jährlichen Special-Revüen vor dem König belehrten ihn, ob die Regimenter so beschaffen waren, wie es die Vorschrift bestimmte. Die nöthigen Remonte-Pferde für die Cavallerie ließ der König kaufen, und die Tücher, Stickereyen, Tressen u. s. w. wurden für die Armee für Königl. Rechnung in den desfalls angelegten Fabriken gefertigt, oder man gab die Lieferung Privatpersonen in Entreprise.

Das Lazarethwesen ging stets für Rechnung des Königs, in Friedenszeiten erhielten aber die Regiments-Chirurgen die etatsmäßigen Medicingelder, womit sie auskommen mußten.

Hierbey ist zu bemerken: 1) Daß bey der Verpflegung durch Commissariate der König gar sehr betrogen wurde, indem die Commissariatsbedienten zum Theil aus den Provinzen zusammengerafft und sehr schlecht bezahlt wurden, weshalb sie recht eigentlich auf Betrü-

gereyen ausgingen; die Chefs aber, wenn sie große Lieferungs-Contracte abgeschlossen, durch glänzende Anerbietungen geblendet, oft mit den Lieferanten unter einer Decke steckten. Da auch zum Brodverbacken ein großer Bäckerey-Train mitgenommen wurde, so stahl alles, was zu diesem Geschäft beauftragt war, und wenn zur Transportirung der Artillerie, des Feldlazareths und der Bäckerey eine Menge Pferde, und also auch deren Verpflegung nöthig war, so gab es hier wieder Gelegenheit, sich Betrügereyen zu erlauben. Die sehr natürliche Folge davon war: daß der Soldat im Felde oft Mangel litt, oder schlecht verpflegt, und daher häufig zur Plünderung gezwungen wurde; daß das Fuhrwesen schlecht bespannt war, und oft die Kriegs-Operationen desfalls stockten. Da aber bey allen übrigen Armeen diese Gegenstände noch unvollkommner, wie bey den Preußen, behandelt wurden, so hatte die preußische Armee auch hierin Vorzüge.

2) Durch die den Regimentern überlassene Verpflegung wurde die Habsucht der Compagnie-Chefs zu sehr rege gemacht; da aber der König sie dafür verantwortlich gemacht hatte, daß die Regimenter, besonders im Kriege, complet und vorschriftsmäßig gekleidet waren, so war diese Methode derjenigen vorzuziehen, wonach diese Gegenstände bey andern Armeen Commissarien überlassen waren, denen das Ehrgefühl fehlte, welches die preußischen Compagnie-Chefs beseelte, und die die Truppen nicht, wie diese, zur Schlacht führen durften.

Wenn auch Friedrich bey seiner Armee das Bagagewesen sehr reducirt hatte, so blieben doch in dieser Hinsicht eine Menge von Bedürfnissen übrig, welche nachgeführt wurden, wie die Zelter, die Bagage der Officiere u. s. w. Es war aber eingeführt, daß die Officiere bey der Infanterie Reitpferde erhielten, um die Beschwerlichkeiten des Marsches nicht so sehr zu

fühlen, welche am Tage der Schlacht die Bagage und den Nachzug vermehrten.

Die Completirung der Armee geschah theils durch Werbung im Auslande, theils durch erzwungene Aushebung der Landeskinder nach dem Nationalmaaß. Die Provinzen waren desfalls in Cantons eingetheilt, worin jeder dienstfähige Mann geprüft und in eine Liste eingetragen wurde. Jedes Regiment hatte einen solchen Bezirk, woraus es seine Recruten aushob.

Das Enrollement und die Aushebung geschah durch eine aus einem Officier des Regiments und eine Civilperson zusammengesetzte Commission. Jede Provinz hatte aber eine eigene Canton-Verfassung, und es fanden eine Menge von Exemtionen vom Soldaten-Dienste statt. Frey war der Adel, gewisse Gewerke, wie die Tuchmacher und Bergleute, der Erbe einer bauerlichen Nahrung, die Neubauer, die Juden und Menonisten, der Besitzer eines Capitals von 6000 Thlr. Frey waren manche Provinzen und Städte: Cleve, Ostfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. a. m.

Das Invalidenwesen war äußerst schlecht organisirt, ungeachtet des Invalidenhauses in Berlin, worin nur Wenige Aufnahme fanden; ungeachtet der vorgeschriebenen Versorgung manches Veteranen im Civildienst, blieben eine Menge von militairischen Krüppeln übrig, die bettelnd durch das Land zogen.

Eben so schlecht sah es mit dem Schulunterricht der gemeinen Soldatenkinder aus, man überließ sie der Natur. Zur Bildung der Officiere waren zwar Cadettenhäuser vorhanden, da sie aber zum Ersatz des Officier-Corps nicht hinreichten, so wurden die Junkers bey den Regimentern eingeführt, die als Unterofficiere placirt, vom Adel freywillig gestellt, und für den Officierstand physisch und mechanisch gebildet wurden; denn auf das Moralische sah man nicht.

Wenn man das Militair-System seit 1740 bis jetzt beym Lichte besieht, und überdenkt, was Friedrich zu seiner Ausbildung gethan hat, so findet man, daß solches gegen die Methode voriger Jahrhunderte sehr vervollkommnet ist, daß aber dabey noch viel zu thun übrig bleibt.

Vor alten Zeiten kämpfte ein Volk gegen das andere in Masse, und das siegende durchzog große Länderbezirke; dies lehren uns die Heerzüge, die Völkerwanderungen, und die Feldzüge der Saracenen, eben so die Kreuzzüge u. a. Das Ritterwesen brachte zuerst wieder das Kriegswesen in ein gewisses System. Jene Kriege waren wahre Vertilgungskriege, man führte sie oft aus Haabsucht, einer Idee wegen, oder für einen einzigen Eroberer ohne Zweck.

Seit dem letzten Jahrhundert, und seit der Einführung fester Staats-Vereine und der stehenden Heere zum Schutz derselben, wurde das Kriegführen eine Kunst, an der nur der kleinste Theil der Völker Antheil nahm. Die Soldaten schlugen sich, in Armeen vereinigt, auf einem kleinen Bezirk herum; das Volk, der Bürger, Bauer und Edelmann blieben ruhig bey ihren Beschäftigungen, und nur da, wo gerade die Krieger sich tummelten, geschah hierin eine Störung. Jene künstlich organisirten Kriegsmaschinen, Armeen genannt, führten alle ihre Bedürfnisse bey sich, und durch die eingeführte Disciplin war das Privat-Eigenthum möglichst gesichert. Die Brandschatzungen und Plünderungen machten nur die Ausnahme von der Regel aus.

Die Kriege hatten nicht mehr gänzliche Auflösung bestehender Staats-Vereine und alter durch das Herkommen geheiligter Verfassungen, Einführung einer andern Religion, oder einer Universal-Herrschaft zum Ziele, sondern es ging nur um den Besitz einzelner Provinzen, und wie gegen Friedrich II. Europa zu

Felde zog, so wollte man ihm doch das Churfürstenthum lassen, und seine Unterthanen in den zu erobernden Provinzen sollten bloß, ohne daß ihr Privat-Eigenthum verletzt würde, einen andern Staats-Chef anerkennen.

Sind wir nun auch auf diese Weise vorgerückt, ist auch eine Rechts-Theorie unter den Mächten aufgestellt, wornach man Krieg führt und Frieden schließt, welches durch wechselseitiges Gleichgewicht und das Interesse Aller gegen Einen garantirt wird, so hat doch dieses System auch sehr üble Folgen nach sich gezogen. Diese sind offenbar:

1. Daß stehende Heere im Frieden wie im Kriege unterhalten werden müssen, wovon die Last und die Kosten die producirenden Staatsbürger drückt.
2. Daß die Mächte Europens diese stehenden Heere stets, ohne auf das Verhältniß des National-Einkommens Rücksicht zu nehmen, vermehren, statt daß sie solche reduciren sollten, auch dadurch in ihren Finanzen zurückkommen, und in den jährlichen Deficits untergehen müssen.
3. Daß die Soldaten lauter Consumenten sind, und wenig oder nichts produciren, auf öffentliche Kosten gefüttert werden, da doch nur Arbeit den National-Reichthum basirt, der den Wohlstand des Staatsbürgers zur Folge hat.
4. Daß die Soldaten größtentheils Ignoranten sind, und durch sie die Wissenschaft gar nicht gefördert wird, welche doch die Menschheit ihrer Bestimmung, der Entwickelung geistiger Kräfte, näher führen soll.
5. Daß durch diese müßiggehenden Soldaten die Immoralität und der regellose Luxus täglich vermehrt wird, wodurch eine Verdorbenheit allen Classen und Geschlechtern sich mittheilt, die eine Auflösung aller bisher bestandenen Formen nach sich ziehen muß.

Dritter Brief.

Berlin.

Bey den ehemaligen Volkskriegen sah man auf keine Subsistenz-Basis, weil man die Gegend plünderte, wohin man kam, auch lebte man oft von Eicheln und Quellwasser und vom Wildpret, welches damals mehr wie jetzt die Wälder bevölkerte; man kümmerte sich auch wenig um die zurückgebliebenen Kranken und Maroden, sie kamen um. Man sicherte sich daher auch keine Anlehnungspunkte im Rücken, und fürchtete das Abschneiden von der Subsistenz-Basis nicht. Nur die Tapferkeit des einzelnen, die Kenntniß von dem Terrain, auf dem man gerade stand, und dessen Benuzzung; ob die Sonne ins Gesicht oder auf den Rücken schien; ob man Anhöhen oder Defileen und Thäler besetzt hatte; ob Regen oder Wind einem lästiger wie dem andern kam: Das waren Dinge, worauf es ankam.

Die stehenden Heere, die Vestungen, Pulver und Bley, der Unterhalt der Truppen u. s. w. erfordern aber so vielerley Kenntnisse und Wissenschaften; die Ausbildung der Kunstfertigkeit einer Armee (Taktik) hat eine ganz eigne Doktrin zum Grunde, daß der Soldat, welcher sich zum Feldherrn empor arbeiten will, sich alle diese Kenntnisse eben so theoretisch und praktisch aneignen sollte, wie der Jurist seine Pandecten, der Theologe seine Dogmatik, und der Arzt die Arzneykunde studiert und anwendet.

Theilt man nun auch die preußische Armee in zwey Theile, in Körper und Seele, in Instrument und Handhaber desselben, bringt in jene Cathegorie die Gemeinen und Unterofficiere, in diese den Officier und Feldherrnstand, so überzeugt man sich doch auf den ersten Blick, daß der dirigirende Theil, das Officier-Corps, viel zu empyrisch-mechanisch gebildet wird. — Nichts lernen diese Herren, wie die Exercierkunst, sie lernen die Handgriffe und geben Unterricht darin, ohne das Warum zu verstehen, so wie der Rechenmeister in der Arithmetik Unterricht nach auswendig gelernten Formeln ertheilt, ohne ihren Grund zu kennen. Hierzu kommt, daß der Officier nach dem Patent befördert wird, daß man ihn darnach zum General erhebt, ohne zu untersuchen, ob er diesem Posten vorstehen kann oder nicht. Man hat alles der Natur überlassen, ob sie nämlich Genies erschaffen will, die sich selbst emporschwingen oder nicht. Wird ein Friedrich diese nun auch wohl bald herausfinden? werden es auch seine Nachfolger? Wird man daher künftig nicht oft Generale an der Spitze der Heere erblicken, die weiter kein Verdienst haben, als daß sie lange dienten? daß ihnen die Natur eine gesunde Constitution verlieh? Werden wir nicht Feldherren Armeen commandiren sehen, die besser in einem Fleischscharrn mit dem Beil, als auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerdt bewaffnet wären? Werden wir nicht Greise die Truppen anführen sehn, die sich besser in den Sorgenstuhl paßten, als vor die Fronte? Sollte für den Krieg sich nicht besser die Jugend als das Alter passen?

Ein anderer Gegenstand ist die Armatur, woran so manches auszusetzen ist.

Die Artillerie theilt sich in schwere und leichte, jene ist für die Vestungen, diese für die Armee; aber ist diese nicht noch immer zu schwer? Durch die Einführung der reitenden Artillerie ist sehr viel gewonnen, aber immer noch nicht genug. Theils ist sie nicht sehr

zahlreich, theils sind die Kanonen noch zu schwer. Der Zweck der Feld-Artillerie ist kein anderer, als sie schnell da aufzustellen, wo sie mit Nachdruck auf den Feind wirken kann, sie muß daher ambulant und so leicht als möglich seyn, so daß man sie allenfalls durch Menschen schnell von einem Orte zum andern, durch Berg und Thäler fortbringen kann. Da hat man aber 6, 8, 12, 24 Pfünder, fährt ihrer zu Dutzenden auf einem Punkt zusammen, wo man bey Aufstellung der Schlachtordnung sie zweckmäßig placirt zu seyn wähnt; schnell ändert sich aber oft die Disposition, und die Batterie wird nutzlos; schwerfällig befindet sie sich dann auf einer Stelle, wo sie überflüßig ist, und fällt als sichere Beute dem Feinde in die Hände. Menschenhände können sie nicht fortbringen, zum Anspannen ist nicht Zeit, es sind auch wohl die Pferde erschossen; und sind die Kanonen auch bespannt, so fährt man damit mühsam fort, und stößt bald auf ein Hinderniß, welches das Terrain entgegenstellt.

Nimm einmal eine Muskete in die Hand und betrachte sie aufmerksam; ist sie nicht eine weit ungeschicktere Waffe zum tödten wie eine Vogelflinte? Todtschießen ist aber ihr Zweck. Der Soldat, der sie führt, zielt nicht, und versteht sich nicht aufs Schießen, oder weiß nichts vom Laden, oder von der Construction seines Gewehrs. Er ist nur aufs Geschwindfeuern oder vielmehr Knallen abgerichtet. Das Gewehr selbst ist schlecht gebohrt, schlecht geschäftet, und der Kolben zum Anlegen nicht geschickt. Das Zündloch ist so groß, daß die größte Kraft des Pulvers herausfährt; das Pulver selbst ist von der schlechtesten Art.

Was ich sage, kann ich praktisch beweisen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Herrn v. Scheel, der in der Garde diente: daß einst bey einem Probefeuer, welches von einem Bataillon auf eine breterne Wand

gemacht wurde, 20 Schüsse saßen, mithin waren 680 zwecklos geschehen.

Der Säbel der Infanterie ist völlig überflüßig.

Das Bajonet könnte eine gute Waffe seyn, wäre es anders construirt; so wie es jetzt ist, zieht es das Gewehr herunter, und damit zu tödten, ist äußerst mühsam; wäre es länger, das Gewehr einem Stutzer ähnlich, hätte es eine scharfe Seite, so wäre es geschickter zum tödten.

Eben so unzweckmäßig ist die Cavallerie bewaffnet. Wozu Carabiner und auch Pistolen? es wird kein Feind damit getödtet. Der Säbel macht den Cavalleristen, und der ist nichts werth, denn sein Gewicht liegt zu sehr nach vorne, der Reuter verhaut sich damit; und überdies kann er nicht fechten, und weiß damit nicht umzugehn. Die Pferde sind mit tausend überflüßigen Dingen behängt, die nicht für den Krieg, sondern bloß zur Belästigung der Pferde zu seyn scheinen.

Eben so zweckwidrig ist die Bekleidung. Frey soll sich der Krieger bewegen können, nicht durch unnöthigen Putz von wesentlichen Dingen abgehalten werden; er darf kein Spielzeug, keine Puppe großer Herren seyn. Jetzt ist er es, weniger bey uns, wie bey andern, aber immer noch zu viel.

Wozu die Frisuren? die steifen Zöpfe? die Schnüre? die Stickereyen? die weißen Hosen u. s. w. Man gebe bequeme nicht belästigende Kleider, die den Körper gegen Wind und Wetter schützen; man lasse die Haare auf pohlnische Weise abschneiden; man vermeide allen Putz, allen Glanz, und lasse den Soldaten auf nützlichere Gegenstände sein Augenmerk richten. Man wirft ein: Der Soldat muß beschäftigt werden, sich an Accuratesse gewöhnen. Giebt es dazu nicht noch bessere Gelegenheiten, wie das Frisiren und Hosenbürsten? Man lasse den Infanteristen mit seinem Gewehr schießen lernen, man lasse den Cavalleristen viel

reiten und fechten; man mache beide durch Tanz und Voltigirkunst geschickter und lenkbarer. Man lasse sie Wettrennen anstellen, sich ringen, Ball schlagen, kurz man übe ihre Körperkraft; dadurch wird der Soldat geschickt, als Theil einer Kriegs-Maschine seine taktischen Bewegungen mit einer großen Leichtigkeit zu verrichten.

Was das Avancement anlangt und die Bestimmung: Wer soll Soldat seyn? so kann die jetzige Methode nicht lange mehr vorhalten.

Friedrich, der 1740 unter dem dritten Stande wenig oder gar keine Bildung fand, der die darauf wirkende Literatur damals verachten mußte, that ganz recht, nur dem Adel die Officierstellen zu geben.

Keineswegs aus Vorurtheil hielt er mehr vom Verstande des Adels als des Bürgers, das beweisen Michaelis und Struensee; er benutzte nur ein Phantom (den Rittersinn), der dieser Classe noch anklebte, zu seinen Zwecken.

Jetzt haben sich die Dinge sehr geändert: Durch Friedrichs vortreffliche Regierung, die der geistigen Entwickelung seiner Unterthanen den größten Spielraum gestattet, hat sich die deutsche Literatur außerordentlich gehoben, ohne daß er es selbst ahndet und glaubt. Er wähnt sie nur in Frankreich, indem er die deutsche Sprache nicht versteht. Die goldnen Früchte dieser Literatur haben sich besonders dem dritten Stande mitgetheilt; denn da der Adel sich vom Könige begünstigt glaubte, wähnte er: er dürfe im Militair unwissend seyn und bleiben, wenn er nur den Dienst kenne; mithin widmete er sich weniger den Wissenschaften. Der dritte Stand ist daher in seiner Bildung dem Adel zuvorgekommen. Das Geld, welches durch Künste, Fabriken und Handlung, die besonders vom Könige begünstigt wurden, sich mehrte, that auch das seinige, um diesen Stand civilisirter zu machen, und es

ist so weit gekommen, daß diese Classe eben so geschickte Officiere stellen könnte, wie der Adel, wie es denn auch die Artillerie lehrt, worunter der Bürgerliche avanciren darf. Da aber kein Bürgerlicher in der Infanterie und Cavallerie sein Fortkommen findet, so sucht sich jeder vom Soldatenstand per fas et nefas zu eximiren.

Selbst der Bauer ist in den mehrsten Provinzen (besonders diesseits der Oder) civilisirter geworden. Seine Seele, sein Geist fangen schon an über das Physische in ihm die Oberhand zu gewinnen. Er fängt an über seine Bestimmung im Soldatenstande nachzudenken: es sträubt sich etwas in ihm dagegen, bloßes Instrument zu seyn, und bey der jetzigen Kriegskunst ist der Soldat der schlechteste, der raisonirt und moralischen Takt hat; er muß Instrument und nichts weiter seyn; daher sind die westpreußischen und pommerschen Regimenter auch die besten, da hier noch strenges Leibeigenthum herrscht, welches den Geist nicht aufkommen läßt. Je mehr nun die Cultur zunimmt, (und das wird sie in schnellen Schritten,) desto schlechter muß die Armee, so wie sie jetzt gestaltet ist, werden. Ja ich bin überzeugt, würde Friedrich jetzt gebohren, statt daß er starb, er würde selbst das jetzige Kriegs-System vernichten, und ein dem Zeitalter anpassenderes an die Stelle setzen.

Unmöglich kann auch noch lange das Cantonwesen, so wie es ist, bestehen, und die Exemtion so mancher Classe vom Soldatendienst statt finden, wie jetzt. Die Last fiel bisher immer nur auf einen Theil des Volks, der bey der im Steigen begriffenen Cultur sie nicht länger allein wird tragen wollen.

Der Adel, der nur bisher freywillig sich dem Officierstande widmete, verliert nicht nur täglich mehr den alten Takt, und vermischt sich mit den andern Ständen, sondern da er stets üppiger und liederlicher wird, seine alte Bestimmung verkennt, seine Güther mit

Schulden überhäuft, fängt er immer mehr an, keine Ehre mehr darin zu suchen, im Soldatenstande zu dienen. Es fehlt ihm auch schon zum Theil das Vermögen dazu, und wenn er selbst dient, und nur eine Aussicht sieht, seine Lage durch Heirath oder Erbschaft zu verbessern, so sucht er auf alle Weise loszukommen. Es wird daher dahin kommen, daß Alles ohne Ausnahme, was dienstfähig ist, dienen muß, und man dann die geschicktesten Subjecte aus allen Ständen zu Officieren anstellt. Dadurch wird die Armee eben nicht schlechter werden, besonders wenn man Militair-Schulen allgemeiner machen wollte.

Vierter Brief.

Berlin.

Was das Finanzwesen anlangt, welches die Grundlage ausmacht, worauf das Militairsystem beruht, fuhr mein alter Freund fort, so ist solches höchst vollkommen organisirt. Sie haben sich dem Cammeraldienst gewidmet, Freund! ich bin grau darin geworden, ich will Ihnen einen Umriß davon geben; und sollten bald Reformen darin vorgehen, so wird doch die Grundlage bleiben; auf alle Fälle können Ihnen dann meine Erfahrungen mehr nützen, als schaden.

Die Finanzen, als der vorzüglichste Zweig des Cameralressorts, sind an und für sich selbst zu beleuchten, besonders ist aber ihre Verwaltung und die Form, unter der die Verwaltungsbehörden handeln, darzustellen.

Man kann füglich die Finanzen unter vier Rubriken bringen. Ich theile sie a) In Domainen-Gefälle, b) Contribution, c) Accise, d) Regalien-Gefälle. Hierher gehören: Land- und Was-

serzölle, Stempelgebühren, Postrevenüen, Bergwerksausbeute, Chargen-Rechte, Concessions- und Salzabgabe, u. a.

Die Domainen.

Eine allgemeine Bemerkung, die ich voraussenden muß, ist: daß, so verschieden die Provinzen sind, und je nachdem sie dem preußischen Staate einverleibt wurden, so verschieden ist auch ihre Finanzverfassung, und wenn man die preußischen Finanzen in ihrer Grundlage ganz im Detail entwickeln wollte, so müßte man es bey jeder Provinz versuchen. Darauf kann ich mich hier nicht einlassen; dies erfordert das Studium der Provinzial-Cammeral-Akten. Hier kann nur vom Allgemeinen die Rede seyn.

Der preußische Staat zieht den vierten Theil seiner Revenüen aus den Domainen, dies veranlaßt mich, zu behaupten: daß die Regierung mehr directe Resourcen hat, wie irgend ein Staat in der Welt, das heißt, im Verhältniß zu seiner Größe. Keiner der übrigen civilisirten Staaten ist schuldenfrey, und kann eine solche Masse von Grundeigenthum sein nennen, wie Preußen.

Die dem Staatscredit in Oestreich, Frankreich, Spanien, England, Rußland, Schweden, Dännemark und Holland zu Grunde liegende Hypothek ist nicht einmal Grund und Boden, der Staatseigenthum wäre, sondern diese Hypothek beruht in der Regel nur auf einer Idee, (Staatsgarantie genannt,) vermöge welcher man das Zutrauen zu der Regierung hervorbringt: sie werde stets Wort halten. Je nachdem dieses Zutrauen steigt oder fällt, je nachdem steigen und fallen auch die Staatspapiere und dieses Schwanken ist der Regierung so nachtheilig, wie den Regierten. Die Regierung (als Schuldner) ist stets von dem Creditor (der Nation) dependent; und die Nation berechnet ihre Unterthänigkeitspflicht nach dem niedrigen Maaßstabe des Geldes.

Der Wuchergeist, das Judenthum verdirbt die besten activsten Staatsbürger, und die Immoralität wächst alle Jahre mit den Staatsschulden in gleichem Verhältniß. Zuletzt, wenn der Strom aus seinen Ufern tritt, geräth alles Privateigenthum in Gefahr, und es geschieht eine Translocation desselben; das Vermögen fällt aus den Händen der gebildeten Wohlhabenden in die Hände des Pöbels.

Diesen Zustand, dem sich die mehrsten civilisirten Staaten in Europa nähern, hat Preußen noch lange nicht zu fürchten. Es hat einen Ueberschuß bey den Einnahmen, und die Domainen, über welche die Regierung ohne Einmischung der Nation frey disponirt, sind noch großer Verbesserungen fähig und gewähren im Nothfall eine sichere Hypothek. Selbst der gepriesene englische Staatscredit, der sich seit Jahrhunderten durch das richtige Zahlen der Zinsen in Ansehn erhalten hat, beruht auf der unsichern Hypothek des jährlichen Gewinns, der dem Nationalreichthum durch den Seehandel zuwachsen wird. Nordamerika hat sich schon von Englands Uebermuth frey gemacht. Sollte einst die indischen Völkerstämme ein gleicher Geist beseelen, so ist die stolze Insel um ihre Colonien, um ihren Handel, (die Quelle ihres Staatscredits,) der die ungeheuren Kriegsschiffe vom Stapel laufen läßt. Vielleicht sinkt dann dieser jetzt so mächtige Staat zu der Niedrigkeit einer Corsaren-Republik hinab.

Die preußischen Domainen sind in Bezirke getheilt, die man Aemter nennet.

Unter Friedrich Wilhelm dem Churfürsten wurden sie durch Edelleute (Amtshauptleute) administrirt. Diese theilten die Revenüen mit dem Regenten, und der Churfürst, zu sehr mit der Politik und den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, konnte nicht an bessere Verwaltung denken.

Friedrich I. brauchte Geld, um die Decorationen seines neuen Königthums zu bezahlen; er vereinzelte und vererbpachtete sämmtliche Staatsgüther nach falschen Grundsätzen gegen ein baares Kaufgeld und einen jährlichen leichten Grundzins.

Friedrich Wilhelm I. kaum zur Regierung gelangt, zog die verschleuderten Domainen wieder ein, und gab sie auf sechs Jahr nach einem speculativen Ertrage (Anschlag) tüchtigen Oeconomen gegen eine verhältnißmäßige Sicherstellung in Pacht. Der Anschlag wurde alle sechs Jahre erneuert, und wenn der Beamte ihn zu erfüllen versprach, so blieb er im Genuß der Pacht. Die neu errichteten Provinzial-, Kriegs- und Domainenkammern, denen sämmtliche Finanz- und Landes-Polizey-Angelegenheiten, wie auch die Justiz in den Aemtern übertragen wurde, und welchen der König wieder das Generaldirektorium, als General-, Landes-, Polizey- und Finanzbehörde vorsetzte, hatten die Aufsicht über diese General-Domainen-Pachten, und ließen durch ein Mitglied (Departementsrath) die Anschläge nach gewissen, vom Generaldirektorio aufgestellten, vom Könige approbirten Grundsätzen (die nach der verschiedenen Localität sich modificiren ließen,) anfertigen, revidirten solche, und sandten sie dem Generaldirektorio zur Super-Revision und Approbation ein. Auf den Grund derselben wurden die Pachtcontrakte gefertigt, die der König confirmirte. Durch die Anschläge wurde nicht bloß der Ertrag ausgemittelt, sondern sie stellten auch die Verhältnisse der Unterthanen zu dem Amte, durch tabellarische Verzeichnisse (Prästationstabellen) fest, so daß jene nicht willkührlich behandelt werden konnten.

Die Beamten erhielten eine Norm und Vorschrift: Wie viel sie jährlich vom Ertrage im Amte wieder ausgeben sollten, und wie viel sie zur Domainencasse einzusenden hätten (Etats). Wie sie diese Norm be-

folgt hatten, darüber mußten sie von einem Jahr zum andern Rechenschaft geben. (Amtsrechnung.)

Aus sämmtlichen überschießenden Amtsrevenüen constituirte sich die Einnahme der Provinzial-Domainencasse; die davon in der Provinz zu bestreitenden Ausgaben wurden bey Hofe festgesetzt, und nach Maaßgabe des Domainencassen-Etats sandte man die Domainencassen-Ueberschüsse nach Berlin zur General-Domainencasse; dieser lag wieder ein Etat von sämmtlichen Landes-Domainen-Revenüen, und über die von derselben zu bestreitenden Ausgaben zum Grunde, nach welchen der Dispositionscasse die Ueberschüsse gezahlt wurden, worin sich der Netto-Ertrag sämmtlicher Landes-Revenüen sammelte, und welche nach Abzug aller noch vorkommenden Staatsausgaben den Schatz constituirte.

Alle diese Cassen mußten einem besonders vom Könige etablirten Rechnungscollegio (Ober-Rechenkammer) Rechnung ablegen. Der Tresorier, der der älteste Finanzminister war, nahm aber der General-Kriegs-Domainen- und Dispositionscasse die Rechnungen ab, fertigte ihre Etats, und übergab alle Jahre sowohl darüber, als über die Bestandsgelder des Schatzes, einen compte rendu.

Die Etats wurden vom Generaldirektorio, nach geschehener Revision, der O. R. K. den Provinzialcassen mitgetheilt. Sie enthielten alle nur denkbare zu beziehende Einnahmen und zu bestreitende Ausgaben; nach Titeln und Behufs unvorhergesehener Fälle hatten sie extraordinaire Fonds. Auf diese Weise wurde das Domainenwesen auf einen so sichern Fuß eingerichtet, daß keine Betrügereyen möglich waren, und der König konnte im Nu durch die Generaletats das Ganze controlliren, und auf eine feste jährliche Einnahme rechnen, da außer den Etatstiteln keine Ausgaben passirten. Nicht so richtig ging es mit der Domainen-Forst-Ab-

ministration zu; bey dieser ließ sich keine Verpachtung denken, sie blieb in Administration, und gestattete Unterschleife in Menge. Friedrich II. hat im Ganzen jene weise Einrichtung seines Vaters gelassen, wie sie war.

Da aber die Tendenz seiner Regierung im Innern stets darauf ausging, alle Gegenstände zur Entwickelung und ihrer Vollendung näher zu bringen, so wendete er auch alles an, die Aemter mehr zu cultiviren, daher ließ er die Gemeinheiten theilen, machte wüste Aecker durch Colonisten urbar, trocknete Sümpfe und Moräste aus. Er wirkte auf bessere Viehzucht durch edlere Raçen, u. s. w., dies alles ist Ihnen bekannt. Was aber mehr war, wie diese Meliorationen, bestand darin: daß er dem Bauer und Unterthan eine feste Bestimmung gab, und sie ganz aller Willkühr entriß, weshalb er auch die Justiz, welche vom Pachter abgehangen hatte, durch einen besondern Justizbeamten verwalten ließ. Jetzt, nach einem 23jährigen Frieden, sehen Sie den höchsten Wohlstand in den Aemtern, und es wird selten der Fall seyn, daß der Pachter nicht ein reicher Mann wäre; und so viele reiche Leute dieser Art es giebt, so viele Geldquellen hat die Regierung, wenn's einmal Noth thut. Die Domainen-Bauern sind aber die glücklichsten, die es giebt, und wenn sie auch Naturaldienste verrichten müssen, so geschieht dies doch nach Regeln, welche ein Contract an die Hand giebt, so daß sie diese Last nicht fühlen.

Das Contributionswesen.

So verschieden die Provinzen sind, so verschieden sind die Grundlagen der Steuern.

Man hat bey den alten Provinzen die Steuerverfassung gelassen, wie sie durch das Herkommen nach und nach entstanden war; in Schlesien und Westpreußen aber machte man 1743 und 1772 ein neues Cata-

ster nach festgestellten Detaxations-Principien. In einigen Provinzen erhebt man die Steuern von den Individuen selbst, in andern zahlt der Adel ein Aversionalquantum, und subrepartirt es. In einigen Provinzen zahlt der Adel und die Geistlichkeit nichts; in andern sind sie mit heran gezogen, oder geben ein Ritterpferd, welches mit 40 Rthlr. bezahlt wird.

Ich kann wohl sagen: daß es mich wundert, daß Friedrich eine so große Ungleichheit im Steuerwesen zuließ: Alle direkten Abgaben sollten gleichmäßig vertheilt seyn, und da man die Aussaat jeder Provinz genau kannte, so hätte der König die sämmtlichen verschiedenen Einnahmen an Steuern, die ungefähr den Domainen-Revenüen gleich seyn, und den vierten Theil des Staats-Einkommens betragen mögen, unter eine Rubrik bringen, und das jetzige Etatsquantum fixiren, solches auf die Provinzen repartiren, und den Kammern die Subrepartition auf Grund und Boden (er sey adlich, städtisch, bürgerlich oder bäuerlich) nach einfachen Detaxations-Grundsätzen überlassen sollen.

Es ist zwar wahr, daß jetzt die Steuern, so mannigfaltig und verschieden auch ihre Benennungen seyn mögen, doch in Rücksicht ihres Betrags im Verhältniß zu dem Werth des Grund und Bodens, höchst unbedeutend sind, da sie vor langer Zeit festgesetzt und regulirt wurden. Seitdem aber hat sich der Geldwerth vermindert, und der des Grund und Bodens ist gestiegen.

Was aber von Wichtigkeit ist, sind die Naturallieferungen, die nach dem Maaßstabe des Catasters erhoben zu werden pflegen, wodurch alsdann große Progravationen entstehen.

Die Erhebung der Steuern geschieht übrigens durch die Kreis-Steuer-Aemter, nach Anleitung des Steueretats; sie senden ihr Quantum an die Provinzialkriegscasse, von welcher der Ueberschuß an die Ge-

neralkriegscasse, und von dieser an die Dispositionscasse eingesandt wird. Die Rechnungsablegung geschieht unter eben den Modificationen, wie bey den Domainen-Rechnungen.

Die Accise.

Wenn irgend etwas den König bey seinem Volke verhaßt machte, so war es die Accise; mehr noch ihre Verwaltung durch Franzosen. Es war aber keine Abgabe besser wie diese dazu geeignet, die Zwecke des großen Königs zu befördern. Die Melioration der Domainen ging nicht so schnell, daß davon eine Erhöhung der Einnahme zu erwarten war. Die Contribution auf dem alten Fuß zu lassen, und sie nicht zu erhöhen, beruhte auf Verträgen. Es blieb also nichts übrig, als durch die Accise das zu bewirken, was der König wollte: Eine stärkere Einnahme.

Ich habe Ihnen schon früher gesagt: daß der König unter den ersten europäischen Mächten sich aufrecht erhalten wollte; daß er von dem System des Gleichgewichts unter ihnen in der Politik ausging. Diesem Willen Nachdruck zu geben, bedurfte er einer zahlreichen Armee; diese wollte bezahlt seyn.

Er mußte auch auf den Fall eines Kriegs eine Masse von baarem Gelde vorräthig haben, um daraus seine Armeen-Bedürfnisse bestreiten zu können. Dies war alles um so nöthiger, weil das Land nicht von der Natur dazu geeignet war, starke außerordentliche Auflagen wegen des Kriegs zu tragen. Wenn nun direkte baare Abgaben sich immer gleich bleiben, das Geld aber im Werth verliert, so mußte der König in seiner künstlichen Staatsmaschine auf eine Abgabe sinnen, die ihn mit der steigenden Cultur bereicherte. Diese Abgabe mußte von der Art seyn, daß sie unvermerkt einging und erhoben wurde. Sie mußte im Verborgenen mehr den Reichen als den Armen treffen, alle

nach Maaßgabe ihres Genusses gleich besteuern, und daher bewirken: daß die Zahler selbst den Beytrag bestimmten, den sie zu den Staatscassen beyzutragen hatten, je mehr sie Vortheil von der Societät zogen.

Es konnte keine Abgabe sich besser zu diesem Zweck passen, wie die Accise. Der König führte sie auch nicht erst ein, sie war schon seit vielen hundert Jahren da; er gab ihrer Erhebung nur eine andere Form.

Friedrich reducirte diese Abgabe vorzüglich auf die beiden Hauptgrundsätze: die Accise immer zu erhöhen, je mehr die Consumtibilien luxuriöser Art waren, das platte Land und die rohen Producte aber damit zu verschonen.

Da er seine Nation nicht intrigant genug fand, die Defraudationen zu hindern, so nahm er seine Zuflucht zu den Franzosen, die ihm nach Art der französischen Regie diese Consumtions-Steuer verwalten mußten. Sie gebrauchten tausend Modificationen, um alle Unterschleife durch Controllen zu hindern, indem sie dem Könige ein Etatsquantum schaffen mußten, von welchem sie Antheile erhielten. Man kann auch nicht anders sagen, als daß sie es weit darin brachten, wofür sie die gedrückte Nation mit dem Namen Schnifler beschenkte.

Es ist wahr, daß die unendlichen Revisionen alle Welt genirten, daß man aufs äußerste Chikanen ausgesetzt war; man mußte aber bedenken: der Zweck heilige das Mittel. Arm konnte die Nation nicht dadurch werden, sondern die Accise kam gleich wieder durch tausend Canäle, besonders durch das Militair, in die Hände des Volks.

Wenn der preußische Staat nicht aus so vielen heterogenen Theilen zusammengesetzt gewesen wäre, so war es nicht nöthig, am Consumtionsorte die Accise einzuziehen, es konnte durch die Zölle an den Grenzen geschehen. Da aber die preußischen Provinzen zum

Theil sehr nahe Grenzen haben, so mußte jede mit Mauern umgebne Stadt in Rücksicht ihrer Consumtion scharf controllirt, ja sogar entfernte isolirte Provinzen gegen die übrigen vereinigten als Ausland behandelt werden.

Was mir bey dieser Einrichtung nicht gefällt, ist das Tobacks- und Zuckermonopol, welche zum Druck der Unterthanen, und auch selbst nicht zum Vortheil des Königs gereichen.

Die Acciserevenüen können etwas mehr als das dritte Viertel der Staatseinnahme ausmachen. Sie werden von den Accise-Aemtern jeder Stadt nach einem Tarif erhoben, dem Etat gemäß an die Direktionscasse jeder Provinz eingesandt, welche das Nettoquantum an die Generalacciscasse in Berlin einsenden, woraus die Ueberschüsse in die Dispositionscasse fließen. Die Direktionen in den Provinzen sind jetzt Collegia, die, abgesondert von den Kammern, Zölle und Accise, unter Aufsicht der Generaldirektion, deren Chef hier Herr de Launai ist, verwalten.

Die desfalsigen Rechnungen revidirt die O. R. K.; der Generaldirektor aber giebt dem König unmittelbare Rapports, und ist ihm für das Ganze verantwortlich.

Revenüen von den Regalien.

Diese Ihnen zu detailliren, ist hier nicht der Ort. Ihre Verwaltungsbehörden stehen mit Ausnahme des Postwesens unter dem Generaldirektorio; sie betragen etwas weniger als das letzte Viertel der ganzen Einnahme, die jetzt einige 30 Millionen betragen mag.

In Rücksicht der Verwaltung der Finanzen habe ich schon oben das Wichtigste einfließen lassen. Größtentheils liegen die Zügel der mehrsten Verwaltungszweige im Generaldirektorio mit Ausnahme des Rechnungs-, Accise- und Postwesens. Das Generaldirektorium besteht aus mehreren Departements; einem jeden, oder auch mehreren derselben, steht ein Minister vor.

Am Ende steht der König allen Administrations-zweigen als letzte Instanz vor, und gebraucht einige Cabinetsräthe zur Expedition seiner Verfügungen. Er ist erster Feldherr, erster auswärtiger Minister, erster Minister des Innern. Er ist die große Einheit, aus der der Segen über sein Land durch vielfache Canäle ausfließt. Er ist die Sonne, an der sich jeder seiner Unterthanen erwärmt. Sein Ohr ist allen offen, furchtbar trifft sein Gericht Hohe und Niedere.

Die Justiz ist zwar den Landesregierungen lediglich ohne Einmischung des Königs übertragen; ja selbst der König hat sich ihren Entscheidungen unterworfen, und einem Minister, dem Großcanzler, die Generalaufsicht übertragen. Durch die bekannte Arnoldische Geschichte hat aber der König gezeigt, daß er eine Form, die nicht mehr zweckmäßig ist, zu zerbrechen versteht, wenn es nöthig ist.

Unsre alten Advokaten, so wie die Richter, die beynahe eine Kaste bildeten, wie die Braminen, schreyen zwar gewaltig über die Despotie des Königs, und daß er es wagte, in ihr Heiligstes eine Fackel zu werfen. Der Aufgeklärte, der mit diesen Formalisten zu thun gehabt hat, findet aber leicht, daß der König sehr recht hatte; ja sogar der Fall selbst, die Müller Arnoldische Proceßsache, ist so angethan, daß der gesunde Menschenverstand, der mehr werth ist, als alle juristische Formeln, für den Müller entscheiden muß.

Alle drey Urtel begründeten sich auf das Gutachten eines Wasserbauverständigen, der ein Ignorant war. Der Hr. v. Gersdorf hatte nehmlich einen neuen Teich angelegt, wohin er das Wasser leitete, welches die Mühle speiste; aus diesem Teiche kam nun zwar dies Wasser wieder zur Mühle, aber auf einem Umwege. Es ist bekannt, daß das Wasser bey einem Umwege in der Quantität verliert, besonders mußte dies bey einer neuen Teichanlage der Fall seyn; es mußte

also wenigstens ein Interimisticum regulirt, und der Müller entschädigt werden, wenn die drey Urtelsverfasser nicht bloße juristische Formalisten gewesen, und noch einen tüchtigen Bauverständigen zur Lokaluntersuchung abgeschickt hätten.

Eine zweyte Hauptidee des Königs in Rücksicht seiner Regierungsmethode war folgende:

Der König wollte den Staat, wie der Hausvater seine Familie, seine Wirthschaft regieren; er wollte für seine Unterthanen denken und handeln, so daß stets ihr Bestes erfolgen müsse. Er sah sich nicht als Eigenthümer seines Landes an, und wähnte, solches sey nur für ihn da; sondern nannte sich den ersten Diener des Staats.

Im Sinn dieser Maxime war es daher, daß er dem Volke eine große Wohlhabenheit, und so viele physische Genüsse, wie nur möglich waren, verschaffen wollte. Er nahm Gradationen in der Cultur an, ordnete das Grobe dem Feinern unter, und adoptirte das Colbertsche oder Fabrikensystem. Er unterstützte und hob zuerst auf alle Weise, und zwar unmittelbar, den Ackerbau durch Colonisten-Etablissements und Urbarmachung wüster Flächen.

Er theilte Prämien aus, machte Flüsse schiffbar, ließ Canäle graben, und suchte das Leibeigenthum, wo es möglich war, aufzuheben, wenigstens zu mildern. Er sicherte dem Bauer einen Stand in der Societät, und verschaffte ihm ein Eigenthum, dadurch aber Interesse am Leben. Die fruchtbaren Brüche an der Oder, Warta und Netze, die bevölkerten Gegenden in Pommern und Westpreußen, sind davon redende Beweise.

Mehr galt ihm aber das Fabrikwesen und die Industrie. Der Ackerbau war diesem untergeordnet, da er durch jene den Reiz erhielt, sich empor zu schwingen. Die Ausfuhr roher Produkte war verboten. Bey dem

Getraide war ein Normalpreis festgesetzt, welcher die Freyheit der Ausfuhr oder ihr Verbot bestimmte. Die rohen Produkte mußten in die Städte zu Markte gefahren werden, und damit die Preise derselben für den Städter nicht zu hoch gingen, legte er Landmagazine an, und kaufte in wohlfeilen Zeiten Getraide; wenn aber durch Unfruchtbarkeit Mangel entstand, so öffnete er diese Kornkammern, wodurch er unter andern bey der Theurung 1771 und 1772 seinem Lande die größten Wohlthaten erzeigte. Besonders mußte ihm Pohlen als ein großes Getraidemagazin in solchen Fällen dienen, dessen Debouche's an der Ostsee in seinen Händen waren.

Er gab den Fabrikanten, wenn es an Capitalien fehlte, große Vorschüsse; er baute ganze Städte, belohnte und begünstigte die Kunst auf alle Art.

Diejenigen Fabriken, welche große Fonds bedurften, legte er für seine Rechnung an, und um auch Theil am Handel zur See zu haben, etablirte er die Seehandlung.

Damit immer das Geld in Ueberfluß in Circulation erhalten wurde, errichtete er Banken und Lombards, und gab ihnen einen Fonds von acht Millionen.

Es hat eine Menge von Unverständigen gegeben, die diese Methode des Königs tadelten, sie sagten:

Der Regent muß nicht wie ein Hausvater regieren, seine Sache ist es bloß, das Privateigenthum und die Personen sowohl von außen als von innen zu sichern, durch Erziehung und desfalls anzulegende Schulen die Köpfe aufzuklären, die Communikation im Innern durch Canäle und Landstraßen zu erleichtern, und nicht mehrere Abgaben einzuziehen, als gerade der Staat zur Erreichung jenes Zwecks bedarf; diese Abgaben müssen aber in einer einzigen Grundsteuer bestehen, deren Betrag der Cultivateur beym Verkauf der rohen Produkte sich geschwinde bezahlt macht,

wodurch die Abgabe selbst auf die Masse am besten vertheilt wird. Im übrigen muß jeder Staatsbürger Freyheit haben, ein Geschäft zu treiben, welches er will, und welches ihm am mehrsten einbringt. Fern sey jeder Zwang, der auf dem Handel, der Aus- und Einfuhr lastet, der den Ackerbau drückt, und den freyen Menschen hindert, sich zu entwickeln.

Man könnte diese Grundsätze als richtig anerkennen, wenn von jeher alle Staaten diese Freyheit respektirt hätten. Da aber gerade das Gegentheil statt gefunden, da die europäischen Seemächte die andern Welttheile unterjocht haben, und die hier gemachten Sclaven dazu gebrauchen, die unsern Gaumen kützelnden Colonialwaaren anzubauen; da eine jede dieser Mächte, besonders England, sich das Weltmeer ausschließlich anzueignen bemüht ist, so würde es wohl große Thorheit seyn, einen Staat, der wie der preußische situirt ist, sich selbst und seinen vereinzelnden Kräften zu überlassen, wie und wann er sich entwickeln wollte. Er würde ganz dem Einfluß jener Mächte hingegeben worden seyn, für sie den Boden mühsam beackert, und dagegen von ihnen die feineren Genüsse mit großem Verlust erhalten haben.

Wohl uns, daß ein Kopf, wie der unsers großen Friedrichs, den Hausvater machte, für alle dachte und handelte, die einzelnen Staatskräfte vereinigte, sammelte, und dann mit vereinter Gewalt kräftig auf Entwickelung hinwirkte, der Sclaverey zu entgehn, die jene besser situirten Seemächte uns aufbürden wollten. Dies war besonders nöthig, da einen großen Theil seiner Staaten ein träges pflegmatisches Volk bewohnte, welches derbe Reizmittel erhalten mußte, um aus seinem Schlafe aufgerüttelt zu werden.

Was würde aus jener Freyheit hervorgegangen seyn? Herren und Sclaven, große Grundeigenthümer, die ihr Leben den Lüsten geweiht hätten, und arme un-

glückliche Bettler, die, mit dem Vieh in die Wette die Aecker mühsam zu bearbeiten, gezwungen worden wären.

Die dritte Hauptmaxime Friedrichs, welche seiner Regierung zum Grunde lag, war endlich die:

Dem menschlichen Geiste in seiner Entwickelung, durch Religionszwang, durch ängstliche Censur und andere Mittel, keinen Zwang anzulegen.

Man kann bey uns schreiben, denken und reden, was man will, wenn dadurch keinem Dritten Schaden zugefügt, und die Gesetze nicht profanirt werden. Ganz gleich waren dem Könige alle Religionen und Sekten; er selbst bekannte sich zu keiner. Ganz gleichgültig war es ihm, was man von ihm sagen mochte; ja er achtete selbst der Pasquille nicht, die man auf ihn machte.

Diese Regierungsmaaßregel hat die preußischen Staaten zu einem Zufluchtsort für alle gute Köpfe gemacht, die an andern Orten wegen ihrer Meinungen verfolgt wurden; es sind dadurch in der Nation selbst die Talente, die sonst noch lange geschlummert hätten, geweckt worden; und besonders dadurch wurde es möglich, daß in dem nicht langen Zeitraum der königlichen Regierung, besonders seit dem Hubertsburger Frieden, solche große Fortschritte in allen Theilen der Wissenschaft und Kunst gemacht worden sind. Das einzige, was Tadel verdient, ist die Schwachheit, welche der König darin zeigte, öffentlich über das, was das Volk bisher für heilig hielt, zu spotten, und selbst geradezu alte Formen, die bisher Regeln für das Thun und Lassen des ideenlosen großen Haufens gebildet hatten, zu zerstören. Dadurch übereilte er sein Zeitalter, und stiftete manches Unheil wider seinen Willen. Mochte er doch glauben, was er wollte, er mußte es sich aber gar nicht merken lassen, sondern er durfte nur der Presse keinen Zwang anthun, und sehr bald würde dadurch

nach

nach und nach der Nebel, der auf den Köpfen lastete, zerstreut worden seyn.

Doch Friedrich zeigte durch diese einzige Schwäche, die ich an ihn bemerkt habe: Daß er ein Mensch und kein Gott war!

Sehr leicht war aber die Quelle davon aufzufinden. Seine Erziehung unter seinem bigotten Vater war von der Art gewesen, daß sie dem Adlerfluge seines Geistes Hindernisse in den Weg legen wollte; dieser zerbrach aber jede Fessel, und wie er nun als Regent frey geworden war, verachtete er alle jene Formen, die ihn gedrückt hatten; er schonte sie daher nicht, ohne zu bedenken: daß der größte Theil seines Volks etwas haben mußte, um sich daran zu halten, und daß der Geist, der ihm fehlte, nicht im Stande war, die Lücke auszufüllen.

Fünfter Brief.

Berlin.

Hier endigte mein alter Freund seinen Unterricht, der mich ganz für das praktische Leben einweihte, und mir die Staatsmaschine, so wie sie unter Friedrich organisirt war, darstellte. Ob sie so bleiben, ob man sie fortwirken lassen, und der König sie nur bloß im Umschwung erhalten, oder hin und wieder in die Räder eingreifen wird? das muß uns bald die folgende Zeit lehren.

Wie soll ich Friedrich Wilhelm II. schildern? Die Natur that für ihn im Physischen alles. Ohne daß es ihm am Verstande fehlt, (ob zwar er kein Friedrich ist,) so schuf sie ihn doch nicht im richtigen Verhältniß des Geistes zu dem Körper. Es ist

kein Gleichgewicht unter beiden vorhanden. Der Körper überwiegt den Verstand, und die Leidenschaften laufen mit dem Kopfe davon. Der Geschlechtstrieb ist in diesem kräftigen Körper so stark, daß die Seele in dem Augenblick, wenn jener am heftigsten dominirt, sich in einer wahren Apathie befindet. Er spannt ihm alle Nerven; zu häufige und übertriebene, durch künstliche Reizmittel vermehrte Genüsse schwächen ihn dergestalt, daß der Geist sich nie von jenen Paroxismen erholen kann.

Omne animal post coitum triste!

Bis jetzt ist zwar alles den alten Gang gegangen. Der König hat die Stelle des ersten Feldherrn und des ersten Ministers übernommen; dies kann aber nicht lange dauern, er wird dann nur repräsentiren, die Zügel der Regierung entweder vertheilt werden oder in eine Hand fallen. Wohl uns, wenn das Letztere erfolgte, und ein Richelieu oder Prinz Eugen erschiene; denn die preußische Staatsmaschine ist nur für einen großen Kopf an der Spitze organisirt.

Die ersten Feldherren sind jetzt unstreitig: Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth. Als Minister aber verdienen besonders Schulenburg-Kehnert, Herzberg und Hoym genannt zu werden. Bist Du aber nicht meiner Meinung, daß der beste Feldherr und Minister unter der Aufsicht eines Friedrichs, es nicht grade unter Friedrich Wilhelm seyn wird?

Sechster Brief.

Im Jahr 1787.

Ich privatisire hier, und habe es aufgegeben, im Civile eine Carriere zu machen, indem ich mich täglich mehr

überzeuge, daß nicht mehr unter dieser Regierung an Vervollkommung der Staatsmaschine, sondern an ihrer Auflösung gearbeitet wird.

Bis jezt hat man zwar manche gute Veränderung gemacht, sie kommen aber nicht von oben herab, sondern von verschiedenen Seiten her. Die Gewalten fangen an sich zu trennen. Jede will nur in ihrem Kreise wirken, ohne sich an die andre zu kehren, und daraus wird bald eine Ministerial-Aristokratie entstehen, und jede Provinz anders regiert werden, wie die benachbarte.

Man hat die Franzosen weggeschickt, die Tabacksregie und das Zuckermonopol aufgehoben, auch soll der Getraidehandel frey seyn. Das Erstere ist recht gut, das Letztere ist schon ein Eingriff in das Räderwerk der Staatsmaschine.

Will man das Agricultur- dem Fabrikensystem vorziehen, so wirft man alles über den Haufen, und dies geschieht gewiß; denn die Ministerial-Regierung hebt an, und diese Herren haben große Güther; durch einen freyen Getraidehandel steigen die Preise der Producte, mit ihnen auch diese im Werth.

Der König amüsirt sich mit der Rietzen auf eine höchstphysische Art, das heißt: Er braucht entweder sie, oder diejenige, welche sie empfohlen hat. Er ist aber in Fräulein v. Voß verliebt, die Hofdame bey der verwidweten Königin ist. Diese Eroberung wird mit allen Künsten der Coketterie und Galanterie auf beiden Seiten betrieben, wird aber wohl mit einer ganz gewöhnlichen Schwangerschaft, und der Erhebung der Familie sammt ihrer Beschützerin, enden.

Siebenter Brief.

Im Januar 1788.

Ich habe Dich lange ohne Nachricht gelassen, und seitdem ist Vieles hier verändert: Der König arbeitet nicht mehr mit seinen Räthen; der Obrist Bischofswerder hat den mehrsten Einfluß; außer ihm der Königl. Kammerdiener, Herr Rietz, und seine quasi Frau Gemahlin. Es erhebt sich aber eine neue Partey unter dem Schutz der ersten königlichen Maitresse, der Gräfin Ingenheim, geborne v. Voß. Ihr Bruder, ehemaliger Landrath, der Cammer-Präsident der hiesigen Churmärkischen Cammer geworden ist, und dem man Energie und Kopf zutraut, soll auf einen kräftigen Einfluß mit seinen Freunden hinarbeiten. Gut Unterrichtete wollen wissen, daß eigentlich der ehemalige Privatsecretair dieses Mannes, Namens Borgstede, seine rechte Hand sey.

Außer der Eroberung Hollands, zu der Herzberg die gereizte Persönlichkeit des Königs benutzt haben soll, wovon unten ein Mehreres, ist das Interessanteste: daß man den König in die Verbindung der Rosenkreuzer gezogen hat, von welcher Bischofswerder die Seele ist. Der Minister Wöllner, ein ehemaliger ordinairer Cammerrath des Prinzen Heinrich, dem man das geistliche Departement anvertraut hat, ist mit in diesem Bunde; er hat einige geistliche Räthe an sich gezogen, und nun unterhalten sie den König mit Visionen. Im Gefolge dieser Rosenkreuzerey werden manche Reformen vor sich gehn.

Hollands Eroberung konnte Preußen sehr wichtig werden, wenn man künftig dem Schutzrecht, der alten

Verfassung und der Autorität des Prinzen von Oranien durch eine Armee von 50000 Mann Nachdruck gegeben hätte.

Holland hält noch einigermaßen das Gleichgewicht des Seehandels aufrecht, und kann Preußen als Vormauer und Flankendeckung in jedem Kriege mit Frankreich dienen.

Ueber das lustige Leben bey Hofe, über das Geld, was man wegwirft, über die Menge neugebackner Grafen und Edelleute will ich Dich nicht unterhalten; es ist ganz in der Ordnung, und stimmt zu dem Geist der jetzigen Regierung vollkommen.

Achter Brief.

Im Jahr 1792.

Ich wollte in den verflossenen Jahren meine Unterhaltung mit Dir nicht fortsetzen, da Du schon aus vielerley Broschüren gelesen haben wirst, wie es hier zugeht. Ich führe nur die dreyerley Wirkungen an. Die Ingenheim ist todt; ihr Bruder aber Minister geworden, und erhält sich beym Könige im Credit, vielleicht aber wegen angenehmer Rückerinnerungen. Einfluß auf das Ganze hat er nicht. Er ist ein ganz gewöhnlicher Kopf, zwar unbestechlich und rechtschaffen, dabey voll Energie, aber sehr öconomisch. Bischofswerder auf der einen, Rietz und seine Frau auf der andern Seite theilen sich in die Regierung durch das Cabinet. Der Cabinetsrath Beyer und der expedirende Adjutant Manstein haben nur einen unbedeutenden Einfluß. Jene sind sich entgegen, alle vermeiden aber, dem König nur auf die entfernteste Art zu zeigen, daß sie ihn beherrschen, weil er glaubt, er regiere selbst.

Herzberg, der noch ganz in Friedrichs Geist denkt und handelt, vermochte den König zu einer drohenden Stellung gegen Rußland und Oestreich, und wollte den Pohlen eine feste Constitution geben; Frankreich und Belgien überließ er dem Orcan, der im Innern wüthet. Hieran that er sehr weise. Er unterstützte in Geheim die Patrioten in den östreichischen Niederlanden, um diese Macht zu schwächen.

Oestreichs Regierung war aber ihrer Vernichtung nahe, da Joseph mit zu raschen Schritten den dritten Stand aufhelfen, den Druck der übrigen von ihm abwälzen wollte. Er nahm der Geistlichkeit die Mittel, der Aufklärung länger entgegen zu wirken, indem er ihre Güther einzog; er schwächte den Adel, da er dem Bauer ein Eigenthum gab, und die Steuern auf alle Stände in gerechter Gleichheit vertheilen wollte. Um die Unzufriedenheit zu vermehren, fiel das Project der Vernichtung des ottomannischen Reichs nicht nach Wunsch aus; es wurden neue Auflagen deshalb gemacht, und noch zur rechten Zeit trat der Kaiser vom Schauplatz ab, indem der Tod ihn mancher Leiden überhob, welche das Verhängniß über Oestreich ausschüttete.

Leopold, ein größerer Diplomatiker als Feldherr, wußte Preußens Machthaber zu gewinnen. Herzbergs Fall wurde von ihnen beschlossen, mit ihm fiel zugleich sein und Friedrichs System. Mit Erstaunen sah die Welt die Reichenbachsche Convention, ohne das geringste Opfer von östreichischer Seite, schließen, und Preußen gab sich seinem Einfluß hin, und schloß ganz gegen sein wahres Interesse den Vertrag zu Pillnitz, bot die Hände zur Auflösung Pohlens, allen seinen vorigen Versprechungen, die Constitution von diesem Jahre aufrecht erhalten zu wollen, zum Trotz.

Oestreich mit Preußen gegen Frankreich im Bunde; wäre dieser Gedanke wohl je in Friedrichs Geiste entsprossen? Preußen versäumt die Gelegenheit, dem

mächtigen Kaiserhause durch einen raschen Feldzug eine seiner Provinzen zu entreißen, und tritt gegen seinen natürlichen Alliirten auf, um Oestreich Provinzen erobern zu helfen.

Es schien, als wenn Friedrich Wilhelm nur einen Schatz geerbt hätte, um ihn für seine Verwandte (wie in Holland) und für andre Mächte zwecklos zu verschwenden. Den Holländern erließ er die beträchtlichen Kriegskosten aus Großmuth, ohne zu bedenken, daß kein Staatschef als solcher großmüthig seyn darf. Aus welchem rechtlichen Grunde zahlten wohl die preußischen Unterthanen schwere Abgaben, um den reichen Holländern eine Verfassung aufzudringen, die sie nicht mehr mochten? Etwa, weil die Prinzessin von Oranien die Schwester des Königs war? Was konnte Preußen von Frankreich wohl erobern, was zu conserviren gewesen wäre? Was konnte es Preußen nützen, ein Stück von Pohlen zu acquiriren, und Nachbar zweyer feindlich gesinnter großer Mächte zu werden, die sich den größten Theil der Beute aneignen wollten? Durch Westpreußens Eroberung wollte Friedrich eine Verbindung mit Ostpreußen bewirken, nie hätte er eine gänzliche Vernichtung Pohlens zugelassen. Es war nichts wie Persönlichkeit und Regentenstolz, was den König zu jenen Schritten verleitete. Er wollte großmüthig den Beschützer der alten Verhältnisse in Europa machen, die Frankreichs Democraten anzutasten wagten. Der Rosenkreuzer Bischofswerder hatte ihm viel vom Jacobinismus vorgeschwatzt, und wurde von Oestreich, welches Lothringen und Elsaß erobern wollte, wie von den Emigrirten unterstützt. Bischofswerdern war alles daran gelegen, Herzberg außer Einfluß zu setzen, und sich durch Pohlens Acquisition zu bereichern. Es erfolgte nun ein Kreuzzug gegen Frankreich, der ganz kürzlich zur Schande der Alliirten für dieses Jahr von den Franzosen zurückgeschlagen wurde.

Man wollte in Frankreich eine Idee durch die Waffen vernichten, welche das Volk eben erst richtig ergriffen hatte, und man achtete eine Reihe von Vestungen, welche die französischen Grenzen schützen, für nichts, ließ sie rechts und links liegen, nahm zwey der schwächsten, und marschirte grade auf Paris los, ohne die nöthigen Mittel zum Zweck ergriffen zu haben. Man zog nicht den zehnten Theil der Truppen zusammen, um das herculische Projekt durchzusetzen, ein Volk in einer Meinung zu bekämpfen, die 24 Millionen Menschen auf gleiche Weise durchdrungen hatte, nachdem die Oppositionsparthey sich selbst exilirte.

Ohne an einen Rückzug zu denken, ohne sich eine Operationsbasis zu sichern, wollte man durch einen Coup de main ein großes Reich und eine Hauptstadt erobern, worin sich die ganze Armee, wie ein Regentropfen in einem See, verloren hätte. Die Folgen sind Dir bekannt.

Der Rückzug aus der Champagne hat den Ruhm der preußischen Truppen auf ewig befleckt. Custinens Diversion gegen Mainz hat die ganze Kriegskunst, so wie sie da steht, persiflirt, und der durch unregelmäßige Haufen bey Jemappe über regulaire Truppen erfochtene Sieg hat bewiesen, daß die Natur über die Kunst alles vermag, wenn sie alle Kräfte in Thätigkeit setzt. Eine, alle Individuen belebende, Idee besiegte hier eine durch die Kunst hervorgebrachte Form, so wie es immer der Fall war.

Belgien ist für Oestreich verloren, und die preußische Armee ist ihrer Vernichtung durch eine geheime Convention entgangen, die aber jetzt schon von neuem gebrochen worden ist. Das Lächerlichste bey dem ganzen bodenlosen Plan ist das Manifest, welches der Herzog von Braunschweig zu unterschreiben gewagt hat, um dadurch seinen Ruhm, womit er sich im siebenjährigen Kriege und in Holland bedeckte, zu beflecken.

Indem man in der Politik von Friedrichs Principen abging, folgte man im Innern einer noch zweckwidrigern Maaßregel. Man wollte plötzlich der Druck- und Preßfreyheit einen Riegel vorschieben, die Friedrich 46 Jahre lang beschützte. Man erließ ein Religionsedikt und ein Censurreglement, und wagte es, der Nation vorschreiben zu wollen, was sie glauben und der Publicität übergeben sollte. Man untersagte alle geheime Verbindungen, indem der König an der Spitze einer solchen Verbindung stand, die ihre heuchlerischen Absichten mit dem Schleyer der Finsterniß bedeckt hatte.

Man hat zugleich alles angewendet, alle guten Köpfe zu entfernen oder zu intimidiren, und andere an ihre Stelle gesetzt, die zu allen verkehrten Handlungen eines verdorbenen Cabinets mit dem Kopfe nicken, um dafür mit Pensionen, Pfründen und Capitalien beschenkt zu werden.

Die Rietzen, die in ihrer Jugend Citronen feil bot, hat einen Hof um sich versammelt, der ihrer Geilheit entspricht; ihr Mann, der noch immer zu der Classe derer gehört, die den Kutschbock besteigen, läßt die Ersten des Landes in seinem Vorzimmer warten, und der Ausländer Bischofswerder läßt seiner geldgierigen Ehehälfte sich ein gnädiges Lächeln mit Geld aufwiegen.

Die besten Köpfe unter den Ministern, Herzberg und Schulenburg, sind entfernt, und durch Mitglieder des Rosenkreuzerbundes ersetzt. Der offne gerade Patriot wird verscheucht, Heuchler treten an die Stelle. In Masse fließt das Geld aus dem Schatze, um verderbliche Projecte auszuführen. Kurz, man jagt im Galop zum Ziele der Auflösung einer Staats-Verfassung, an der Friedrich ein halbes Jahrhundert mühsam bauete.

Neunter Brief.

Im Jahr 1795.

Das neue System, auf Inconsequenz begründet, hat, seitdem ich Dir das Letztemal schrieb, sich noch immer weiter ausgebreitet. Der Schatz ist nicht nur verschwendet, sondern man fängt auch schon an, in Frankfurt und Holland Anleihen zu eröffnen. Man hat aber durch Pohlens Theilung die Grenzen des Staats erweitert, und die Nationalkraft verstärkt, antwortest Du: O ja! Das ist die Corpulenz eines Wassersüchtigen, der schnell im Umfange wächst, dessen concentrirte gesunde Säfte sich in Wasser auflösen, worin er zuletzt erstickt.

Pohlens Besitznahme, die jetzt gedämpfte Insurrection und der Baseler Frieden sind drey Akte, wodurch Preußens jetzige Machthaber vor der Welt öffentlich dokumentirt haben, daß sie nichts von dem verstehen, was preußisches Staatsinteresse heißt. Ich werde Dir alle drey auseinander setzen, und Du wirst bald aufhören, über Preußens Vergrößerung zu triumphiren.

Pohlens Besitznahme.

Wie die Möllendorfsche Armee ohne Schwerdschlag ein Land occupirte, dem Preußen kurz vorher seinen Schutz zugesichert hatte, da begab ich mich nach Posen, um in der Nähe den Beobachter zu machen, und mein Taschenbuch zu bereichern.

Ich sah hier den bisher freyen Adel Pohlens den Huldigungseid unter Händeringen ablegen. Ich hörte ihm von einem Minister die Versicherung ertheilen, wie der König seine alten wohl erworbenen Rechte unange-

tastet lassen wolle, ohne dies Versprechen auszuführen; denn sonst müßte man die Occupation nicht unternommen haben.

Bald darauf hörte ich das Wehklagen aller der pohlnischen Officianten, denen man ihre Stellen genommen hatte, und sie mit Deutschen besetzte. Ich sah die Begierde so vieler hungrigen Preußen, die in ihrer Anstellung das Mittel gefunden zu haben glaubten, ihre Taschen zu füllen. Ich konnte weder diese ganze Occupation gerecht, noch dem Staatsinteresse Preußens angemessen finden, noch weniger schien mir die Einrichtungsmethode, welche der Minister v. Voß anzunehmen für gut fand, der Klugheit gemäß. Denke dir ein Land, dessen Einwohner sich in zwey Theile theilen, in Herren und Sclaven, von denen die ersteren seit Jahrhunderten in einer regellosen Ungebundenheit lebten, die letztern alles Gefühl für eine bürgerliche Existenz verloren hatten, und durchaus nur als lebendige Ackerinstrumente anzusehn waren; ein Land, worin die katholische Religion auf den großen Haufen noch ihren Einfluß behauptete, wo man eine eigne Sprache redete, eine Nationaltracht besaß, und wo ein allgemeiner Charakter sich zeigte, der durchaus mit dem Deutschen in Disharmonie war. In diesem Lande wagte es der Minister Voß, die in dem streng gehaltenen militairischen Preußen übliche Policey- und Finanzordnung einführen zu wollen; er war so kühn, sogleich eine Detaxationskommission des sämmtlichen Grund und Bodens anzusetzen, ohne das zu repartirende Quantum in Folle zu bestimmen; er drang den Pohlen die deutsche Sprache auf, die sie nicht verstanden, und gab sich nicht die Mühe, seine neuen Gesetze, (wenigstens verständlich) ins Pohlnische übersetzen zu lassen, sondern es wurden Ignoranten als Translateurs gegen einen kargen Lohn angesetzt. Außer dem erst nach geschehener Detaxirung zu bestimmenden Steuer-

quanto wurde noch das Stempelwesen erhöht, die Musik der Dudelsäcke verpachtet, die Zölle und Consumtionsabgaben erhöht, und mit größter Strenge eingetrieben.

Die Officianten, welche man fand, jagte man fort, obschon sie ihre Stellen erkauft hatten, und setzte dagegen in der Regel den Ausschuß aus diesem Stande an, der sich in den alten Provinzen befand.

Es schien, als wollte man ein Bontanibay aus Süd-Preußen für alle solche Officianten machen, welche längst hätten cassirt oder aufgehenkt werden sollen. Dabey war der Herr v. Voß gegen die ans Splendide gewöhnten Pohlen nicht bloß kalt und zurückstoßend, sondern auch ganz eigentlich öconomisch; seine Tafel war sehr frugal servirt, sein Aeußeres so simpel als möglich, seine Sprache diktatorisch; Widerspruch litt er nicht; seine Geschöpfe waren sämmtlich im Aktenstaube gebildete Finanzisten, die aus dem pohlnischen Koth gar zu gern gleich harte Thaler gemacht hätten. Der G. R. Schultz, ein auf den ostpreußischen Aemtern erzogener ehemaliger Aktuarius, demnächst Calculator, zuletzt Kriegs- und endlich Geheimer Finanzrath, hatte ganz den verschloßnen in sich gekehrten Provinzialcharakter, der diesem Volke eigen ist. Er dirigirte das Classifications- und Domainenwesen, ließ Berge von Akten und Zahlen auf Zahlen häufen, woran kein wahres Wort war; denn seine Oeconomie-Commissarien verstanden zwar, sich per nefas den Beutel zu spicken, aber nicht die Aecker abzuschätzen. Er selbst hatte nur mechanisch die ost- und westpreußischen Domainen veranschlagt, und Classificationsgrundsätze im Kopfe, die er auf Südpreußen anwendete; es war aber nicht die geringste Genialität, aber desto mehr Eigensinn in ihm, nach diesen abgenutzten Leisten in Pohlen verfahren zu wollen, woraus nur verkehrte Resultate entstehen mußten.

Herr von Gößking, der Dichter und G. R. hat zwar etwas gefälliges in seinen Manieren, ist aber sehr weitläuftig in seinen Erzählungen, und kann vor vieler Arbeit nie zu den Geschäften kommen.

Ich schildere Dir nicht erst die Collegien, sie waren aus lauter Großvätern, die das Präsidium, und aus ungezogenen Knaben, die die Räthe ausmachten, zusammengesetzt. Das allerlächerlichste war, daß man dieser harten Civilorganisation nicht den geringsten militairischen Nachdruck gab. Das Möllendorfsche Corps wurde im Winter 1793 bis auf wenige Truppen aus Pohlen zurückgezogen, wie die Insurrection schon im Entstehen war.

Wollten die drey Mächte einmal Pohlen theilen, so mußten sie gleich dem Ganzen ein Ende machen; bey der ersten Occupation schoben sie aber allen Brennstoff in den gebliebenen Ueberrest des Reichs zusammen; alle edle Patrioten, alle verstoßenen Officiere, alle abgesetzten Officianten sammelten sich hier, und es war bey solchen verkehrten Maaßregeln wohl kein Wunder, daß 1794 im Frühling das Feuer, welches schon lange unter der Asche geglimmt hatte, losbrach, und in hellen Flammen aufloderte. So geschah denn, und das mit Recht.

die Insurrection.

Eine Nation (darunter sind nur die Freyen oder der Adel zu verstehen,) die Jahrhunderte keine andre Richtschnur gekannt hatte, wie ihren freyen Willen, die im Genuß aller Rechte sich von jeher befunden hatte, die die Natur durch einen starken Körperbau und durch ihre Früchte jedem verlieh, der sich in ihren Besitz zu setzen vermochte, sollte sich sogleich dem strengen Civilgesetz und allen steifen Formen fügen, für die Preussens Regenten seit zwey Jahrhunderten ihr Volk empfänglich gemacht hatten? wie war das zu erwarten?

Hätte Friedrich Wilhelm II. nicht diesem Staate zuerst seine selbst geschaffene Constitution garantiren wollen, hätte er nur nicht den Protector verstellterweise vorher gemacht, ehe er zur Theilung schritt, so wäre es möglich gewesen, diese Nation zu gewinnen, und ihren ganzen Haß auf Rußland, als Urheber der Theilung, zu werfen. Dann konnte Friedrich Wilhelm bey der erzwungenen Huldigung etwa sagen:

Unvermögend zwey große benachbarte Staaten von der Auflösung des pohlnischen Reichs abzuhalten, sah ich mich genöthigt, daran Theil zu nehmen, um meine Macht im Verhältniß zu den stets zunehmenden Kräften jener Mächte ebenfalls zu vermehren. Ich will aber euer Schicksal so erträglich als möglich machen, und ihr sollt mich segnen, daß das Verhängniß mich zu eurem Regenten bestimmte. Ich will euch eine Verfassung geben, derjenigen ganz gleich, die ihr 1792 am 2ten May sanctionirt habt. Ich ernenne demnach den Prinzen Louis, meinen zweyten Sohn, zum Vice-König der vereinigten Provinzen Süd- und Neu-Ostpreußen. Ich bestimme ein Quantum an Steuern, dem gleich, welches ihr bisher gezahlt habt; die Repartition überlasse ich der Landschaft, welche ihr etabliren und daraus einen Ausschuß dem König zur Seite setzen möget. Sammlet eure Civilgesetze, ich will sie sanctioniren. Errichtet eine Nationalarmee in ihrer bisher üblichen Tracht, — sie werde aus den noch vorhandenen Regimentern genommen. Ich sehe euch mehr wie Bundes-Verwandten als Unterthanen an, darum möget ihr auch alle Civilstellen mit Eingebohrnen besetzen, und eure Sprache beybehalten, die nur einer größern Ausbildung bedarf. Die geistlichen Güther sollen, so wie die Starosteyen, in Domainen verwandelt werden, um aus ihren Einkünften zu eurer Erleichterung die Staatslasten tragen zu können; es sollen

aber verschiedene als Lehen zur Belohnung der Verdientesten in der Nation dienen.

Auf diese Weise behandelt, würde der Pohle den König verehrt haben, statt daß er ihn jetzt von Grund des Herzens haßte. Im Frühling brach zuerst die Insurrection aus, indem einer ihrer Generale (Madalinsky) verschiedene preußische Cavallerie-Postirungen aufhob, und sich nachher mit Koszíusko's und Dombrovsky's Truppen in den Cracauischen Gebirgen vereinigte. Warschau's Besatzung wurde, wie die Zeitungen ausführlich meldeten, von den Bürgern und noch übrigen pohlnischen Regimentern vernichtet, und nun setzte sich der König von Preußen mit etwa 50000 Mann in Marsch, um die Insurgenten zu vertilgen.

Der Feldzug in Pohlen 1794.

War der Rückzug der preußischen Heere aus der Champagne eine große Demüthigung für ihren Stolz gewesen, so war es dieser pohlnische Feldzug noch mehr. Die Generale Schwerin, senior und junior, Favrat und Elsner, Manstein u. a. waren die Unterfeldherren, der König stellte sich an die Spitze, und war unter allen noch der unterrichtetste.

Die Armee marschirte immer vorwärts bis gegen das Cracauische, Koszíusko sammelte seine mit Sensen bewaffneten Bauern, und das an Zahl sehr geringe regulaire Militair, um nach Warschau vorzurücken, und sich hier zu concentriren; er kam aber mit der preußischen Armee zum Gefecht, und o, welch Wunder! die Sensenbauern jagten ein pommersches Regiment in die Flucht; der König sammelte es aber wieder, indem er rief: Seyd ihr Preußen? seyd ihr Pommern?

Die Preußen schrieben sich zwar den Sieg zu, aber demungeachtet rückte Koszíusko mit der Armee gegen Warschau vor, concentrirte sich hier, und erwartete die Preußen und die Russen. Die preußische Armee

rückte nach, und fing die berühmte Belagerung von Warschau an, die zwey Monate dauerte, ohne daß man vorher je diese Stadt unter die Festungen hätte zählen hören.

Zuerst besaß man kein schweres Geschütz. Wie man es aus Schlesien hatte kommen lassen, fiel es den Generalen erst ein, daß keine Munition vorräthig sey; diese wurde von Graudenz verschrieben, und bey Plozk von den Insurgenten weggenommen.

Endlich brach im Rücken der Armee bey Gnesen eine Insurrection aus. Denn man hatte von Warschau bis Berlin, 70 Meilen weit, etwa 4 Bataillone in Posen und Frankfurt zurückgelassen, und nun detaschirte man kleine Corps von 2 bis 3000 Mann unter Zekuli, Schwerin, Elsner, Polens und Manstein, der aus Schlesien heranrückte. Zekuli wurde in Bromberg aufgerieben, Manstein in Kosten überfallen, wo er sich in ein leeres Faß versteckte. Die übrigen marschirten da, wo der Feind nicht war, und unterdeß Zekuli in Bromberg aufgerieben wurde, blieb Schwerin ruhig in Posen, und besuchte alle Abend das Theater. Endlich mußte die schlecht betriebene Belagerung von Warschau schändlich aufgehoben werden, und die Armee an den Rückzug gegen die schlesischen Grenzen denken.

In Posen hatte ein Cavallerie-Oberster das Commando; dieser sandte zuweilen kleine Commandos aus, um Streifcorps der Insurgenten aufzuheben; die Anstalten dazu wurden aber so betrieben, daß die Pohlen zeitig davon unterrichtet waren: wenn die Preußen dann ankamen, waren sie entfernt, und wenn sie zurückgingen, rückten sie wieder ein.

Die Belagerung von Warschau wurde aufgehoben, wie schon gesagt worden, und die preußische Armee war ihrer Auflösung nahe, wenn nicht der russische General Fersen zur rechten Zeit gekommen wäre, und

ziusko gefangen genommen hätte. Hat dieser Edle damals wirklich ausgerufen: Finis Poloniae! so hatte er ganz recht; denn mit ihm entwich diesem Versuche der Conföderation der gute Genius, und sie wurde nun nur als ein Vehikel gebraucht, Schändlichkeiten auszuführen.

Die besten Generale, Dombrovsky und Madalinsky, waren mit einem Theil der Truppen nach Bromberg vorgerückt, und sollten von Schwerin eingeschlossen werden, der ihnen aber nichts zu Leide that; sie mußten sie aus einander gehen lassen, da Praga und Warschau genommen waren. Die Preußen hatten eigentlich in diesem Feldzuge nichts gethan, und keine Lorbeeren errungen. Der einzige General Hund in Thorn, oder vielmehr sein Atjutant, der Herr von Voß, zeichnete sich durch eine solide Vertheidigung aus, dafür erhielt Herr von Hund ein Guth geschenkt, Herr von Voß den Verdienstorden ohne Einkommen. — Unter den Preußen zeichneten sich nur die westpreußisch pohlnischen Regimenter aus (Holwede und Schwerin,) die bey Warschau mehrere Schanzen erstürmten.

Koszinsko machte wohl einen Fehler, daß er das Gebirge im Cracauischen verließ, und sich nach Warschau begab, wo er auf allen Seiten eingeschlossen wurde; wenn je für ihn eine mögliche Aussicht vorhanden war, zu siegen, so konnte es nur durch einen Krieg à la Vendée geschehen.

Hatte sich das Militair schlecht genommen, so war es bey dem Civile noch mehr der Fall. Der König etablirte eine Commission, welche besonders darauf achten sollte, daß keine Insurrection entstände; sie war aber aus den allerelendesten Mitgliedern zusammengesetzt, die durchaus unfähig waren, eine Verschwörung zu entdecken, noch weniger sie in ihrem Fortgange aufzuhalten. Wie sie entstanden und organisirt war, löste

sich diese Behörde auf, die passive viel zur Entwickelung beygetragen hatte.

Das Feld-Kriegs-Commissariat unter der Direction eines Flesch schien auch nur deshalb vorhanden zu seyn, damit die Armee schlecht verpflegt, die Lieferanten bereichert, und die Commissariatbedienten erkauft würden. Eigentlich dirigirte der Jude Itzig aus Berlin die Geschäfte, und sein Einfluß bey Hofe war so stark, daß, wie die Juden Herz Kohn und Gottheimer den Schfl. Haber um 4 Gr. wohlfeiler liefern wollten, wie jener, ihr Gesuch abgeschlagen wurde.

Diese Schändlichkeiten bewogen jemanden, in Peterkau in die südpreußische Zeitung zur nehmlichen Zeit, wie das Commissariat von Peterkau nach Posen translocirt wurde, einrücken zu lassen: daß eine große Räuberbande, die sich bisher in dortiger Gegend aufgehalten, nunmehr ihren Weg nach Posen genommen hätte.

Wie die Revolution durch Rußland gedämpft und nun das übrige Pohlen getheilt war, da dachte man auch an Bestrafung der Insurgenten. Vorher wurde aber Herrn von Voß das Departement genommen, und dem Grafen Hoym in Schlesien übergeben; diesem gab man aber noch einen Unterminister, Herrn von Buchholz, ehemaligen Chargé d'affaires bey der Republik Pohlen, zum Gehülfen.

Diesen Mann hatte schon Friedrich II. aus der Pepiniere des Prinzen Heinrich genommen, und ihn nach Warschau geschickt, um besonders hier auf die Weiber zu wirken, denn er war schön und liebenswürdig. Er hatte lange Jahre seiner Bestimmung entsprochen, und zum Beschluß seiner Laufbahn in dieser Art ein junges liebenswürdiges pohlnisches Weibchen geheirathet. Mit dieser kam er nach Posen, wo es seine Bestimmung war, einen kleinen Ministerialhof zu machen, die vornehmen Pohlen an sich zu ziehen, und sie

zu amüsiren; nebenher aber zuweilen den Sitzungen des Cammercollegii beyzuwohnen. Diese Rolle spielte er mit Anstand, und es ist wahr, daß seine Feten brillant und geschmackvoll waren. Es begegnete diesem gutmüthigen Mann aber ein Unglück, was ihn um seine Frau, sein Amt und sein Renomee bringen wird. Seine Nerven waren so abgestumpft, daß er zu allen Zeiten des Tags sich nicht des Schlafs enthalten konnte. Beym Essen, in den Sessionen des Cammercollegii, kurz bey allen Gelegenheiten überfiel ihn dieser Schlaf. — Sein Secretair, der Kriegsrath Buchholz, veruneinigte ihn mit dem Grafen Hoym, und nun wurden Intriguen in Menge angewendet, um diesen zu stürzen, woran aber der Minister Buchholz sehr unschuldig war.

Die Insurrectionscommission, wobey Herr von Buchholz präsidirte, verfuhr sehr glimpflich mit den Pohlen; wenigen Insurgenten wurden die Güther weggenommen, die mehrsten kamen mit einem Stück Geld davon.

Der Graf Hoym nahm, als ein feiner Mann voll Lebensphilosophie, die Pohlen ganz anders, als sein Vorgänger. Er überhäufte sie mit Höflichkeit, cassirte die Classificationscommission, bestimmte die Steuern auf eine erträgliche Art, und hob die Musikzettel auf.

Der Baseler Frieden.

Der Gang, den der Rheinkrieg der Alliirten genommen hat, ist dir bekannt. Nach dem Rückzuge von Weißenburg schob Preußen alles Unglück auf Oestreich, Oestreich auf Preußen. Die in diesen Feldzügen gewonnenen Schlachten bey Pirmassens und Kaiserslautern hatten gar keine Erfolge, denn im Spätherbst 1794 zogen sich die Preußen nach Westphalen, nachdem sie vorher diesseits des Rheins müßig gestanden hat-

ten. Statt Holland zu besetzen, sahen sie ruhig zu, wie es die Franzosen eroberten, wodurch die einzige Tendenz, welche der Krieg für diese Macht haben konnte, verloren ging.

Das größte Uebel, was Preußen durch diese Eroberung Hollands begegnen konnte, ist: daß England sich nun den Besitz der holländischen Colonien, seiner Handlung und Marine ungestört aneignen darf, wodurch der Despotism über alle Meere bgründet wird. Endlich wurde der berühmte Baseler Frieden abgeschlossen, wodurch wir die jenseits des Rheins liegenden Provinzen an Frankreich provisorisch abtraten, um dafür auf Deutschlands Unkosten dereinst entschädigt zu werden.

Das war das Resultat eines Kriegs, der ohne allen Grund angefangen, ohne allen Grund beendigt war, der viele Millionen gekostet hatte, in Frankreich eine Republik entstehen machte, den König Ludwig XVI. aufs Chafot brachte, und vielen tausend Unschuldigen das Leben kostete.

Man sieht keinen Grund ein, warum die Alliirten erst 1792 die Waffen ergriffen, um die Monarchie in Frankreich zu retten, und warum es nicht schon 1789 geschah, wo dem Könige noch mehr Spielraum gelassen war, wie drey Jahre später? Dies kam daher: daß in Preußen 1789 Herzberg, 1792 aber Bischofswerder regierte.

Der so unglücklich geführte Krieg zeigte der Welt, daß man den Feind auch durch irregulaire mit Lumpen behängte Haufen schlagen kann, und daß die wandelnden Vestungen (stehenden Heere) jenen das Feld räumen mußten. Dies kam daher: daß jene Haufen exaltirt, durch eine Idee entbrannt waren, und die Batterien erstürmten, als wären sie von Furien gepeitscht. — Es kam daher: daß jene stehenden Heere kein Geist, keine Einheit des Willens lenkte, sondern ein Areopa-

gus, aus alten, an der Form klebenden Generalen zusammengesetzt. — Es kam daher: daß in den französischen Heeren derjenige zum Anführer sich empor schwang, den die Natur dazu geschaffen hatte, und den sie dazu auszeichnete; in der allirten Armee aber dieser Feldherrncharakter in demjenigen vorausgesetzt wurde, der aus einem vornehmen Schooß entsprossen war, und dem das Alter mit den Jahren auch das Feldherrntalent mitgebracht hatte. Deshalb wurden in den französischen Armeen oft Schulmeistern und Stiefelwichsern, Advocaten und Köchen die Feldherrnstellen mit Recht eingeräumt, statt daß die Feldherren der Alliirten füglich zu Schneidern, Friseuren u. s. w. herabgesetzt zu werden verdient hätten. — Es kam daher; daß die Franzosen einen Volkskrieg, die Deutschen einen Krieg der Kunst führten; in jenen wirkte die Natur, in diesen allein bezahlte Mittel und Resultate einer künstlichen Form. War es auch ein Phantom (der Freyheitsschwindel), der die Franzosen exaltirte, so wirkte er doch kräftiger, wie die durch den Corporalstock erzwungenen, mit zwey Groschen täglich bezahlten Dienste der deutschen, in bunte Lappen gesteckten Knechte, Soldaten genannt. — Die Franzosen thaten in ihrer Idee alles für sich, die Deutschen für andere; ja sie wußten selbst nicht, für wen und warum?

Wie in den Franzosen die Natur so nachdrücklich, wie zuerst, zu wirken aufgehört hatte, so förderte sie ein Product zu Tage (die neue Kriegskunst), welche alles Alte weit übertraf. Dies beruhte vorzüglich darin: die größte Kraft auf die Schwächen des Feindes zu werfen, solche zu durchbrechen, um die vortheilhaftesten Punkte des Terrains je eher je lieber zu erreichen, und sich hier festzusetzen, alles zu entfernen, und sich davon loszumachen, was einen Aufenthalt und ein Hinderniß im Fortrücken abgeben könne (Bagage);

sich auf dem Flecke zu nähren, wo man stand, und das feindliche Land auszusaugen (Requisitionen).

Dadurch vermochte man es, den Soldaten besser zu unterhalten, und ihn an nichts Noth leiden zu lassen, statt daß die deutschen armen Teufel oft Tage lang an allem Nothwendigen Mangel litten, und wenn sie, hungernd vom Bedürfniß getrieben, einmal zulangten, mit Prügeln bestraft wurden; unterdeß manche Officiere, besonders aber die Commissaire und Lieferanten, von demjenigen schwelgten und Capitale sammelten, was den Soldaten gebührte.

Der deutsche Soldat hat noch überdies die angenehme Aussicht, wenn ihm etwa ein zweckloses Gefühl des Bravhaltens anwandelt, was der Menge fehlt, zum Krüppel geschossen zu werden, und dann zeitlebens auf Krücken betteln gehn zu müssen, oder als ein Nacht-, Thurm- oder Thorwächter bis ins hohe Alter hinauf bey Tag und Nacht dem Staate um ein Lumpengeld zu dienen, oder auf der Post als Schirrmeister sich zerschlagen, oder wohl gar als Stockmeister die Criminalgefangenen bewachen zu müssen. Jedes Genie, welches aus dem Bürgerstande sich in die deutschen Armeen verirrt hatte, mußte in ihnen untergehn, statt daß es in den französischen die glänzendsten Aussichten hatte.

Wie alle europäische Mächte nur stehende Heere unterhielten, da war das preußische ihnen allen überlegen, weil es alle übertraf; aber seit dem der Convent in Paris das Volk in Masse aufbot, da war es aus mit allen Kriegsmaschinen, Armeen genannt.

Nur dann, wenn Deutschland in Masse aufstehen, wenn es alle Hindernisse zerbrochen haben wird, die der Entwicklungsfähigkeit seiner Einwohner im Wege sind, wenn alle Prärogativen, die nicht die Natur und das Verdienst dem Menschen verlieh, vernichtet seyn werden, nur dann kann es hoffen, mit Frankreich zu balanciren.

Zehnter Brief.

Posen 1797.

Ich habe die Acquisitionen bereiset, die Preußen in Pohlen gemacht hat, und bin hierher zurückgekommen. Bey dieser Reise hat sich mir die Bemerkung aufgedrängt:

Daß die Südpreußen in der Wirklichkeit sehr viel gewonnen, in der Idee alles verloren haben, seit sie die Regierung wechselten; daß aber Preußen, wie es diesen Ländern und ihren Bewohnern die Souveränität aufgedrungen hat, dabey sein eigenes Interesse verkannte.

Diese Behauptung werde ich beweisen, und Du wirst mir Recht geben.

Sobald die freye Entwicklungsfähigkeit im Physischen und Moralischen Zweck der Menschen und der Staaten ist, so hat Pohlen durch die preußische Souveränität gewonnen, insofern diese die coercitive Gewalt enthielt, alle Hindernisse, die jenem Zweck entgegen standen, wegzuräumen. Preußen that noch mehr: Es opferte einen Theil seiner Existenz auf, indem es Pohlen in sich aufnahm.

Nach der Politik Friedrichs waren Pohlens Debouche's an der Ostsee nur für Preußen da, nur für dieses baute es seine Aecker, und von diesem erhielt es für sein Getraide, was zu geben ihm gefällig war. Dies hat aufgehört, und seitdem steigen alle Güther im Preise.

Kein Mensch wußte in Pohlen, was sein war. Die Preußen fixirten das Eigenthum des Grund und

Bodens durch das Hypothekenwesen, wodurch ebenfalls die Güthernreise auf eine enorme Weise stiegen. Die Städte waren Mist- und Kothhaufen; die Preußen räumten sie aus und verschönerten sie auf alle Weise. Man sehe Posen vor und nach der Occupation. Die Prozesse hatten in Pohlen kein Ende, der Mächtigste hatte immer Recht; die Preußen führten die Justiz ein. Der Bauer war ein Ackerinstrument; die Preußen gaben ihm einen Stand in der Societät, und sicherten ihm seine Rechte.

Im Wesentlichen hat also Pohlen gewonnen, nicht so Preußen. Dieses benutzte Pohlen ehemals als Unterlage seiner Stärke, als Instrument seiner wachsenden Größe, was nun alles wegfällt. — Verloren haben die Pohlen die Idee ihrer Selbstständigkeit, die sie nie zu realisiren vermochten. Hätte Preußen nur diese geschont, und jenen Thörichten glauben lassen, sie regierten sich selbst, es wäre nie eine Insurrection entstanden.

Beneficia non obtruduntur, das hätte Preußen bedenken sollen. Da es dieß vergaß, that es etwas Widersinniges, wofür die Strafe folgen wird:

Preußen geht in Pohlen einst unter.

Sobald das Hypothekenwesen völlig eingerichtet seyn wird, dann steigen die Güthernreise; den Besitzern werden die Capitale zu Verbesserungen fehlen, sie werden sie zu hohen Zinsen in den alten preußischen Provinzen suchen und finden. Diese Capitale, dem Fabrik- und Handlungswesen entzogen, werden in Südpreußen sich verlieren. Durch die eröffneten Debouche's an der Ostsee wird Pohlen seinen Waitzen den Engländern theuer verkaufen, dadurch werden alle übrigen rohen Produkte in die Höhe gehen; es darf nur ein unfruchtbares Jahr alsdann eintreten, und die Fabriken, besonders in Berlin, sind am Ende ihrer Laufbahn.

Ich will mich hier nicht auf den alten Streit des Vorzugs des Agricultur- oder Fabrikensystems einlassen. So viel ist aber doch gewiß: Daß, wo einmal das Letztere angenommen worden, wie es Friedrich that, man nicht plötzlich zu dem erstern übergehen darf.

Friedrich konnte im Ankauf der rohen Produkte den Engländern so wenig eine Concurrenz verstatten, als die Einfuhr englischer Waaren erlauben, wenn er sein Militairsystem durchsetzen wollte. Denn sein Volk bewohnte weder ein Land, dessen geographische Lage dem Handel so günstig war, wie die von England, noch war sein Volk so industriös wie das englische, noch waren so viele Capitale vorhanden, wie in jener Insel. Er mußte daher durch sein Ausfuhrsystem, durch sein Magazinwesen, durch seine Fabriken es dahin bringen, die Preise der Dinge zu leiten, damit ihm die Mittel blieben, seine Armee auf den Beinen zu erhalten.

Da der Ackerbau, von einem Volke ausschließlich betrieben, dasselbe stets in Herren und Sclaven theilt, von denen die Einen nur genießen, die Andern arbeiten, wodurch die Entwickelung nicht gefördert wird, und es Friedrichs Absicht war, sein Volk auszubilden, so mußte er das Fabrikensystem ergreifen, und in diesem, nicht im Reichthum des Ausländers, mußte der Stimulus für die Agricultur liegen.

Auf diese Weise läßt es sich (besonders da Friedrich Pohlen zum Abzuge hatte) erklären, warum er in Berlin und Potsdam so viele Fabriken etablirte. Jetzt ist nun das Agricultursystem beliebter, weil alle Minister Agronomen und Guthsbesitzer sind, das Fabrikendepartement einen Zweig des Generaldirectorii ausmacht, dessen vorsitzender Minister, Struensee, den Kampf mit der Mehrheit nicht bestehen kann.

Eilfter Brief.

Posen 1797.

Soll ich Dich nunmehro mit den Folgen des Ackersystems bekannt machen, die es in Pohlen seit Jahrhunderten hervor gebracht hat? Es sey:

In einem Bezirk von mager gedüngten Aeckern, worin Du keinen Obstbaum, keine grüne Hecken, keine Gärten, sondern weiter nichts wie Erde und spärliche Kornähren erblickst, siehst Du einzelne große Haufen, ganz den zusammengefahrnen Misthaufen ähnlich, die man vor den Thoren von Berlin, Wien, Paris und London sieht. Das sind pohlnische Dörfer.

Du kommst näher, und der Koth stemmt sich Dir entgegen, in welchem die auf hölzernen Säulen ruhenden, mit Lehm ausgeschlagnen, und mit Stroh gedeckten Hütten angeklebt sind. Vor der Thüre befindet sich der Düngerhaufen, der mit dem Flur parallel liegt, so daß der Koth ins Haus bequem hinein- und wieder hinausfließen kann. Du bückst Dich und gehst hinein; einige Sauen, mit nackten Kindern ihnen ähnlich vermischt, stürmen Dir entgegen, fahren Dir zwischen die Beine, und rennen Dich über den Haufen.

Du raffst Dich auf, öffnest eine angelehnte Thüre, und befindest Dich in der einzigen Wohnstube des Hauses. Hier siehst Du die nackten Wände, im Winkel ein Bett voll mustriges Stroh mit beschmierten Schaafpelzen bedeckt, darüber einen an die Wand geklebten, mit Fliegendreck colorirten Heiligen, außer dem einen unbehobelten Tisch und eine ihm ähnliche Bank. Der Wirth sitzt mit seiner Ehehälfte beym Essen, beide in beschmuzten zerrissenen Schaafpelzen und bloßen Füßen;

die Haare hängen wild um den Kopf, und sind voll Weichselzöpfe; die Läuse kriechen zu Dutzenden ohne Schaam darin herum, und lassen sich hier recht wohl seyn. — Ohne Tischtuch, aus einer hölzernen Schüssel, die nie gewaschen wird, ißt man Sauerkohl mit Leinöl, der Dir recht lieblich entgegen duftet.

Du verläßt den Sitz des Elends, und fragst nach dem Herrn des Dorfs; man zeigt Dir ein hölzernes Haus mit Schindeln gedeckt, ohne alle Verzierung. Du trittst ein; es begegnet Dir ein Kerl mit Lumpen bedeckt, ungewaschen und ungekämmt; es ist der Struße, der alle unreinlichen Dienste in der Wirthschaft hier verrichtet; er hat im Entree einen Kessel voll heißen Wassers placirt, und einen Pferdeschwanz in der Hand, damit wäscht er die Teller, die ihm ein schmutziger Bedienter aus dem Eßsaal herausreicht.

Du wirst in diesen Eßsaal geführt, und setzest Dich mit zu Tische: die Suppe ist verzehrt: es kommen Rinderkaldaunen, die nicht völlig rein gemacht sind; Landochsenfleisch, halb gar mit sauern Gurken; Schöpsenragout mit Zwiebeln überladen; ein Braten, aus dem nach jedem Schnitt das Blut läuft, und Sallat mit ranzigem Oel angemacht. Man setzt eine ungeheure Flasche Bier hin; statt eines Pfropfens hat man sie mit Lehm verklebt; das Bier selbst ist von einer dicken Lehmgauche nicht zu unterscheiden. Endlich kommt Ungarwein, und ein Glas ohne Fuß geht so lange gefüllt um den Tisch, bis alles besoffen sich unter demselben befindet; denn es ist des Herrn Geburtstag. Jedesmal, wenn man ausgetrunken hat, gießt man den Rest im Glase über sich in die Stube, auch schneuzt man sich mit den Fingern während des Essens in die Stube, und wischt sich mit einem Schnupftuche Finger und Nase ab. Hat man kein Tuch, so geschieht dies mit dem Aermel.

Am andern Tage ists Sonntag; es ist ein schöner Tag, Du gehst und siehst im Dorfe die Einwohner sich belustigen. Womit? Sie liegen vor der Thüre auf dem Miste, und suchen sich die Läuse ab. Bald darauf ertönt in der Schenke der Dudelsack; die Jugend eilt hin, und es beginnt der Bärentanz, der darin besteht, daß ein Bauer und eine Bäuerin so lange um eine in der Stube stehende Säule herumlaufen, bis sie schwindlich hinsinken. Wer einige Düttchen hat, säuft so lange, bis er damit fertig ist und besoffen umfällt.

Ich spreche mit dem Herrn über seine Oeconomie, über die Ackerwirthschaft. O! sagt er, der Soff in Bier und Branntewein geben das mehrste baare Geld. Wenn Martini kommt, dann verkaufen meine Bauern ihre ganzen Vorräthe auf dem Markte in Posen; Brod-Saat- und Deputatkorn, Heu und Stroh; aber das ist mir Recht; denn das gelösete Geld versaufen sie alles in der Schenke, und es fließt in meinen Sack. Freylich kommen sie um Lichtmesse herum mit dem Sack auf dem Rücken auf den Hof, und verlangen einen Vorschuß an Brod- und Saatgetraide von mir; ich muß es ihnen auch geben, wenn sie nicht davon laufen sollen; aber ich halte sie kurz, gebe ihnen zur Nothdurft, was sie brauchen, setze es zu hohen Preisen an, und lasse sie, der Ordnung wegen, tüchtig abkantschuhen.

Sagen Sie mir doch, frage ich ihn: wie machen Sie es denn, wenn ihnen ein Dorf abbrennt, da Sie doch alle Häuser für Ihre Rechnung wieder aufbauen lassen müssen? — Ja das ist zwar ein schlimmer Umstand, da helfe ich mir aber folgendergestalt: Ich lasse so viel Bauholz in der Haide anschlagen, als nöthig ist, sämmtliche Gemeinden müssen es anfahren, die Bauern müssen das Mehrste beym Aufbau selbst verrichten, und dem Zimmermeister gebe ich pro Haus einen Ducaten; da steht in 6 Wochen das Dorf wieder da.

Würden Sie es aber nicht lieber sehen, setzte ich meine Unterhaltung fort, wenn ihre Bauern bestimmte Dienste leisteten, ihr Saat-, Vieh- und Bauinventarium selbst besäßen und ergänzten? — O ja! antwortete der Guthsbesitzer, aber das wollen die Canaillen nicht; man hat es hier in der Nachbarschaft auf einem Domainenamte versucht, aber die Bauern waren nicht dazu zu bringen.

Aber, mein Gott, warum denn nicht? — Weil sie zu faul sind, und ihnen ihr alter passiver Zustand, worin sie für nichts zu sorgen haben, besser gefällt. — Das ist schlimm, dachte ich, so weit hat es das Ackersystem gebracht. — In Pohlen liegt der Untergang der preußischen Monarchie, dabey bleibts.

Zwölfter Brief.

Posen 1797.

Ungeachtet aller Versprechungen der Huldigungscommissarien 1793, daß die geistlichen Güther und Starosteyen ihren Besitzern bleiben sollten, wenn sie respective 50, 75 und 81 Procent Abgaben zahlen würden, so wie die Lustration den Maaßstab bestimmt, hat man diese Güther jetzt sämmtlich eingezogen, den Besitzern eine magere Competenz ausgeworfen, und den schönsten Theil derselben den Günstlingen des Königs geschenkt. Das war Bischofswerders Plan bey der Occupation von Südpreußen.

Beschenkt sind ganz vorzüglich der General Bischofswerder, der Major Zastrov, expedirender Adjutant des Königs, der Fürst Hohenloh, Herr v. Treskov, ein Kaufmann in Berlin, der Reichsgraf v. Lüttichau, Gesandter am Niedersächsischen

Kreise, Herr v. Hänerbein, Herr Marquis de Luchesini u. a.

Mit den geistlichen Güthern möchte es hingehen, daß man aber den Starosten ihre Besitzungen nimmt, die sie erkauft haben, das scheint mir ungerecht zu seyn, besonders, wenn man sehen muß, daß diese Einziehung nicht zum Vortheil des Staats, sondern der Privatpersonen geschieht, die den Thron umlagern.

Du wirst wohl schon gehört haben, daß der König an der Brustwassersucht kränkelt, daß seine Tage gezählt sind, und man seiner Auflösung entgegensicht; man will also noch die letzte Lebenszeit dieses Gutmüthigen benutzen, um auf Kosten des Staats sich zu bereichern.

Der König thut gar nichts mehr im Politischen und im Innern des Staats ohne Einfluß; er ist in dem vorigen und in diesem Jahre so schwach geworden, daß es kaum glaublich ist. Er wohnt im Marmorpalais, wo die Tänzerin Schultzky seine letzten Tage ihm erträglich zu machen sucht.

Die Rietzen, die zur Gräfin Lichtenau emporgehoben ist, und die Bäder von Pyrmont und Pisa in dem verflossenen Sommer besuchte, schrieb zuerst von Pyrmont aus an den König: „Ich habe hier einen Mann gefunden, der meine ganze Neugierde erregt hat; er ist bey Jahren, sein Aeußeres zeigt viel Würde, er spricht wenig, ist verschlossen, und isolirt sich, macht sich aber dennoch durch sein frappantes Wesen Allen bemerkbar; sein feuriges Auge entdeckt nur zu sehr, was in ihm vorgeht, und die geringste Kleinigkeit entschlüpft nicht seinem tiefen Beobachtungsgeiste.“

Der König antwortete ihr: „Das ist einer von den geheimen Obern,“ geh zu ihm und frag: „Ob ich mit Frankreich wieder Krieg anfangen solle oder nicht?“ — Die Lichtenau antwortete; „Der Sonderling ist abgereist.“

Aus Pisa schrieb sie dem König aber: „Ich habe meinen Sonderling wieder gefunden, er hat mir gesagt: Melden Sie Ihrem Herrn und König, er solle um Gotteswillen keinen Krieg mit Frankreich anfangen, in ihm läge der Untergang seines Hauses; natürliches Interesse knüpfe beide Staaten an einander, und nur der Unsinn könne dies Band trennen.“

Der König befolgte diesen Rath, und Bonaparte konnte ruhig den Sieg bis vor die Thore von Wien tragen. Die Gräfin Lichtenau gab aber dadurch den stärksten Beweis: daß sie nicht durch englisches Geld erkauft war, wie man allgemein geglaubt hat.

Der Graf Hoym, dem zuerst vom Cabinet ein Gutachten abgefordert wurde, unter welchen Modalitäten die geistlichen und starosteylichen Güther eingezogen werden könnten? setzte sich mit Macht dagegen, und zeigte an: daß der König bey der Huldigung den Besitzern ihre Rechte garantirt hätte, daß demnach diese Güther abgeschätzt, die geistlichen auf 50, die starosteylichen noch höher in der Contribution angesetzt wären; daß der König nicht sehr viel durch die Einziehung, besonders in der ersten Zeit, profitiren werde, da eine Menge Geld zur Unterhaltung des Gottesdienstes, zu milden Stiftungen, und zur Alimentation der Geistlichkeit vom Ertrage abgezogen werden müsse; daß die Gebäude und das Viehinventarium in schlechtem Zustande auf diesen Güthern sich befände, und man besser für das königliche Interesse sorgen werde, wenn man nach und nach die Abgaben erhöhen wolle. Der üble Eindruck, den dieser Gewaltstreich auf die Nation und auf das gemeine Volk machen würde, welches der Geistlichkeit anhinge, sey endlich in seinen Folgen gar nicht zu berechnen. Das half aber alles nichts; Bischofswerder, oder vielmehr seine Frau, wollte sich bereichern, deshalb mußte Friedrich Wilhelm II. wortbrüchig werden.

Ein fataler Streich begegnete diesem königlichen Günstling, kurz vor der Insurrection, mit seiner Tochter: Der Besitzer der Starostey Kolo, der Graf Gurovsky, ein junger Krüppel mit einem kurzen Beine, sonst ein Ungethüm, und unter den jungen Pohlen der verdorbenste, reiste nach Berlin, um sich den Besitz seiner Starostey zu sichern; man wies ihn an Bischofswerdern. Dieser nahm ihn gnädig auf, zog ihn in seinen Familienzirkel, und es entstand dadurch ein Liebesverständniß zwischen ihm und der Fräulein Bischofswerder. Der Vater gab seinen Segen, und die Hochzeit wurde in Fraustadt feierlich begangen. Fünf Tage nachher waren aber die jungen Leute mit einem Uebel befallen, welches die gerechteste Ursache zur Scheidung enthielt. Die hintergangene Ehefrau gab bey der Posenschen Regierung die Scheidungsklage ein; es wurde ein Interimisticum regulirt, und ein Guth des Grafen, Namens Murowanna Goßlin, in Sequestration genommen, um daraus der Ehefrau standesmäßigen Unterhalt anzuweisen. Das Guth war 120000 Thlr. werth, und es hafteten 30000 Thlr. Schulden darauf. Der junge Gurovsky, voll Verzweiflung, besonders da er durch seine Frau angesteckt zu seyn behauptete, trat der Insurrection bey.

Nach der Beendigung derselben war dem General Bischofswerder daran gelegen, diese schmutzige Sache auszugleichen; man schlug ihm den Kriegsrath von Triebenfeld zum Vermittler vor.

Die Insurrection war beendigt, Gurovsky saß in Glogau auf der Vestung. Hier erklärte ihm Herr v. Triebenfeld: Wenn er seiner Frau nicht Murowanna als Entschädigung abtreten würde, so solle er, wegen seiner Verbrechen, am Leben bestraft werden; Gurovsky ließ sich dadurch verleiten, jenes Guth abzutreten. Triebenfeld erhielt ein ähnliches Guth bey

Kalisch,

Kalisch, und die übrigen Helfershelfer wurden nicht weniger bedacht.

Sobald die geistlichen Güther eingezogen waren, zog Bischofswerder den Herrn v. Triebenfeld nach Berlin, der sich in den goldnen Adler einquartirte, und brauchte ihn, die Vorschläge wegen der zu verschenkenden Güther zu machen, da er sehr viele Localkenntnisse besaß. — Im Cabinet fertigte man jedesmal das Concept der Schenkungsurkunde aus, schickte es an den Herrn v. Triebenfeld, der die Namen einrückte, welches der Donatarius erhalten sollte. Dem schon beynahe abgestorbenen Könige legte man das Mundum vor, sagte ihm: Es wären unbedeutende Vorwerke, und er dankte Gott, wenn er die Urkunde unterschrieben hatte.

Bischofswerdern war nichts daran gelegen, Güther in Südpreußen zu besitzen, kaum waren sie ihm tradirt, so wollte er sie auch verkaufen; dazu fand sich denn auch ein Gimpel aus Copenhagen, ein während des Reichs-Interimisticums neugebackener Reichsgraf v. Lüttichau, der ein großes Vermögen besaß. Bischofswerder machte ihn zum Gesandten am niedersäsischen Kreise, und schlug dem Könige vor, diesen Millionair dadurch ins Land zu ziehen, daß man ihm Güther in Südpreußen schenkte. Dies geschah, und zur schuldigen Dankbarkeit kaufte er Bischofswerdern seine Donationen für 50000 St. Friedrichsd'or ab.

Dieser Lüttichau erhielt nun eine Menge Güther, und da man dem Könige nicht zu viele verschiedene Namen nennen wollte, so wurden die Güther, die man andern Creaturen schenken wollte, auf des Grafen Namen gesetzt, der darüber einen Scheinkauf-Contrakt sogleich mit dem wahren Donatario eingehen mußte.

Der Reichsgraf von Lüttichau sollte aber auch Domainenpächter werden; Die Herrschaften Crotozein

und Pollajewo gehörten ehemals dem Minister Görne. Nach seiner Abdankung wurden sie eingezogen, und für Rechnung der Seehandlung, auf Abschlag der Görneschen Defecte von 900000 Thlr., administriret. Herr von Struensee übergab aber solche 1795 der Posenschen Kammer als Domainen, jedoch mußte dieselbe, nach dem vom Könige approbirten Amortisationsplan, 36 Jahre lang der Seehandlung 30000 Thlr. auf jenes Capital und Zinsen zahlen.

Der Reichsgraf von Lüttichau extrahirte eine Cabinetsordre, wornach ihm die Pacht dieser Güther auf 36 Jahr gegen das Quantum von 50000 Thlr. jährlich überlassen werden, und wobey es ihm freystehen sollte, für Königliche Rechnung zu bauen und zu melioriren. Die Aemter trugen aber 64000 Thlr. Brutto ein, mithin hätte der Reichsgraf Lüttichau jährlich 14000 Thlr. profitirt, welche in 36 Jahren 504000 Thlr. ausmachten, ohne den Vortheil einer so weit ausgedehnten Pacht zu berechnen. Die Posensche Kammer setzte sich gegen die Ausführung dieses schändlichen Projects, und der König starb zu früh, ehe es durchgesetzt werden konnte.

Auf die allersonderbarste Weise erhielten zwey Personen Güther geschenkt, die nicht die entferntesten Ansprüche darauf hatten. Der erste war der Postdirector Goldbeck in Warschau, der andere Herr v. Hünerbein, ehemaliger Adjutant des Prinzen Louis. Die Güther, welche Herr v. Goldbeck erhielt, sollte ein Namensvetter von ihm bekommen, in der Schenkungsurkunde hatte aber die Canzley eine Verwechselung gemacht. Dem Könige diesen Verstoß anzuzeigen, wagte man nicht, und so blieb jener im Besitz.

Herr v. Hünerbein war der Geliebte der schönen Knobelsdorfen, Hofdame der Prinzeß Louis; diese hielt sich mit dem Könige in Pyrmont auf. Einst war der König des Morgens bey dieser Prinzeß zum

Frühstück, wie die Knobelsdorfen durch das Zimmer ging. Es entfuhren ihm die Worte: hübsch Mädchen, Prinzeß! O ja! (antwortete diese,) sie ist schon Braut! — Mit wem? fragte der König. Mit dem Herrn v. Hünerbein, erwiederte sie; es ist aber eine wahre Verbindung der Liebe, denn sie haben beide nichts. — Heirathen, Güther schenken! war die Antwort des Königs.

Man fertigte sogleich eine Estafette an den Herrn v. Hünerbein nach Karge ab, wo er in Garnison stand, mit der Notiz: er solle der Prinzeß eine Bittschrift an den König übersenden, worin er ein Guth in Vorschlag brächte. Herr von Hünerbein wählte das benachbarte Kloster Obra, 200000 Thlr. am Werth. Die Supplik ging ab, und bald darauf war er im Besitz des Guths und seiner schönen Braut.

Ich könnte noch viele Fälle von ähnlichen Schenkungen anführen, es mag aber an jenen genug seyn, um zu zeigen, wie der Hof unter der vorigen Regierung beschaffen war, und wie dergleichen Begünstigungen verdienstloser Creaturen unter den Hofleuten auf die Pohlen wirken mußte, statt, daß der König Gelegenheit gehabt hätte, die pohlnische Nation wieder mit sich auszusöhnen, wenn er den unglücklich gewordenen pohlnischen Officieren und Officianten Vorwerker geschenkt hätte.

Dreyzehnter Brief.

Berlin im Spätherbst 1797.

Die beiden letztern Lebensjahre Friedrich Wilhelms II. waren keine Regierungs-, sondern vielmehr

Auflösungs-Perioden alles dessen, was Friedrich II. 46 Jahre lang mühsam erschaffen hatte.

Der König dachte im neuen Garten in Potsdam nur daran, wie er seinem einzigen Triebe, der Wollust gnügen wollte. Die kräftige Natur in ihm war nicht mehr im Stande, hinlänglichen Stoff zu bereiten, um seinen wollüstigen Genüssen Reitz zu verschaffen. Alle künstlichen Reitzmittel wurden zuletzt vergebens verschwendet, und endlich, wie alle Spannkraft der Nerven erschlafft war, löseten sich die Säfte in Wasser auf, und der Tod war nicht mehr abzuhalten, dem Lebensprincip ein Ende zu machen, was die Natur auf ein Jahrhundert zuerst ausgebildet hatte.

Der Tod des Königs war schrecklich. Nachdem der Chemiker Hermstädt an ihm Experimente mit reiner Lebensluft *) zwecklos gemacht hatte, konnte er die letzte Nacht vor seinem Tode nicht mehr schlafen; er setzte sich um zwey Uhr in einen mit Leder ausgeschlagenen Federstuhl, frühstückte noch Caffee und Zwieback, und kaum war das Frühstück verzehrt, als der Todeskampf begann.

Der Sterbende litt fürchterlich. Krampfhaft zerriß er mit den Daumen das Leder an den Lehnen des Stuhls, und verwünschte sein Leben. Er äußerte verschiedne Male: „Einen solchen schweren Tod habe ich wohl nicht verdient, ich habe es immer gut mit meinem Volke gemeint; die Campagnen haben mich ruinirt“ u. s. w. Gegen den Morgen starb er. Seine Lieblinge hatten ihn verlassen, bezahlte Hände bedienten ihn im Tode. Die Lichtenau war Abends vorher spät von Charlottenburg zurückgekehrt, hatte sich ruhig schlafen gelegt, und ließ am Morgen, wie der König schon todt war, noch fragen: wie Se. Majestät geschlafen hätten? Sie wohnte im Cavalierhause im neuen Garten.

*) Man sehe die Note B. im Anhange.

Wie der König todt war, nahm Bischofswer-der die königlichen Insignien, ritt über die Havelbrücke jenseits der Meyerey, und dachte: Gute Nacht, Herrschaft! Was du im Trocknen hast, das hast du!

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Da die alte Regierung sammt ihrem System zu Ende ist, und eine neue anhebt, so wird Dir eine Charakteristik derer, die die mehrste Gewalt hatten, nicht unlieb seyn. Hier folgt sie:

Die Gräfin Lichtenau, gebohrne Enken,

war das Kind armer Eltern; der König als Prinz liebte ihre ältere Schwester, und besuchte sie öfter zur Nachtzeit. — Einst verlangte er Punsch, wie es schon spät war. Die jüngere Schwester sollte Zitronen schaffen, und weigerte sich dessen; die ältere, darüber erbost, gab ihr eine Maulschelle. Die Thränen und das Geschrey der kleinen lockte den Prinzen herbey, und sein wollüstiges Auge entdeckte bald Umrisse an ihrem Körper, die ihn exaltirten, und von diesem Augenblick an erklärte er sie für seine Geliebte. Er ließ sie in Paris erziehen. Wie sie zurückkam, und den Prinzen mehr wie jede andere fesselte, bemerkte sie der König, und bestand auf ihrer Entfernung.

Auf diese Weise bekam sie einen Mann an Rietz, und war des Prinzen Frau. Sie liebte ihn wirklich; ja sie war sogar eifersüchtig, bis endlich ihre Existenz von einem klügern Betragen abhing. Nun wurde sie die Kupplerin des Königs, und unterrichtete die Schlacht-

opfer seiner Wollust, wie sie mit dem König sich zu benehmen hätten. Sie hatte aber so genau des Königs Reizbarkeit studirt, daß, wenn er durch häufigen Wechsel sich abgestumpft hatte, die alte Freundin noch Reizmittel im Rückhalt hatte, wodurch sie ihn so zu fesseln wußte, daß er immer zu ihr wieder zurückkam. Bösartig war sie nicht; sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel. Sie hat manche Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten. Sie hat den König nie zu großen Ausgaben für sie verleitet, und was sie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verschwender, der 100 Millionen aus dem Fenster geworfen hatte, eine Bagatelle: Einige Güther in der Mark, für ein paar Mal hunderttausend Thaler Juwelen, und 500000 Thlr., um welche sie Struensee prellte, waren das Ganze. Auf Struensee lautete die Assignation der 500000 Thaler; er hielt die Zahlung aber zurück, bis der König todt war.

Güther in Südpreußen hat sie sich nie schenken lassen; sie wurden an andere verschenkt. Bestochen von fremden Mächten war sie nie. Am Tode der Ingenheimen war sie unschuldig; die Rosenkreuzerey war ihr zum Gelächter; sie persiflirte solche in Gegenwart des Königs; dadurch machte sie ihn oft wüthend.

Die Natur hat ihr alle Reize verliehen, um genußliebende Männer zu fesseln; tändelnde Liebe war nicht ihre schwache Seite, sondern voller physischer Genuß, mit allen Reizen ausgestattet, die die Natur zuläßt. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaaß, ohne Gleichen. Es fehlte ihr nicht an der Unterhaltungsgabe und am Geschmack in Kunstsachen. Ihr Tisch war der ausgesuchteste in Berlin, ihre Zirkel die zwanglosesten und freudenvollsten, die es gab. Sie war zu einer Maitresse gebohren und gebildet.

Der General Bischofswerder.

Bischofswerder war ein ganz gewöhnlicher Kopf, und hatte keinen bösen Charakter; sein Gemüth war aber den äußern Eindrücken zu sehr offen, woraus eine große Schwäche des Willens entstand. Er war ein sächsischer Cavallier, und wurde in den Rosenkreuzerorden gezogen; er war ein Mitglied des Schröpferischen Bundes, und einer von denen, die dieser Geisterseher und Betrüger in Leipzig täuschte. Er begleitete ihn auch ins Rosenthal, wo er den Brüdern Aufklärung zu geben versprach, sich aber erschoß.

Bischofswerder, dadurch nicht geheilt, verfolgte den Weg der Schwärmerey, und benutzte dazu die Maçonnerie; er machte kleine Reisen, um seinen Anhang zu verstärken; so hielt er sich auch eine Zeitlang in Grünberg bey dem General Frankenberg auf, der ihn mit Geld unterstützte; denn er war sehr arm.

Dem Kronprinzen empfohlen, suchte er ihn bald für seine Geisterseherey und alchymistischen Projekte zu gewinnen, welches ihm leicht glückte, da gewöhnlich große Wollüstlinge sich der Schwärmerey hingeben. Er wurde also der Liebling des Prinzen, da er die Schwächen desselben zu seinem Vortheile zu benutzen wußte, und sich nie die Miene gab, als wolle er eine Herrschaft über ihn ausüben.

Wie Friedrich Wilhelm König geworden war, mischte sich Bischofswerder nie direkt in die Angelegenheiten des Staats, so wenig wie in die Liebschaften des Königs; er machte keine Ansprüche auf Beförderung, so wenig wie auf Geschenke; ja selbst die Angelegenheiten des Militairs bearbeitete er nicht, sondern verhielt sich ganz passiv. Wenn nun der König, wie es oft geschah, zwischen Meinungen schwankte, so eilte er zu seinem Vertrauten, um sich Raths zu erholen; er fand und benutzte ihn auf der Stelle. Wenn der König mit seinem Vergnügen innigst beschäftigt

war und aufgefordert wurde, ein wichtiges Staatsgeschäft zu entscheiden, so wurde Bischofswerder gerufen, und es hieß dann: machen Sie die Sache ab, wie Sie glauben, daß es am besten ist. Bischofswerder entschuldigte sich dann wohl, es half aber nicht, und wenn alles expedirt war, unterschrieb der König die Rein-Schrift, ohne sie zu lesen. Unbedeutende Gegenstände überließ Bischofswerder dem C. R. Beyer, ja selbst Rietzen, der durch den Cabinetssekretair, seinem Bruder, Cabinetsordres fabriciren ließ.

Bischofswerder befolgte diese Methode bis ans Ende seiner politischen Laufbahn, und selbst die Gütherschenkungen in Südpreußen wurden auf eben diesem Wege verhandelt. Der Donatarius kam desfalls bittend ein, die Bittschrift wurde dem Grafen Hoym zum Gutachten mitgetheilt, worauf dann die Schenkungsurkunde erfolgte. Vorher war aber alles durch Privatbriefe eingeleitet.

Mit der Lichtenau war Bischofswerder im ewigen Kampf; sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete: nicht Bischofswerder, sondern ich habe das so gewollt. Zuletzt durfte sie seinen Namen nicht mehr nennen.

Schulenburg und Herzberg stürzte Bischofswerder eben so wenig, wie den Minister von Voß, direkt; diese Herren versahen es darin, daß sie dem Könige zu imponiren versuchten, wenn die Gerechtigkeit auf ihrer Seite war; dann klagte es der König seinem Freunde Bischofswerder, und dieser durfte nur sagen: „Mein Gott! sind Ew. K. M. nicht Herr und König?" so wurden jene disjustirt und mußten ihren Einfluß aufgeben.

Die ganze Politik Bischofswerders bestand darin: Nichts zu scheinen und Alles zu seyn! Selbst in der Rosenkreuzerey, in den Andachtsübungen,

verhielt sich Bischofswerder passiv. Wenn der König Zweifel äußerte, so hieß es: „Ja es ist sonderbar, meine Vernunft sträubt sich stets gegen diese wunderbaren Erscheinungen; aber ich kann mich doch nicht entbrechen, fortgesetzte Prüfungen anzustellen.“ — „Da haben Sie recht, pflegte dann der König zu antworten, wir wollen neue Versuche machen,“ wodurch er ihn dann immer mehr umstrickte. — Unter den Mitgliedern dieses Bundes waren einige verführt, andere waren Helfershelfer, und andere benutzten diese Verbindung zu ihrer Beförderung. — Ganz gemein war Bischofswerder nicht, so daß er sich der Bestechung hingegeben hätte; desto mehr aber seine Frau.

Die in Südpreußen veranstalteten Güthervorschleuderungen waren auch ihr Werk, indem sie ihren Mann dazu verführte, wenn sie ihm stets sagte: „Sie werden wie ein Bettler sterben, wenn Sie nicht jetzt noch die letzten Tage des Königs benutzen, um für Ihre Familie etwas zu thun“ u. s. w.

Der Kämmerer Rietz.

Ein ganz gemeiner Mensch. Als Bedienter des Königs, wie er noch Prinz war, ertrug er alle Launen desselben. Friedrich Wilhelm war jähzornig, und mißhandelte oft seine Leute; dies that ihm sehr leid, sobald die Hitze verflogen war, und er machte es durch Geschenke wieder gut.

Rietz ließ sich nun von seinem Herrn Ohrfeigen, Stockprügel, Fußtritte und Mißhandlungen jeder Art gefallen, und war geduldiges Instrument; er entschädigte sich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten eben so wieder mißhandelte, wie er vom Prinzen gemißhandelt wurde. Wie er nun endlich für seinem Herrn sich zum Deckmantel seiner Lüste, zum Ehemann für seine Maitresse, hingeben mußte, da saß er fest auf seinem Posten, so lange jene in Ansehen stand; dies

war das einzige Band, welches ihn an seine Frau Gemahlin fesselte.

Rietzens Genuß bestand im Essen und Trinken, in der Befriedigung seines Hochmuths, im Sammeln eines Capitals fürs Alter. — Im neuen Garten, in dem Hause am Eingange, feierte Rietz seine Bachanale; hier floß der Champagner und alle edle Weine wie Wasserbäche.

Seinen Hochmuth kitzelte er besonders auf den Reisen des Königs, wo er alle Commissarien, besonders die Landräthe, tyrannisirte. — So kam er einst in den Sternbergischen Kreis, sprang wüthend aus dem Wagen, schrie nach Pferden, schimpfte auf den Landrath, auf seine Langsamkeit u. s. w. Es war finster; der Landrath, ein Mann voll Feuer und Ehrgefühl, erschien, und rief im stärksten Baß: Wer will hier Befehle ertheilen außer mir? dem soll ja der T.... auf den Kopf fahren! Will der Schuhputzer wohl in seinen Wagen? u. s. w. — Rietz, der größte Poltron, schwieg mäuschenstill, und setzte sich ganz unbemerkt in den Wagen, fuhr fort, und hütete sich wohl, den Landrath zu verklagen; der König hätte ihn mit Fußtritten regalirt.

Der Durst dieses gemeinen Menschen nach Gelde war der Grund, daß eine solche Menge Orden unwürdigen Gegenständen ertheilt, und der Adel so wohlfeil verkauft wurde, da ihm ansehnliche Gebühren dafür zuflossen. So mancher Edelmann, der den Zunamen Sechs und Achtziger erhielt, ist nicht vom Könige, sondern von seinem Kammerdiener gestempelt worden, so daß er gar nicht Ursache hat, sich dessen zu rühmen.

Die Gräfin Dehnhof.

Eine vorübergehende Liebschaft des Königs brachte sie empor, die ihn nach den ersten Genüssen sättigte. Sie hatte nicht Verstand genug, ihn zu fesseln, und ließ

sich, durch einige Schwärmer verführt, einfallen, sich in Staatsgeschäfte mischen zu wollen. Schon vergessen, stahl sie sich in den neuen Garten, wo der König einem Concert beywohnte; wie eine Furie mit fliegenden Haaren drängte sie sich durch, legte das mit dem Könige erzeugte Kind vor seine Füße, mit den Worten: „Da haben Sie ihr Eigenthum zurück!“ und entfernte sich. Der König blieb ruhig und sagte: „Versorgen!“ worauf das Kind weggebracht, und die Mutter verwiesen wurde.

Die Gräfin Ingenheim.

Ein Opfer ihrer Familie, die sie zu überzeugen suchte: sie müsse sich dem Könige hingeben, um den Staat zu retten. — Sie selbst, durch überspannte Ideen hingerissen, ging hierauf ein, und wie sie fand, daß der König nicht zu bessern war, nährte sie innern Gram, durch Reue erzeugt, der ihr schwaches, reizbares Nervensystem zerrüttete, und den Tod zur Folge hatte.

Der Minister Wöllner.

Ein gemeiner Intriguant, Bischofswerders Instrument. Er suchte dem König die Religion als subjectives Bedürfniß darzustellen, damit dieser, wenn sein Geist durch Wollust ganz entkräftet wäre, als reuiger Sünder in die Hände der von ihm hingestellten Kreaturen Hermes, Hilmer und Woltersdorf fiele.

Ich übergehe so viele andere, die nur abhängige Kreaturen von jenen Hauptpersonen bey Hofe waren. Sie sind vergessen.

Funfzehnter Brief.

Berlin 1797.

Jetzt will ich mit Dir kurz die Resultate durchgehen, welche Friedrich Wilhelms Regierung für den preußischen Staat hervor brachte. Bey seinem Tode imponirt dieser Staat nur noch durch den Nachklang des Ruhms Friedrich II., durch äußern glänzenden, die Welt täuschenden Schein. Inwendig hat der Wurm seine Hauptstützen zernagt.

Der Schatz, auf den die Stärke der Armee und des Militairs fundirt ist, wurde nicht bloß zwecklos verschwendet, sondern es sind 22 Millionen Thaler Schulden contrahirt. — Die Armee ist von Grund aus verdorben.

Indem Friedrich seinem Grundsatz bis ans Ende seiner Tage getreu war, dem Adel die Officierstellen gegeben hatte, und wähnte: dem Bürgerlichen fehle die Bildung und das Ehrgefühl, auf der andern Seite aber alles that, durch Preßfreyheit die Wissenschaften zu befördern, theilten sich diese mehr dem dritten Stande, als dem Adel mit, und dieser thörichter Weise stolz auf einen Vorzug, den er ererbt und nicht verdient hatte, gab sich der Liederlichkeit und der Ungebundenheit im vollsten Maaße hin, und übte die Kunst so wenig wie die Wissenschaft.

Daher war schon 1778 die Armee verdorben; der König war über so viele Unordnungen, die unter seinen Augen vorgingen, und deren Grund er nicht enträthseln konnte, wild und stets übler Laune. Er kannte das Zeitalter nicht mehr. Er machte Frieden, indem

er fürchtete, geschlagen zu werden, und seinen Ruhm zu überleben.

Diese Verderbtheit des Adels nahm in eben dem Grade zu, als er durch einen langen Frieden, durch die immer steigende Cultur, durch das Pfand-Credit-System reicher wurde. — Jeder Strohjunker, der sonst kaum einen Bedienten halten konnte, hielt einen kleinen Hof, Koch, Jäger, Equipage und die ganze Litaney. Auf seinem Tische mußten die feinsten Weine und auserlesensten Gerichte stehen. Er lebte im Winter in der Stadt und für ihre Freuden, und das Spiel fraß einen großen Theil seiner Einkünfte. Diese Ueppigkeit theilte sich Frau und Kindern mit, alle alte Formen und Sitten waren ihnen zum Gelächter.

Nun kam die Regierung Friedrich Wilhelms dazu, der Hof ging in allem, was nur Luxus, Verschwendung, Ueppigkeit, Liederlichkeit und Hintenansezzung aller Sittlichkeit genannt werden konnte, voran; die Hauptstadt stimmte mit ein, und die Provinzen folgten bald nach. Man konnte Berlin das große Bordel des preußischen Staats nennen, worin wenig Weiber ihren Männern, und umgekehrt, getreu waren, wenige Mädchen unschuldig ins Ehebette kamen, ja selbst das unnatürliche Laster der Sodomie täglich üblicher wurde.

Die adlichen Officiere, schon verdorben, ehe sie in den Dienst kamen, fanden hier nur den Auswurf ihres Geschlechts als Vorbilder; der Dienst war ihnen Nebensache. Ihre Vorgesetzten waren ihnen ein Gespött, Subordination ein lästiger Zwang, Uniformität dumme Etikette, der Gemeine ein Klotz, an dem sie ihr Müthchen kühlten, wenn sie üble Laune hatten. Die Nächte in den Hurenhäusern, in Sauf- und Spielgesellschaften zugebracht, machten sie den Tag über für jedes ernste Studium unfähig. Nur Romanenleserey und Weiberintriguen machten ihre Beschäftigung aus. In den

Provinzialstädten dachten sie nur an Verführung anderer Eheweiber, an Eheversprechungen, unschuldige Mädchen zu täuschen, und an Betrügereyen im Spiel, oder wie sie Schulden machen könnten, die sie nie zu bezahlen dachten. Dabey waren sie herrisch und arrogant, verachteten alle andere Stände, und despotisirten sie, wo es nur möglich war, und dachten nichts weniger als an das Studiren militairischer Wissenschaften. Ihre militairischen Uebungen waren nur praktisch; ihnen fiel es nicht ein, die Beweggründe aufzusuchen. Jedes neue Manöver lernten sie, wie der Handwerker einen neuen Handgriff in seiner Kunst. — Sie waren die größten Ignoranten in der ganzen Nation. Müßiggang, den Faulheit erzeugt, und Ausschweifungen, die Nervenschwäche zur Folge haben, machten sie selbst für jene kleinen Uebungen unfähig, für den Krieg unbrauchbar.

Die Generale dachten nur daran, wie sie die Armee zu einem Spielzeuge herabwürdigen wollten, alle ihre neuen Ideen strebten nach diesem Ziele. — Statt daß die Cavallerie reiten und hauen soll, unterrichtete man sie in solchen Uebungen, die die sogenannten spanischen Bereiter zu üben pflegen, um ihr Publikum zu belustigen. — Sie sollte auf einem kleinen Raume, wie die Infanterie, sich drehen und wenden lernen, und es fehlte nur noch, daß man des Spaßes wegen Cavallerie-Quadrillen aufführte. Der General Dolfs hat besonders hierin sehr viel geleistet, und er würde sich zu einem Direkteur eines Marionettentheaters geeignet haben. — So war die Armee beschaffen, die allein durch Geschicklichkeit, Kenntniß, Bildung und musterhafte Aufführung ihrer Officiere gehalten werden sollte, und die in Südpreußen die auffallendsten Beweise vom Gegentheil gab.

Nicht besser war das Civile. Die Justiz, von Friedrich scharf controllirt, jetzt sich allein überlassen,

vom Könige durch verschiedene Cabinets-Ordres entheiligt (die Endurtel enthielten), fing von neuem an, in den alten langweiligen, kostspieligen Schlendrian zu fallen; die Advocaten, (die Geißeln jedes Staats) gingen in den Justizcommissarien nicht unter, sondern blühten recht frisch wieder auf, da es ihnen frey stand, Klagen zu kaufen, und Actus voluntariae jurisdictionis auszuüben. Mit Juden und Wucherern im Bunde, stempelten sie sich zu einer Kaste, die von den Früchten des Fleißes Anderer leben will, und übten, wo möglich, auf die schlecht bezahlten Richter einen despotischen Einfluß aus, wozu ihnen ihr Geld das Mittel an die Hand gab. Die Processe, die, nach Friedrichs Willen, nur ein Jahr dauern sollten, besonders die Concourse, wobey die Curatoren sich bereicherten, wurden wieder in die Länge gezogen. In Südpreußen sah man die Justiz-Administration als einen Modum acquirendi an, und die schlechtesten Menschen füllten hier die wichtigsten Posten aus. Im Finanzfach war jeder Minister Despot in seinem Departement; der Generalvortrag im Generaldirectorio erstreckte sich nur auf unbedeutende Gegenstände; die Minister hatten unter sich einen stillschweigenden Vertrag geschlossen, wornach ein jeder that, was ihm beliebte.

Keine Allgemeinheit war vorhanden. Was man in dem einen Departement als ein Princip aufstellte, das betrachtete man in dem andern als dem allgemeinen Wohl höchst nachtheilig. — Kam man aus einer Provinz in die andre, so war es, als käme man in Feindes Land. — Die Stellen wurden nie nach Verdienst und Würden besetzt, sondern nach der Laune der Chefs. Daher kamen Bedienten und Jäger, Friseurs und Ladendiener in Posten, wohin sie durchaus nicht gehörten. — Die allgemeine Liederlichkeit, die vom Hofe ausging, hatte auch diese Classe ergriffen; keiner kam mit dem ihm noch überdies karg zugemesse-

nen Solde aus. Der Officiant nimmt also zum Schuldenmachen seine Zuflucht, und diejenigen, welche die königl. Finanzen verwalten sollen, können ihren eigenen nicht vorstehen. Aus diesem Schuldenwesen entstehen die größten Niederträchtigkeiten, die sich der Officiant erlaubt: Bestechungen und Verfälschungen, wovon ich Dir unglaubliche Beyspiele erzählen könnte. Es ist so weit gekommen, daß der Rechtschaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung hält, bespöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdet und zurückgesetzt wird.

Was die höhern Officianten, Präsidenten, Minister und geheimen Finanzräthe anlangt, so giebt es unter ihnen wohl noch verschiedene, die in Friedrichs Geiste leben; sehr viele sind aber nur von dem Princip der Selbsterhaltung ausgegangen, haben sich Connexionen zu verschaffen gesucht, Güther gekauft, mehrere einträgliche Posten zu combiniren gewußt, und nur daran gedacht, sich zu bereichern.

Es war unter dem jetzt verstorbenen König in Berlin nur ein Studium: Wie man sich den regierenden Personen bey Hofe nähern wollte, sey es ein Schurkenstreich, oder eine schlechte Handlung, das war gleich viel! Wenn es hieß: N. N. hat Connexionen, so machte man ihm Complimente, und ein Kammerpräsident hätte es nicht gewagt, einen seiner Canzellisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschzettel der Gräfin Lichtenau schriebe. Solche Menschen wurden dann begünstigt, befördert, übertragen, ihre Fehler übersah man, und drückte dagegen oft den rechtschaffenen fleißigen Arbeiter, der zu edel dachte, als den Hofschranzen nachzulaufen, der alsdenn mißmuthig und mit Verdruß seinem Amte vorstand.

Zu beklagen und zu bedauern war mancher edle Jüngling, der in den Civildienst mit tugendhaftem Feuer trat, und mit voller Wärme des edelsten der menschlichen Gefühle, voll Patriotism, offenbare Miß-

bräuche,

bräuche, die zum Druck des Unterthanen gereichten, abstellen wollte. Er wurde als ein Geck, als ein Windbeutel, Projectmacher verlacht, verächtlich behandelt, und seine Vorschläge als pia desideria ad acta geschrieben.

Bey dem allen wurde in den Collegien viel gearbeitet, alle Wochen zwey bis drey Sitzungen gehalten, für das Wohl des Ganzen wacker gestritten; es wurden über jede Kleinigkeit starke Protokolle aufgenommen, eine Menge Acten geheftet, viele Berichte und pomphafte, mit Phrasen angefüllte Rescripte erlassen; die Sachen blieben aber, wie sie waren, in der schändlichsten Verwirrung. Besonders zeigten sich diejenigen Geschäftsmänner, welche viel thun, aber wenig schreiben sollten, die Commissarien bey der Armee, sehr groß im Schreiben, sehr klein im Herbeyschaffen des Proviants. Dicke Acten, Rechnungen und Belege lieferten sie nach vollendetem Feldzuge ab, aber die Pferde waren verhungert, die Armee tagelang ohne Brod gewesen, und die Kranken waren ohne Pflege und Arzney gestorben. — Die französische und pohlnische Campagne liefert dazu schauderhafte Belege, die dem Publiko bekannt sind.

Bey dem Accisdepartement waren in der Form wesentliche Veränderungen vorgegangen; die Sache blieb die nehmliche und mußte es bleiben, denn dieses System war zur Erhaltung des Militair eine nothwendige Circulationsmaschine. Es ging dadurch sicher, ohne Reste, ohne Verzug mit dem Zeitalter fortschreitend, ein großer Theil der Staatsrevenüen ein, und es setzte sie ohne Aufenthalt in 250000 Canälen durch den Sold der Armee wieder in Cours. Man hatte die Ausländer und manches Gehässige, welches die strengen Visitationen hatten, entfernt, und der Zufall setzte diesem Departement einen Mann an die Spitze, der diesen Posten ganz ausfüllte. Es war der Minister Struen-

see. Dieser Mann, ein Bürgerlicher, von Friedrich als talentvoll anerkannt und schnell empor gehoben, hatte aber beständig mit seinen Collegen zu kämpfen, und bildete die Minorität.

Struensee war bürgerlich, und hatte selbst als Minister in den Augen des hohen Adels die Untugenden dieses Standes an sich behalten, d. h. er repräsentirte nicht genug. Er war sehr liberal, und nahm jeden Gebildeten, adlich oder nicht, gern an seinen Tisch; er wußte mehr, als er zu wissen schien, und schmückte sich nicht mit fremden Federn. Dieser kluge Mann hält mit aller Gewalt das Accis- und Manufactursystem in Friedrichs Geist, und mit ihm das städtische Interesse aufrecht, was seinen Collegen, außer Schlesien, ein wahrer Gräuel ist, die nur aus dem Ackerbau das Wohl des Staats hervorgehen lassen, weil sie keine Fabriken, sondern große Güther besitzen.

Mit dem Grafen Hoym entzweyte sich Struensee auf folgende Weise: Wie er noch Professor bey der Ritterakademie in Liegnitz war, und sein Bruder Dännemark regierte, hatte Friedrich schon seine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, und schrieb an den Grafen Hoym: „Er solle ja auf den Professor Struensee Acht haben, damit er nicht nach Dännemark auswanderte.“

Der Graf Hoym sprach darüber mit Struensee, welcher versprach, in Liegnitz bleiben zu wollen; dennoch ging er fort. Der König, der es bald erfuhr, war sehr böse, und gab dem Grafen Hoym einen Verweiß. Wie nun Struensee Minister geworden war, erzählte der Graf Hoym einst in einem kleinen Zirkel jenen Fall, und äußerte: „Was doch nicht aus dem Menschen werden kann; aus einem Schulmeister ein Minister!“ Struensee, der das wieder erfuhr, fühlte sich beleidigt; und da er etwas rachsüchtig war, so wurde er ein erklärter Feind des Grafen Hoym.

Indem Struensee nach eben den Grundsätzen das Accis- und Manufacturwesen, wie unter der vorigen Regierung, verwaltete, erhielt er noch die Hauptcasse im Staate in guten Umständen, und Friedrich Wilhelm, wenn er Geld brauchte, nahm seine Zuflucht zu ihm; dies war es, was ihn hielt, sonst hätte die Hofcabale ihn längst gestürzt. Auch in Südpreußen zeigte sich Struensee als ein Mann von Kopf. Er ließ hier die Consumtionsabgaben, so wie er sie fand, vorläufig bestehen, trieb sie nur regelmäßiger ein, wie unter der vorigen Regierung. Nach und nach benutzte er aber die Zölle dazu, die nehmlichen Abgaben von ausländischen Waaren einzuziehen, wie in den alten Provinzen.

Sechszehnter Brief.

Berlin.

Keine Regierung ist so schlecht, daß sie nicht auch etwas Gutes hervorbrächte; so war es auch unter der vorigen Regierung der Fall. Man hat beym Militair einige zweckmäßige Veränderungen getroffen. Diese bestehen kürzlich in folgenden:

Es ist eine menschlichere Behandlung der Soldaten vorgeschrieben worden. Die Rekruten sollen beym Exerciren nicht mehr willkührlich behandelt werden. Die Blechkappen sind abgeschafft, und dagegen Filzhüte eingeführt worden. Man hat leichte Füselierbrigaden errichtet, die wie die Jäger im Felde benutzt werden. — Man hat bey jedem Regiment Scharfschützen angestellt, welche einzeln fechten, und ihren Feind aufs Korn nehmen, daher im Zielen sich üben müssen. — Das Invalidenwesen ist vervollkommt, und wenigstens erhält der Invalide, der nicht im Civile versorgt werden kann, jährlich 12 Rthlr.

Siebzehnter Brief.

Berlin 1798.

Die neue Regierung hebt an, die alte hat neun und ein halb Jahr lang nur auf die Vernichtung der Staatsmaschine hingearbeitet. Wird die jetzige das wieder gut machen, was jene verdorben hat? Wird sie es vermögen? Ich zweifle!

Friedrich Wilhelm III. hatte die schlechteste Erziehung, so über alle Maßen schlecht, wie sie nur ein Kronprinz haben kann. Der Vater bekümmerte sich mehr um seine unehelichen, als um die ehelichen Kinder. Sie waren der Mutter überlassen. Diese, stets mit ihren Finanzen broullirt, sah sie oft Tage lang nicht; sie waren daher sich selbst, ihrer Bedienung und einem Misantropen, ihrem Hofmeister Benisch, übergeben, der gewöhnlich an Krämpfen im Unterleibe litt. Wenn die Prinzen oft etwas lebhaft wurden, so schrie Herr Benisch gleich: Mein Gott, welch ein Lärm! ich bin ein Kind des Todes! was bin ich unglücklich und geplagt! wäre ich nie gebohren u. dgl.

Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen, und er äußerte schon in seiner frühen Kindheit Charakter, welches selbst Friedrich bemerkte, wie Dir bekannt ist. Was aber das Schätzbarste an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war sein herrliches Gemüth. Er konnte niemanden leiden sehn, er konnte niemanden beleidigen, alles in ihm war Bescheidenheit und Resignation, nicht der kleinste Anstrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth und Arroganz war ihm zu Theil geworden. — Auf einen solchen Charakter mußte eine so zweckwidrige Erziehung die unglücklichsten Eindrücke

machen, und die traurigsten Erfolge hervorbringen. — Der Prinz wurde in sich gekehrt, verschlossen, menschenscheu und verlegen in der Gesellschaft; er erhielt kein Vertrauen zu sich selbst. — Selbst im Oeconomischen wurden die Prinzen schlecht gehalten; für ihren Tisch wurden 600 Thaler bezahlt, dafür erhielten sie so wenig, daß sie oft hungrig die Tafel verließen.

Wie der Kronprinz nachher in Brühls Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen; er war und blieb verschlossen, ohne Selbstvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat; alle Repräsentation war ihm zum Eckel, alle feierlichen Akte in seiner ihm zugetheilten Rolle waren ihm zuwider. Er war am liebsten für sich allein und unter seinen Bekannten. Er wurde verheirathet, und mußte eine Zeitlang den Feldzug am Rhein und in Pohlen mitmachen, ja selbst die Belagerung von Landau commandiren.

In diesen Feldzügen sah er nur unglückliche Erfolge. Von Landau zog er sich zurück, aus Pohlen mußte er fliehen, und seine Ansichten des Kriegs gaben ihm nicht die geringsten Aufmunterungen, einst den Eroberer zu spielen. Er zeigte aber hier eine große Unerschrockenheit, die allen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern eigen ist.

Seine Gemahlin hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden konnte. Die schönste Königin, und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Louisens, die bestimmt zu seyn schien, einen König glücklich zu machen, und

der Nation das Muster einer Ehefrau zu geben, wie sie seyn sollte.

Außer dem Grafen Brühl, einem feinen Hofmann, wurde dem Kronprinzen der Major von Köckeritz als Adjutant beygeordnet, der außerordentliche Aehnlichkeit des Charakters mit ihm hatte. Herr v. Köckeritz war sehr arm als Knabe im Cadettenhause erzogen, und hatte von unten auf in der Garde gedient. Er war stets ein Muster der Ordnung und des Dienstfleißes; er hatte die Liebe der Vorgesetzten und die Achtung seiner Cammeraden erworben, weil er zu gehorchen verstand, und seine Freunde mit Liebe und Gefälligkeit behandelte. Seine Untergebenen beherrschte er durch Leutseligkeit und Humanität. Dieser Mann ist unfähig, ein Kind zu beleidigen, und in seiner reinen Seele ist nur ein Wunsch: Alle Menschen glücklich zu machen. Es ist allen Menschen von diesem Charakter eigen, daß sie kein Zutrauen in sich selbst setzen, und mit Bescheidenheit und Resignation zu oft Andrer Rath anhören, und um nicht zu fehlen, zu ängstlich in ihren Entschlüssen sind. Wenn dies ein Fehler ist, so wäre es der einzige, der sich in dem Charakter des Herrn v. Köckeritz auffinden läßt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß das kronprinzliche Haus im letztern Regierungsjahre Friedrich Wilhelms II. einen natürlichen Abscheu vor den Umgebungen des Königs haben mußte. Dieser traf vorzüglich die Gräfin Lichtenau, welche seit ihrer Vorstellung bey Hofe alle Prinzen des Hauses, selbst die Königin, mit Hochmuth behandelte. Man hatte sie überdies irrig in Verdacht, daß sie von der Apathie des Königs für ihr Interesse unerlaubten Nutzen zöge.

Alle, die sich in dieser Zeit Patrioten nannten, überschwemmten den Prinzen mit Projekten zur Abstellung so vieler Mißbräuche, daß er sich nach einem Manne sehnte, der sie zu würdigen verstände, und da-

zu Kenntniß des Landes und des Dienstes besäße. Diesen Mann fand er in der Person des Cabinetsrath Menken. Dieser rechtliche Mann war unter der Regierung Friedrich Wilhelms zurückgesetzt, weil man ihn für einen Jacobiner hielt. Unstreitig gehörte er zur Partey der Democraten; sein Brief an Zerboni, im Genius der Zeit abgedruckt, beweist es. Er gehörte zu so vielen andern, die durch die französische Revolution hingerissen waren, alle Folgen der Feudal-Aristocratie zu hassen; die den dritten Stand den übrigen gleichsetzen, und alle Prärogativen des Adels vernichten wollten; die alle Willkühr des Regenten haßten, nur dem Gesetz eine Herrschaft einräumten, und Freunde der Preß-, Censur- und Denkfreyheit waren. Hieraus folgte eine Abneigung gegen einen Krieg mit Frankreich und gegen die alte Regierung und ihre Stützen. — Menken, durchaus rechtschaffener gerader Mann, impulsirte daher auf den Prinzen, und Herr von Köckeritz mußte mit ihm einverstanden seyn.

Es befand sich noch ein Mann bey Hofe, der unter der vorigen Regierung in der letzten Zeit expedirender Generaladjutant des Königs gewesen war, der sich schon damals dem Prinzen näherte. Es war Herr v. Zastrov. Dieser Mann besaß eine außerordentliche Gewandtheit des Charakters, und wußte sich in alle Verhältnisse des Lebens zu finden. Es ließ sich von ihm erwarten, daß er auch unter der neuen Regierung eine Rolle spielen würde.

Der erste Schritt der neuen Regierung war die Gefangennehmung der Gräfin Lichtenau, und die Entfernung Bischofswerders. Das letztere war sehr erklärbar, das erstere war eine Uebereilung; denn es fehlte an sichern Indizien einer Landesverrätherey, deren man die Königliche Maitresse schuldig glaubte, und die aus ihren Papieren nachher nicht zu beweisen war. — Indem der König dies verfügte, ging er aus

seinem Charakter heraus, und es ist voraus zu sehen, daß es ihn einst gereuen wird. — Die Güther der Gräfin wurden, nachdem die Untersuchung vorbey war, confiscirt, sie selbst auf die Vestung nach Glogau gesetzt, ihr aber eine Pension von 4000 Thlr. angewiesen, wodurch der König den Beweis gab, daß er seinem Charakter wieder getreu handelte.

Menken und der Graf Schulenburg wurden nun in Thätigkeit gesetzt, und es erfolgten eine Menge motivirter Cabinetsbefehle, welche die Jahrbücher der preußischen Monarchie durch den Druck bekannt gemacht haben. Sie betrafen besonders die Wiederherstellung der Druck- und Preßfreyheit, eine vernünftige Censur, die durch Cabinetsbefehle nicht zu unterbrechende Justiz u. a.

Menken ordnete durch das Cabinet dem Könige einen vorher nicht vorhanden gewesenen Staatsrath bey. Es wurden förmliche Cabinetssitzungen gehalten; es gab hier ein Civil-, Militair- und auswärtiges Departement, ein Journal, eine Registratur und allen Anhang eines Collegiums. Jede neue Auflage, jede Königliche Etatserhöhung und extraordinaire Ausgabe, jede Domainen-, Pacht-, Contrakts-Confirmation, die Besetzung der Civilstellen bis zum Rath, jede bedeutende Sache im Innern der Staatsverwaltung mußte dem König angezeigt werden, und wurde im Cabinet, dessen Präsident er war, vorgetragen und entschieden.

Der Minister Schulenburg errichtete eine Generalcontrolle der Finanzen, um dadurch die letzten Enden der Staatsverwaltungszweige in Händen zu haben; er war es aber, der darin ein großes Versehen in Hinsicht der alten Staatsverwaltung und deren Erhaltung machte, daß er sich nicht bemühte, Chef der Verwaltung des Innern zu werden, und sich das Cabinet zu subordiniren.

Durch die Organisation des neuen Cabinets war eine Behörde unter Königlicher Autorität entstanden, die allen übrigen Staatsbehörden vorgesetzt war; im Civile war die Stelle in diesem neuen Collegio mit einem Bürgerlichen, und in der Person des Cabinetsrath Menken mit einem erklärten Democraten besetzt; dadurch erhielt der dritte Stand einen Repräsentanten in der Nähe des Königs in dem ihm vortragenden Rath. Von diesem Augenblick an war es um die Autorität des Staatsraths, des Generaldirectorii und des Adels geschehen. — Ich will hier gar nicht in Erwägung ziehen, ob dies gut oder böse war, wenigstens war es zu zeitig.

Der Cabinetsrath Menken war nach der neuen Organisation eigentlich einziger Minister des Innern, ohne Repräsentation, im Gewande des schlichten Bürgers; die Minister waren nur seine Instrumente. — Der expedirende Generaladjutant war der einzige Kriegs-, und der expedirende Rath in auswärtigen Angelegenheiten der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. —

Wäre diesen neuen Arrangements auch nichts vorzuwerfen gewesen, so war es doch der gerechte Vorwurf des collegialischen Verhältnisses und der ängstlichen Langsamkeit, der allen Collegien anklebt. Der Staatschef muß nur durch Befehle, die nicht motivirt sind, auf die Staatsmaschine wirken; wie ein elektrischer Schlag müssen seine Worte jede Saite des Instruments durchbeben, und es muß keinem Unterthan Gelegenheit und Raum gegeben werden, die Befehle zu critisiren. Die neuen Cabinetsbefehle enthielten aber Rationes dubitandi und decidendi, und waren den Urteln eines an alte Formen gebundenen Gerichtshofes gleich. Die Folgen dieser falschen Maaßregel zeigten sich bald. Das Cabinet wurde mit Beschwerden und Bittschriften überschwemmt, und verwandelte sich in ein Dikasterium.

In dem Augenblick, wo das Cabinet jene Form erhielt, hörten die ehemaligen obersten Staatsbehörden auf, zu seyn, was sie sonst waren, wie ich oben angeführt habe.

Friedrich enthielt in seinem Geiste den Sammelpunkt aller obersten Staatsgewalt. Durch Friedrich Wilhelm II. ging diese Einheit verloren, dagegen hatten die Behörden mehr Spielraum, und nur in einzelnen Fällen griffen die Günstlinge durch Cabinetsbefehle in das Räderwerk der Staatsmaschine. Friedrich Wilhelm III. zog aber die ganze oberste Staatsgewalt wieder an sich. Da er aber als junger Mann zu wenig Erfahrung und nicht den Geist Friedrichs besaß, der Staat auch viel größer, der politische Himmel trüber geworden war, um selbst diese Gewalt ausüben zu können, so übertrug er sie einem neuen Collegio, dem Cabinet.

Er mußte diesem Cabinet einen tüchtigen Präsidenten, einen Schulenburg, vorsetzen. Da aber dem Civil-, Militair- und auswärtigem Departement jedes Mal ein Einzelner vorstand, so handelte auch jedes Departement mit dem andern nicht in der nöthigen Harmonie. — Das Uebelste bey der Sache war aber: daß die Cabinetsräthe, dem äußern Schein nach, den Ministern nachstanden, in der Wirklichkeit aber im Hintergrunde, unter der Aegide der Königlichen Autorität, ihnen Befehle gaben, ohne dafür verantwortlich zu seyn. Deshalb, weil sie bürgerlich waren, entstand in ihnen eine Opposition gegen den Adel, der das Ministerium ausmachte. Und wollte man auch behaupten: Es sey nöthig gewesen, die Feudalaristokratie zu vernichten, welches dadurch bewirkt werden müsse, so leidet doch keine Staatsverfassung solche Sprünge, wenn sie nicht zusammen stürzen soll, am wenigsten die preußische.

Der Geist der Opposition zeigte sich auch sehr bald im Cabinet, da eine Menge Verfügungen zum Besten

des Bauernstandes erlassen wurden, die auf Vernichtung des Unterthänigkeits-Nexus hindeuteten, und die Tendenz einer Auflösung des Bandes verriethen, welches bisher den Bauernstand an den Adel geknüpft hatte, wodurch dieser wohlhergebrachte Rechte einbüßte. Hätte der König eine ganz neue Verfassung, in der kein Erbadel existirte, einführen wollen, er konnte es nicht besser darauf anlegen, wie durch dies bürgerliche Cabinet.

Auf das Militair hatte diese neue Einrichtung noch keinen solchen Einfluß, wie auf die übrigen Stände, da ein Staabsofficier dessen Angelegenheiten im Cabinet betrieb, wozu Herr v. Zastrov bestimmt war.

Achtzehnter Brief.

Berlin 1799.

Man sollte glauben, daß der Charakter des Menschen dadurch metamorphosirt werden müsse, wenn man ihn, über alle Gesetze und Formen erhaben, auf einen Thron stellte. — Bey Friedrich Wilhelm III. war dies gar nicht der Fall. Er blieb seinem alten Charakter getreu, und war nicht aus der Rolle zu bringen, die er vorher gespielt hatte. — Er blieb in dem kronprinzlichen Palais wohnen; er vermied allen Prunk, allen Glanz, er blieb populair wie vorher, sein Hausetat wurde wenig vermehrt; er hütete sich vor großen Geldausgaben, und sammelte wieder, was sein Vater verschwendet hatte *). Er zeigte nicht auf die entfernteste Weise eine Neigung zum zweyten Geschlecht auf unerlaubten Wegen. Er haßte alles Hofceremoniel, und vermied, wo es möglich war, jede Gelegenheit, wo

*) Der König, sagte er gleich anfangs, wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen.

er den König in seiner Person zeigen mußte. Er war nur im Cirkel seiner Familie und Freunde, eines Kökeritz u. s. w. vergnügt, hielt aber strenge auf Ordnung im Cabinet so wie in seinem Hause.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Cabinetsminister es nie wagen durften, dem König imponiren zu wollen; sie mußten auf dem Wege der Ueberzeugung ihm beykommen. Und hatten sie ein vorhandenes Gesetz für ihre Meinung anzuführen, so konnten sie gewiß seyn, Friedrich Wilhelm werde es nicht antasten; denn es war sein fester erklärter Wille, nach Gesetzen regieren zu wollen und sie unverbrüchlich zu halten.

Wahrlich, wenn Friedrich Wilhelm III. unmittelbar auf Friedrich II. gefolgt wäre; wenn die französische Revolution nicht den ganzen Continent in ihren Strudel mit hineinzuziehen gedroht; wenn diesem jungen König ein Premierminister zur Seite gestanden hätte, der in Friedrichs Geist fortgearbeitet, und mit dem Zeitalter fortgeschritten wäre, die preußische Staatsverfassung wäre unauflösbar und die beste geblieben, welche es je gab. — Unter den oben angeführten Umständen ging sie ihrer Auflösung, zwar nicht auf dem Wege der vorigen Regierung, aber doch auf einem andern entgegen.

Der König, so wie sein Cabinet, ist das humaneste, welches nur je existirt hat; man will alles durch Liebe ausrichten, und ergreift deshalb immer halbe Maaßregeln. — Die Nation ist aber durch die vorige Regierung, durch die Revolutionswuth, durch den immer wüthender um sich greifenden Luxus mit seinen Folgen, so sehr verdorben worden, daß nur recht volle kräftige Maaßregeln sie wieder in das rechte Gleis führen können. — Die Regierung handelt aber wie ein gefühlvoller sentimentaler Arzt: Der Patient leidet am Krebsschaden, es sollten recht derbe Schnitte in das

gesunde Fleisch versetzt werden, um einen Stillstand hervorzubringen; man setzt auch wohl das Messer an, der Patient schreyt aber gewaltig; nun wirft man das Messer weg, und legt lindernden Balsam auf, man klebt die Wunde zu, das Gift frißt unter sich, und mit einem Male ist der ganze Körper inficirt. So wird es dem preußischen Staate ergehen.

Man sollte glauben, das reinsittliche, einfache, nüchterne Leben der Königlichen Familie, die große Rechtlichkeit des Königs, seine grenzenlose Güte, die Tugenden der Königin, das Musterhafte im Betragen eines Köckeritz, eines Menken, hätten auf den Hof, auf die Residenz, auf die Provinzen wirken sollen? Keineswegs! Die Nation ist schon zu sehr verdorben. Die Schlämmer in Berlin spotten über die Nüchternheit des Königs; sie haschen und suchen nach irgend einer Aeußerung des Königlichen Ehepaars, ob nicht ein Funken von Unregelmäßigkeit in ihnen ist, ob der König oder seine Gemahlin keine geheime Liebe nähren; sie möchten vor Bosheit bersten, daß sie auf diesem Spiegel keinen Flecken finden können. — Die große Popularität Friedrich Wilhelms ist ihnen zuwider; er soll einen brillanten Hof halten, wo es etwas zu brudern, wo es Intriguen und Kabalen giebt, wo man etwas Neues erfährt: Das ist der langweiligste Hof, der Berliner, sagen sie, den es giebt, da fließt ein Tag wie der andre dahin; man möchte vor langer Weile sterben.

In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben bey Hofe damit recht grell absticht. — Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delicatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen, die feinsten Weine aus den heißen Zonen dabey genossen, um den Ma-

gen in Spannung zu erhalten. — Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bey einem französischen Koch ein, der jedem Gericht eine solche Würze zu geben weiß, daß es nur eine Vorbereitung und Anspannung der Geschmacksnerven für das nächstfolgende ausmacht. Man verweilt dabey so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel, zu einer Spiel- oder Theegesellschaft zu gehen. — Im Theater und bey den Thee's bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern, oder spinnt neue Liebesintriguen an; beym Spiel setzt man den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln, oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr gehts in die Freudenhäuser oder zum Liebchen.

Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme adliche Damen, eine F. v. C., sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich ziehen, um sie zu verführen, wobey sie die Kunst verstehen, leichte Ansteckungen zu curiren, für Schwangerschaften aber künstliche Präservative zu verkaufen. — Manche Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigen sich auch wohl, und miethen ein meublirtes Quartier in Compagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen, und ohne Zwang Bachanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären. — Du findest oft in den ersten H*** häusern noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Dame, die im Publiko als Tonangeberin figurirt. — Es giebt vornehme Weiber in Berlin (eine G. K***), die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der H***bank zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen, und mit ihnen zu Hause zu gehn.

Ich mag Dir dies Bild nicht noch mehr ausmahlen, Du würdest nicht glauben, daß es wirklich so ist, und daß meine Phantasie mich täuschte. — Da Berlin der Centralpunkt der preußischen Monarchie ist, von

wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich aus- gießt, so hat sich jene Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet. — Die Herbstmanövers und die Re- vüen ziehen aus allen Garnisonen viele Officiere nach Berlin; vom Civile kommen die Referendarien zum großen Examen hierher; die Aerzte müssen hier, so wie die Baubedienten, ihren Cursum machen: mancher rei- che Jüngling eilt des Vergnügens wegen hierher, so daß eine Sammlung vieler Provinzialisten sich hier be- findet, die sich nur zu leicht in die Geheimnisse der Berlinschen Freuden einweihen lassen, darin theils un- tergehen, theils das Gift mit zu Hause nehmen, und es hier ihren Umgebungen einimpfen.

Das Verderben der Sitten hat sich auf diese Weise allen diesen Ständen mitgetheilt. Der Officierstand, der, schon früher ganz dem Müßiggange hingegeben, den Wissenschaften entfremdet war, hat es am weite- sten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde: Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit der Alten. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeinguth geworden, die sie verkaufen und vertauschen, und sich wechselsweise verführen. Das bis zur tiefsten Niedrigkeit gesunkene zweyte Geschlecht läuft in der Residenz, so wie in den Provinzialstädten, nur diesen jungen Müßiggängern nach, bey denen sie kräftige Befriedigung ihrer Geilheit erwarten, sehr oft aber nur erschlaffte Muskeln finden, denen man durch angezwängte knappe Kleidung, durch wattirte Hosen und falsche Waden ein Ansehn zu ge- ben wußte.

Kein ehrlicher Bürgersmann, kein solider Civilist kann ein Weib mehr bekommen, das jene Schmeißflie- gen nicht schon verunreinigt hätten, oder wenn sie un- schuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken such- ten. Diese entnervten, an Seele und Leib befleckten

jungen Greise! wie wollen sie die Strapatzen des Kriegs aushalten, sie, die kaum im Stande sind, die kleinste Reise zu Fuße zu machen, oder das Geringste vorzunehmen, was Anstrengung kostet? Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen: Es ist die Minorität. — Selbst der Bauernstand ist durch den Luxus verdorben worden, der Hurerey und Völlerey, dem Spiel und allen Lastern ergeben; er achtet keiner Sittenlehren seines Pfarrers mehr, die Gesetze sind ihm zum Gelächter geworden; alle Bande, die das Volk fesselten, sind aufgelöset.

Einer so verdorbenen Nation, in der weder Vaterlandsliebe, noch Industrie, noch häuslicher Fleiß mehr zu finden, worin nur Genußliebe, Egoism und Geldgier anzutreffen ist, um jene zu befriedigen, für die war der sanfte, gutmüthige, rechtliche Friedrich Wilhelm III. nicht zum König geschaffen. — Er, der rechtschaffenste Mann in seinem Staate, von einer Brut umgeben, die keine einzige Tugend kennt, wie wäre er fähig, sie durch Liebe, durch sanfte Gesetze zu zügeln? Nein! Ein Despot ohne Gleichen mußte auf Friedrich Wilhelm II. folgen, um dies Geschmeiß zu regieren. Wenige, aber strenge Gesetze mußten mit unerbittlicher Strenge ausgeführt, die Hälfte des Civils fortgejagt, die andere Hälfte zweckmäßiger beschäftigt werden.

Das Militair mußte täglich in Uebung erhalten, alle unwissende und faule Officiere cassirt, und den andern angedeutet werden, daß nur Kenntnisse im Fach sie zum Ziele führen könne. — Krieg mußte entstehn, um so viele alte Krüppel und Friedensgenerale zu entfernen, die nur in den Kamaschendienst eingeweiht waren, und mit einem martialischen Gesicht in der Garnison die Parole auszugeben verstanden, ihren Bauch aufgeschwämmt hatten, und ihre vom Podagra angelaufenen Füße mit sich herum schleppten. — Krieg

mußte

mußte Jahre lang die Armee von so vielen halbverfaulten jungen Greisen reinigen, die ihre Leichname nur in bunte Lappen zu stecken verstanden, keine Idee vom Kriegswesen hatten, und bey der ersten Campagne wie die Fliegen hinfallen würden. — Krieg mußte entstehen, um in der Armee die Genies und kräftigen Jünglinge empor zu bringen, die in dem bisherigen Schlamm sonst erstickt wären.

Die jetzige preußische Armee ist die des Hannibals in Capua. Von ihr erwarte ich nichts! Sie hat von außen viel Schimmer, blendendes, lackirtes Wesen; dahinter ist wurmstichiges Holz.

Neunzehnter Brief.

Berlin 1800.

Friedrich Wilhelm III. liebt den Krieg nicht. Die Folgen des zwecklos angefangenen Rheinkrieges, der unglückliche Feldzug in Pohlen, mögen dazu viel beygetragen haben; mehr aber noch der völlig ausgeleerte Schatz, den er wieder anzufüllen beabsichtigte, und das Unglück, welches Oestreich durch seine stets unglücklichen Feldzüge über seine Staaten gebracht hat.

Es befand sich auch eine starke Partey bey Hofe, die den französischen Waffen den glücklichsten Erfolg wünschte, und die noch immer von Volksregierung beseelt wurde. Man sah auch nur im Allgemeinen in Oestreich den Feind Preußens, nie in den Franzosen, und hielt es für den Staat vortheilhaft, daß jenes Reich geschwächt wurde. — Der König wählte demnach das Neutralitätssystem, indem er, so wie sein Ministerium, überzeugt war, daß es keiner wagen würde,

solches zu verletzen, und daß Preußen mächtig genug sey, jeden Angriff abzuwehren. Deshalb wurde im vorigen Jahre eine Allianz gegen Frankreich abgelehnt, wo man bey Suwarovs Siegen, durch eine Diversion in den Niederlanden, diese Provinzen hätte erobern können.

Ich kann diesem System nicht meinen Beyfall geben, theils weil es an und für sich nichts taugt, theils weil man keine energischen Mittel angewendet, um es aufrecht zu erhalten. — Das System der Erhaltung des Gleichgewichts ist seit der Theilung von Pohlen, seit den Eroberungen Frankreichs, seit dem alles drükkenden Seedespotism der Engländer vernichtet. Kein Staat geht davon mehr aus, ein jeder greift zu, und die kleinen Staaten sind herrenlos die sichere Beute des mächtigen Nachbars geworden. Wie kann ein Staat in diesem allgemeinen Wirrwar, wo keine Regel, kein auf Rechtlichkeit gegründetes Princip, kein Tractat, keine Garantie, kein gegebenes Wort etwas mehr gilt, noch bey dem alten System beharren? Staaten sind keine Privatpersonen, die gewisse Regeln in Rücksicht ihres gegenseitigen Eigenthums befolgen müssen, da sie einen Richter haben. Es ist kein Tribunal vorhanden, welches die Streitigkeiten unter den Mächten entscheiden, und seinen Sentenzen Nachdruck geben könnte. — Preußen mußte also, wo alles nach Vergrößerung strebt, mit zulangen, und seine Macht über die seiner geographischen Lage entsprechenden kleinern benachbarten Staaten, Sachsen, Hessen, Hannover und andere ausdehnen. Es hat im vorigen Jahre dazu die beste Gelegenheit vorbey gehen lassen.

Fragt man: Ob Preußen die englische oder französische Partey ergreifen solle? so werde ich für die letztere entscheiden. — Preußen kann, so wie Frankreich, nur daran gelegen seyn, Englands Handelsmonopol zu vernichten, da dadurch alle Industrie und jede Entwik-

kelung im Innern gehemmt und gelähmt wird. Ein gleiches Interesse verbindet daher beide Nationen so lange, bis England fällt. — Auf der andern Seite muß beiden Staaten daran gelegen seyn, sich gegen den Coloß im Norden anzustämmen, daß er den Süden nicht erdrückt.

Alle Menschen beseelt der Trieb nach mehreren physischen Genüssen. Da der Süden diesen mehr befriedigt, wie der Norden, so haben die wilden Völkerstämme des Nordens, wie die Geschichte beweiset, immer nach dem Süden gestrebt und ihn zu überschwemmen gesucht. Daß Rußland von Peter I. an es beabsichtigt hat, beweisen seine Eroberungen in Schweden, Pohlen und der Türkey.

Insofern die Continental-Mächte stets Frankreich seit 1792 angefeindet haben, war dieser Krieg von Seiten Oestreichs und Preußens höchst unpolitisch; von Seiten Rußlands war nur der Operationsplan falsch. — Indem Paul seine Truppen durch fremde Länder viele hundert Meilen weit schickte, um Frankreich an seinen Grenzen anzugreifen, that er einen großen Sprung, der zu nichts führte, als daß er ihm seine besten Truppen kostete.

Paul mußte dem System Catharinens treu bleiben, Oestreich und Preußen, so wie Italien, gegen Frankreich aufhetzen, und unterdessen über die Türken und Perser herfallen, und seine Macht hier ausdehnen. Dann ging er Schritt vor Schritt, und wenn er Griechenland besaß, konnte er mit Nachdruck auf Italien wirken.

Preußens Neutralitätssystem enthielt demnach das Bekenntniß seiner Schwäche. Für sich richtete es dadurch gar nichts aus, bey den Nachbarn verlor es die Achtung, und indem es stets auf beiden Achseln trug, würde es von allen gehaßt, und sank täglich mehr zur Nullität herab.

Friedrich Wilhelm mußte schon 1798 zu den Waffen greifen und seine ganze Armee mobil machen, Sachsen, Hessen und Hannover, so wie die Küsten der Ost- und Nordsee besetzen, jene Mächte aber innigst mit sich vereinigen. — Er mußte Oestreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich seine Colonien, seine Handlung, seine Marine wieder gab, Holland restituirte, und eine Besetzung dieses Staats und die Wiedereinführung des Erbstatthalters zuließ. — Frankreich würde mit beiden Händen diese Bedingungen angenommen haben.

Wollten die Alliirten nicht, so verband Preußen seine 200000 Mann mit den französischen Truppen, schloß den Engländern alle Häfen, vernichtete ihren Einfluß in den Hansestädten und auf den Messen in Leipzig, Frankfurt und Braunschweig, verkaufte ihnen weder Waizen noch Holz, und nahm Hannover in Besitz. — Unterdeß die Russen in Italien waren, nahm es Curland weg, und schloß auch hier den Engländern die Häfen; Oestreich brachte es um Böhmen und Mähren, und setzte sich in den Vestungen dieser Provinzen fest. — Auf diese Weise nahmen wir Theil an den französischen Eroberungen, und unser verwöhntes Militair würde von den Franzosen das neue Kriegssystem gelernt haben.

Das unglückliche Neutralitätssystem ist die Frucht der Eifersucht zwischen dem Adel und dem dritten Stande. Jener wünschte theils aus Persönlichkeit, theils weil er seine rohen Producte theuer an die Engländer verkauft, einen Krieg gegen Frankreich; dieser, aus der industriösen und literarischen Classe bestehend, wünschte eine Allianz mit Frankreich; die Regierung, stets von beiden Partheyen angegangen, schlägt den Mittelweg ein, und bleibt neutral: Wollte man aber wenigstens doch dieser Neutralität Nachdruck geben! — Das ste-

hende Heer, bey seiner durch den langen Frieden erfolgten Erschlaffung, dürfte dazu nicht hinlänglich seyn.

Zuerst sollte man an bessere Befestigungen der Grenzen denken, wenigstens diejenigen Vestungen, die schon vorhanden sind, in Vertheidigungsstand setzen; dafür geschieht wenig oder nichts; man scheut die Mittel (Kosten), und muß doch den Zweck wollen. Wesel, so wie es ist, kann sich nicht acht Tage halten, und könnte unüberwindlich gemacht werden. An der Weser haben wir gar keine Vestung. An der Elbe ist Magdeburg verfallen. Spandau, von der Natur zur Vestung ausersehen, ist nur für die Staatsgefangenen bestimmt. An der Oder ist Stettin nicht mehr haltbar, Cüstrin vernachlässigt, und Glogau zu klein. Alle Vestungen an der russischen Grenze wollen wenig bedeuten, nur gegen Oestreich hat man Schlesien gesichert.

Die Idee des Fürstenbundes, von Friedrich aufgestellt, hat man aufgegeben, ungeachtet der Zeitpunkt eingetreten ist, ihr Realität zu geben. — Das Land ist voll von Waffenfähigen, aus denen man eine Landmiliz bilden möchte, die das Innere schützen könnte, wenn die Armee nach außen wirkte, und die auf alle Fälle eine Reserve bildete.

Die Franzosen haben uns an Maynz gezeigt, wie man Vestungen anlegen muß, und ihre Nationalgarden haben unsere Kerntruppen geschlagen. — Diese Erfahrungen sind für uns ohne Nutzen gewesen. Wir tappen im Finstern, und stützen uns auf schwache Hoffnungen. Wir sind stolz auf die Thaten Friedrichs, und vegetiren nur in seinem Nachruhm! Sein Geist ist von uns gewichen. Wir wollen noch die alten Preußen seyn, und vernachlässigen seine Grundsätze. Wir vergessen ganz, daß sein Geist, der preußischen Nation mitgetheilt, nur die Wunder hervorbrachte, die Europa in Erstaunen setzten, und daß jetzt, wo er von ihr ge-

wichen ist, der alte Schlaf wieder eintritt, der eine allgemeine Abspannung zur Folge haben wird.

Gesetzt, Frankreich wäre durch unsere Hülfe noch mächtiger geworden, wie es schon ist, so vermehrten wir auch unsere Kräfte, und welch Interesse konnte dieser Staat wohl haben, Preußen zu unterdrücken? Dies konnte nie ein anderes seyn, als uns durch Kanonen unserm eigenen Interesse entgegen zu führen, und uns Wohlthaten aufzudringen.

Zwanzigster Brief.

Berlin, 1800.

Menken hat, wie Du schon weißt, resignirt; durch sein System wurde bald eine Opposition im Militair erzeugt. Der General Rüchel, ein feuriger Mann, ganz von dem hohen Werth des preußischen Militairs eingenommen, und von seiner nothwendigen Erhaltung überzeugt, wollte alle Exemtionen so mancher Privilegirten vom Soldatenstande vernichten. Menken opponirte sich, von dem Grundsatze ausgehend, daß Privilegia zu schützen wären, und der König entschied für seine Meinung.

Rüchel hatte ganz Recht: Diese Exemtionen sind eine wahre Pest, und beruhen auf einem ungerechten Fundament. Der Staatschef ist da, um eine Form, die allgemein als unpassend anerkannt ist, zu zerschlagen. — Rüchel ist aber kein Mann für den König; er fährt durch und fällt mit der Thüre ins Haus. Der sanfte Menken behandelt den König mit großer Bescheidenheit. Er mußte daher siegen, besonders da es

im Charakter des Königs liegt, keine Privatrechte anzutasten.

Der König fragte Menken, wen er an seine Stelle zu setzen für fähig hielte? Er nannte den G. F. R. Borgstede, den G. F. R. Goßlar, den K. G. R. Beym. Der König fragte, wer der Rechtschaffenste unter diesen sey? Menken sagte: Beym, und so wurde dieser Cabinetsrath.

Beym war auf der Universität in Halle als ein Mann von Kopf und Talenten bekannt; er war damals schon ein Verehrer des Demokratism, und wie er während der vorigen Regierung seine Carriere beym Kammergerichte machte, da gehörte er zu der Oppositionsparthey, und war mit Menken von der französischen Revolution enthusiasmirt. Er heirathete eine reiche Frau, die sein Glück begründete, weshalb die Dankbarkeit ihn zu ihrem Sklaven machte, und die dadurch Einfluß auf ihn erhielt. — Man hält ihn durchgehends für einen rechtschaffenen, talentvollen, energischen Mann, der besonders fest in seinen Grundsätzen ist, und ein herrliches Gemüth besitzt. Er blieb stets der Freund seiner Freunde, und dies erstreckte sich sogar auf die academischen Brüder, die so mancher andere im Strudel des bürgerlichen Geschäftslebens zu vergessen pflegt. — Für seinen jetzigen Posten paßt er nur deshalb nicht, weil er zu sehr an der juristischen Form kleben, und alle Sachen durch die Brille des Landrechts ansehen wird. Seine Freunde meinen aber, er werde sich bald in das Wesen seines jetzigen Postens einarbeiten. Gewiß ist es, daß er einen großen Einfluß erhalten, und der König sich ihm ganz hingeben wird, denn sein Vortrag ist blühend, allumfassend, daher überzeugend; seine Motiven sind stets aus der Rechtlichkeit entlehnt, die so ganz das reine Herz des Königs durchglüht.

Beym muß nach seinen Grundsätzen den Adel und alle Ausflüsse der Feudalaristocratie hassen; er wird auf ihre Vernichtung hinwirken, daher bald mit dem Adel, mit dem Ministerio, mit dem Militair in Opposition treten. Er kann nicht anders, als für das französische System seyn, es wird also die preußische Politik im alten Gleise fortgehn.

Ein und zwanzigster Brief.

Berlin, 1801.

Ein Theil der preußischen Armee wurde mobil gemacht, weil man sich auf einen Krieg mit Rußland vorbereiten wollte. Die Veranlassung war folgende: Nachdem der erste Consul der Franzosen, der glückliche stets siegreiche Bonaparte, nach der Schlacht bey Marengo, mit Paul I. Kaiser von Rußland sich verständigt hatte *), dieser seine Armee zurück berief, und völlig überzeugt war, der englische Handlungsgeist, der auf die Welt einen despotischen Einfluß äußert, müsse auch auf Rußlands Handel und Schifffahrt nachtheilig wirken **); da es England seine rohen Produkte gegen die Fabrikate seines Kunstfleißes mit einem jährlichen Verlust überläßt, so schloß er Traktaten, um das englische willkührliche Seerecht zu vernichten, und Preußen zum Beytritt zu zwingen, insofern es nicht beytreten wollte. Da wir aber unser Neutralitätssystem nicht aufgeben wollten, so war der Krieg entschieden, wenn die russischen Großen nicht ihren Kaiser aus der Welt geschafft hätten ***). Indem sie das thaten, handelten sie con-

*) S. Note C. im Anhange.

**) S. Note D. ib.

***) S. Note E. ib.

sequent, in Hinsicht ihrer Kaste und deren Privilegien. —

Die Feudalaristocratie wird es immer mit England halten, weil es den Guthsbesitzern ihre rohen Produkte, durch lebendige Ackerinstrumente erzeugt (ihre Bauern), abkauft. Sie werden stets das Fabrikensystem und die Industrie herabsetzen, weil dadurch die Städte und der dritte Stand gehoben wird, welche ihnen endlich den Untergang bringen. Sobald Paul sich daher zu Frankreich hinüber neigte, und das wahre Interesse Rußlands durchschaute, mußte er fallen *).

Wie soll wohl je aus der russischen Maxime, aus dem Handel und der Industrie in diesem Staate, etwas werden, so lange England auf dem Meere dominirt? **)

Mit Pauls Fall trat die englische Partey in Rußland wieder in ihre alten Rechte, und Preußen war von einem Angriff befreyt, den es keinesweges wünschte. — Die mobil gemachten Truppen wurden nun gebraucht, um die acquirirten Länder in Deutschland zu besetzen. Diese Acquisitionen gewähren Preußen eine wahre Vergrößerung seiner Macht, da sie seine zerrissenen Staaten arrondiren, die Weser und Elbe dominiren, und die westphälischen Provinzen mit den alten Provinzen vereinigen.

Zwey und zwanzigster Brief.

Berlin, 1802.

Die auswärtigen Angelegenheiten werden im alten Styl betrieben, und sind noch immer mit Neutralität geschwängert. — Der Chef dieses Departements, Graf

*) S. Note F. im Anhange.

**) S. Note G. ib.

Haugwitz, wird verschieden beurtheilt. Ich vermag nicht, über ihn abzusprechen. — Gewiß ist es, daß er in jüngern Jahren den Schwärmer machte, und sich zum Pietismus neigte. Unter der vorigen Regierung gehörte er mit zum Rosenkreuzerorden, und jetzt scheint er diese Verirrungen des Geistes der frühern Zeit völlig aufgegeben zu haben; denn er genießt das Leben. Die Mehrsten, die ihn kennen, behaupten: Er habe viel Verstand und Tournüre, und stehe ganz auf seinem Posten.

Der Cabinetsrath Lombard, der auf den König in diesem Departement den mehrsten Einfluß hat, war der Sohn eines Friseurs aus der französischen Colonie in Berlin. Friedrich II. verlangte von Herrn Gedicken einen jungen Gymnasiasten für die Cabinetscanzley, der der französischen Sprache mächtig wäre. Die Wahl fiel auf Lombard. — So kam er empor, und gab sich unter der vorigen Regierung durch die Gräfin Lichtenau einen Schwung.

Er hatte ein angenehmes Aeußere, wußte den Freuden des Lebens Reiz zu geben, und hatte die französische und deutsche Sprache in seiner Gewalt. Sein Vortrag war hinreißend, sein Styl fließend; war es ein Wunder, daß er stieg? — Er verfolgte seine Laufbahn auch unter der jetzigen Regierung, knüpfte das Band der Freundschaft mit Beym, so daß ihre Familien nur eine auszumachen schienen.

Man wollte dem ersten Consul Bonaparte einen Chargé d'affaires nach Brüssel entgegen schicken; hier fiel die Wahl auf Lombard. Er führte das Geschäft glücklich aus, und wurde nach seiner Rückkehr mit Königlicher Gnade überhäuft. Dies ging so weit, daß er als Bürgerlicher zur Königlichen Tafel gezogen wurde, wo er die ganze Gesellschaft unterhielt.

Man muß gestehen, daß es dem Sohne eines Friseurs Ehre macht, es so weit gebracht zu haben. Es

kommt darauf an, ob er es auch verdient. Der Neid hat viele Fehler an ihm entdeckt, das war natürlich, um so mehr, da er auch nicht frey davon ist. — Er ist ein liebenswürdiger Roué, und da er stets das Leben genossen hat, so ist sein Körper hinfällig geworden. — Er scheint jetzt für alles Gute und Böse gleichgültig geworden zu seyn, die Menschen als Produkte anzusehn, darauf nicht zu achten, ob ein Posten gut oder schlecht besetzt wird, und zu denken: Quilibet praesumitur malus!

Eine Partie Whist, die Gesellschaft seiner Vertrauten und ein hübsches Mädchen sind ihm lieber, als das Studium der Staatsverhältnisse in Europa. Dennoch pflegt er das Beste, was darüber herauskommt, zu lesen, und hängt dem französischen System an, theils weil er Franzose ist, theils weil jeder, der das preußische Staatsinteresse begriffen hat, dafür eingenommen seyn muß. — Zu Bubenstreichen, zur Verrätherey, Bestechung u. s. w. halte ich diesen Mann nicht fähig.

Drey und zwanzigster Brief.

Berlin, 1803.

So wenig, wie das Neutralitätssystem, meiner Meinung nach, den Staat gegen Außen sichern wird, so sehr gewinnt doch das Innere durch die Segnungen des Friedens, statt daß das südliche Deutschland, besonders Oestreich, immer mehr in Verfall geräth.

Die Schulden, welche die vorige Regierung contrahirt hatte, und die des Königs von Pohlen, welche Preußen übernommen hat, sind mit 16 Millionen durch eine Finanzoperation bezahlt. Struensee eröffnete von Seiten der Seehandlungscompagnie eine Anleihe,

und mit dem erborgten Gelde kaufte er jene Papiere auf.

Der C. R. Beym hat den Einfluß, welchen Menken dieser letzten Instanz in Civilsachen auf die übrigen Behörden zu verschaffen wußte, noch verstärkt. Die Menge von Sachen aber, die dadurch hierher gezogen wurden, und die diese Behörde in ein Collegium verwandelt und die Ansetzung mehrerer Mitglieder nöthig gemacht haben würde, welches Beym nicht conveniren konnte, haben es bewirkt, daß die Cabinetsordres kürzer geworden sind, und daß eine Verfügung erlassen wurde, wornach Niemand die verschiedenen Instanzen vorbey gehn darf, wenn er sich an das Cabinet wenden will. — Die Minister müssen aber alle Monate einen Generalbericht von allen Begebenheiten dem Könige erstatten, die in ihrem Departemente Interesse gewährten.

Wenn auch nichts gegen diese Geschäftsführung einzuwenden wäre, so tadle ich es doch, daß sowohl Menken, als Beym, sich nicht zu Ministern des Innern erheben ließen, von denen der Impuls auf alle übrigen Behörden ausging. Sie mußten zugleich Präsidenten des Generaldirectoriums werden, um hier eine Allgemeinheit zu bewirken. Das Cabinet wäre dadurch für seine Operationen verantwortlich geworden, und der Antagonismus, der jetzt unter den Ministern und dem Cabinet existirt, hätte aufgehört. Zugleich mußte Beym in den Adelstand erhoben werden, da dieser Stand bis jetzt noch, nach dem allgemeinen Landrecht, der erste im Staate ist, und nur nach und nach aus der Welt geschafft werden kann. — Wie viele Cabalen, Intriguen und Verdrehungen der königlichen Befehle wären dadurch vermieden worden?

Das Generaldirectorium hat zwar noch keine Allgemeinheit in seine Verfügungen gebracht, und es existirt unter diesem Schilde immer noch eine Bürokratie;

man kann aber nicht in Abrede stellen, daß die verschiedenen Departements, wenn auch nach verschiedenen Grundsätzen, dennoch gut verwaltet werden.

Der Minister Voß, der sämmtliche Marken, Pommern und Südpreußen zu seinem Departement erhalten, und viel mit seinen Privatsachen zu thun hat, wird durch zwey Männer unterstützt, denen es weder an Verstande und Talenten, noch an Energie fehlt: Klewiz und Borgsteede.

Hardenberg, der die fränkischen Provinzen, Westphalen und Niedersachsen dirigirt, ist unter allen Ministern in Berlin der humanste, gegen seine Officianten der höflichste, dabey ein Mann von außerordentlichen Talenten und vielem Feuer. Er wird auch in politischen Dingen um Rath gefragt, und ist englisch gesinnt. Kommt es daher, daß er in Hannover ehemals angestellt war, und in England lebte, oder ist es Patriotismus, der ihn anfeuert, zu wünschen: Preußen möge unter den Continental-Mächten seinen alten Rang behaupten, und sich daher Frankreich entgegenstellen; das weiß ich nicht. Gewiß ist es aber, daß er aus Ueberzeugung, aus Grundsätzen dies System angenommen hat, und nicht durch gemeine Mittel dazu vermocht worden ist.

Der Minister Schröter dirigirt außer Südpreussen die Provinzen jenseits der Oder. Er war ehemals im Militair und beym Kriegscollegio placirt, wo er manche nützliche Einrichtungen machte. Er gehörte mit zum Rosenkreuzerbunde, und hat einen Anstrich von Schwärmerey; sein Aeußeres ist rauh und abschreckend. Wer ihn genau kennt, lernt ihn schätzen. Er will aufrichtig das Gute, und sucht es mit Energie durchzusetzen. Er thut alles zur Cultivirung der Domainen in seinem Departement, woraus solches größtentheils besteht; er ist daher auch für das Agricultursystem, für freye Ausfuhr und Handel, kurz für den Physiokratismus sehr

eingenommen. Er arbeitet mit allen Kräften daran, die Naturaldienste aufzuheben, womit es ihm auch glückt. Im Cassenwesen hat er die größte Ordnung eingeführt. Er hat tüchtige Gehülfen an Kleveno, Schön, Bose und Mirus.

Struensee habe ich Dir schon geschildert. — Die merkwürdigsten unter den Ministern sind Hoym und Schulenburg, beide von Friedrich gewählt.

Hoym wird von vielen gehaßt, verläumdet, beneidet und öffentlich getadelt (conf. das schwarze Buch,) von andern gelobt, angebetet und geliebt. Er wird nach seinem Tode erst gewürdigt werden. — Soll man an den Früchten den Baum erkennen, und an den Thaten den Mann, so hätten seine Lobredner Recht; denn Schlesien ist die blühendste Provinz des preußischen Staats; dies hat im Folgenden seinen Grund: Schlesien ist seit 1740, unabhängig vom Generaldirectorio in Berlin, regiert worden, und konnte daher durch eigne Kraft sich ausbilden und erheben. Die Regierung war stets in seiner Mitte, und konnte darauf ohne Weitläufigkeit einwirken.

Wie Friedrich Schlesien eroberte, fand er ein ganz anderes Land, ganz andere örtliche Verhältnisse, als er in den Marken, in Preußen, in Pommern verlassen hatte; er sah sehr bald ein, daß dort ganz andre Regierungs-Maaßregeln genommen werden müßten, wie hier. Er hatte diese Provinz erobert, es befanden sich hier viele Katholiken und Anhänger der alten Regierung; er mußte also schonend mit der Nation umgehen, die er sich unterwerfen wollte. Hieraus entstanden die Beweggründe zu der eigenthümlichen Provinzialregierung, die sich bis heute noch erhalten hat.

Die Natur hat Schlesien alles verliehen, was den physischen Genuß erhöhen kann: fruchtbaren Boden, hinreichende Weide, Ueberfluß an Holz und Mineralien, einen schiffbaren Strom und ein gesundes Clima.

Das Volk, sarmatischen Ursprungs, wurde schon in alten Zeiten, an den südlichen Ufern der Oder, durch herübergekommene Deutsche vermischt, welche sich ansiedelten und die rohen Producte, die der Boden in Ueberfluß hervorbrachte, zum Genuß verarbeiteten und geschickter machten. Die Industrie wurde daher hier bald einheimisch, die Bevölkerung nahm zu, es entstanden eine Menge Städte und ein richtiges Verhältniß zwischen rohen Producenten, Consumenten und Fabrikanten. Was im Lande nicht von den in Menge erzeugten Fabrikaten verbraucht wurde, das ging in das nahe Pohlen und auf der Oder ins Ausland, von wo der Zufluß an Gelde immer mehr zunahm. Es wurden dadurch Deutsche, besonders Protestanten, hereingezogen, denen Carl XII. vor hundert Jahren die freye Ausübung ihrer Religion verschaffte.

Hätte die östreichische Regierung, durch den Katholicism verleitet, nicht stets auf die schlesischen Protestanten eingewirkt, so würde der Wohlstand des Landes noch größer gewesen seyn, da Friedrich als Eroberer erschien.

Die größere Aufklärung und Cultur war immer im Gefolge der Industrie, welche Städte erbaute, und den dritten Stand emporhob; sie läßt sich hier stets eher nieder, als da, wo der Ackerbau nur wenige Herren und viele Heloten erzeugt; sie knüpft mit dem Auslande eher Verbindungen an und erweitert den Ideenkreis, als da, wo der Bauer nur seinen Acker kennt, und kaum das nächste Dorf aufzufinden weiß.

Durch Industrie entwickelt sich der Geist schneller, sie giebt ihm einen höhern Schwung, wie der Ackerbau, und sie ist stets das Grab des Feudalism. — Durch die vom Adel unabhängigen Städte erhält derselbe ein Gegengewicht, und er wird außer Stand gesetzt, was außer ihm ist, seinem Egoism zu opfern.

Es entsteht im Verkauf der rohen Producte im Innern unter dem Grundherrn und Bauern eine größere Gleichheit, wo die Städte die Nachfrage erhöhen, als da, wo der Grundherr allein in großer Entfernung die rohen Producte dem Ausländer verkauft, und der Bauer seine eignen Erzeugnisse entweder selbst consumiren, oder dem Herrn überlassen muß. Der Bauernstand war daher selbst in Schlesien wohlhabender, als in der Nachbarschaft, und aus seiner Wohlhabenheit ging nach und nach seine größere Freyheit und Selbstständigkeit hervor.

Das, was Friedrich in den übrigen Provinzen erzwingen, wo er immer von Seiten der Regierung Beyspielsweise vorangehn mußte, fand er schon in Schlesien erzeugt: Industrie und Kunstfleiß! — Wenn er in den alten Provinzen das durch den Feudalism in tiefen Schlaf und Apathie versunkene Volk aufwecken mußte, so fand er es in Schlesien munter und wach, und in reger Thätigkeit. — In den alten Provinzen mußte er alles neu aufbauen; in Schlesien durfte er nur nachhelfen, den Reiz erhöhen. Es war daher sehr natürlich, daß Schlesien seine Puppe wurde. Es war begreiflich, daß er hier die Regierung aus der Nation selbst hervorgehen ließ, und sich nur an die Spitze stellte. Es war consequent, das cultivirtere, industriösere Volk, dessen Regierung er erobert hatte, nicht den dümmeren, schläfrigen, gröberen Brandenburgern unterzuordnen. Schlesien erhielt daher gleich seine eigne, ganz von der Residenz unabhängige Regierung. Es wurde ein eigner Finanzminister für diese Provinz angesetzt, der nur vom Könige abhing, und ihm allein verantwortlich war. Die Collegia und Unterbehörden wurden zwar der Form nach denen im alten Lande gleich organisirt, jedoch größtentheils durch Eingeborne besetzt. Die Richtschnur für ihr Wirken fanden diese Behörden in den Provinzialgesetzen, Herkommen, Sitten

ten und Verhältnissen. Die Provinzialeinnahmen blieben zur Verwendung größtentheils im Lande, und nur der reine Ueberschuß floß in den Schatz. Nicht von Berlin, sondern aus dem Büreau des schlesischen dirigirenden Ministers gingen die Befehle und Rescripte für die Nation hervor, und durch die Organe desselben, die Kammern in Glogau und Breslau. Schneller war hier das Triebwerk der Regierungsmaschine an Ort und Stelle, als wenn es seinen Umschwung erst von Berlin aus hätte erhalten sollen. Auf diese Weise konnte das Wohl der Provinz nicht dem der hungrigen sandigen Marken geopfert werden. Sie erhielt ihre Nahrung durch sich selbst, und nur der Ueberfluß ging nach Berlin zur Verherrlichung der Monarchie.

Friedrich mußte demnach eine sehr weise Wahl treffen, indem er Schlesien einen einzigen Minister und Landesverweser gab, der ihn repräsentirte. Sie fiel zuerst auf Münchov, dann auf Schlaberndorf, endlich auf Hoym. Der Erstere regierte nicht lange, der Zweyte begründete Schlesiens Wohlstand, und half es zum dritten Male erobern, indem er dem Sieger Friedrich in die Hand arbeitete, seine Pläne oft errieth. Er war ein weiser kraftvoller Mann.

Schlaberndorf bildete Hoym, der bey der Breslauischen Kammer von unten auf diente, und er soll den König auf diesen, von der Natur reichlich ausgestatteten Kopf aufmerksam gemacht haben. — Friedrich prüfte ihn durch schwierige Aufgaben, durch Commissionen in Preußen, durch das ihm übertragene Präsidium in Cleve, und ernannte ihn 1769 zum Minister von Schlesien.

Wenige Menschen haben von der Natur ein so gefälliges Aeußere erhalten, wie Hoym. Wenige können seiner Anmuth widerstreben, am wenigsten das zweyte Geschlecht, dessen Verehrer er stets war, und auf welches er selbst im Alter noch Eindruck macht.

Dies macht man ihn zum Vorwurf, und sagt doch zugleich, daß er ein böses Herz habe, welches, meiner Meinung nach, in der Regel ein Widerspruch ist.

Unter der Regierung Friedrichs war Hoym ganz sein Organ; niemand wußte besser die großen Plane des Königs zur fortschreitenden Cultivirung der Provinz der Lokalität anzupassen, und dem königlichen Willen zu begegnen, wie dieser Minister. — Wie der König im Jahr 1785 die letzte Revüe in Schlesien hielt, ließ er den Minister Hoym kommen, und sagte ihm:

„Lebe er wohl, er sieht mich nicht wieder!"

Hoym widersprach; der König fuhr fort:

„Lasse er es gut seyn, ich werde ihm sagen, wie es „nach meinem Tode gehn wird: Es wird ein lusti„ges Leben bey Hofe werden. Mein Neffe wird „den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. „Die H*** werden regieren, und der Staat wird „zu Grunde gehn. Dann trete er auf, und sag' er „dem Könige: Das geht nicht, der Schatz ist dem „Lande, nicht Ihnen; und wenn mein Neffe auffährt, „dann sag' er ihm: ich habe es befohlen; vielleicht „hilft es, denn er hat kein böses Herz. Hört er?"

Hoym war ein zu großer Welt- und feiner Hofmann, als daß er diesen Auftrag ausgerichtet hätte; und dann war er auch zu weise, als daß er nicht vorausgesehen hätte: es werde wenig helfen, ihm aber schaden und außer Einfluß setzen. — Er sah Friedrich Wilhelm mit andern Augen als der König.

Bey der folgenden Regierung mußte Hoym alle Künste, Intriguen, Geschenke, kurz jedes Mittel anwenden, um dem Neide in Berlin Stillschweigen zu gebieten, die Verläumdung verstummen zu lassen, sich sichere Nachrichten von jeder Cabale zu verschaffen, und die Höflinge sich dependent zu machen. Er mußte gezwungen oft Verfügungen erlassen, die man auf seine

Rechnung schrieb, unterdessen sie von Bischofswerdern und andern Creaturen bey Hofe herrührten. Alles, was der Hof von seinen Helfershelfern, selbst aus den Hefen des Volks, versorgt wissen wollte, das assignirte man an den schlesischen Minister. Hätte Hoym sich opponirt, so hörte er auf, Minister zu seyn; wollte er also Schlesiens Verfassung erhalten, so mußte er mit Anstand nachgeben, manche königliche Befehle unschädlich zu machen suchen, manche abwenden und anders auslegen.

Hoym beging einen Fehler, indem er Südpreußens Administration übernahm, wo nichts zu verbessern war, und wo jeder Minister seinen Ruf gefährdete. Er fand auch beynahe hier das Grab seines bürgerlichen Seyns; denn er wurde in die Verschenkungen der Domainen hinein gezogen, gerieth mit Buchholz in Disharmonie, wurde denuncirt, und beynahe von Friedrich Wilhelm III. entfernt, wenn seine erste Erscheinung bey dem neuen Hofe, wo er alles durch seinen Esprit de conduite für sich einzunehmen wußte, nicht einen guten Eindruck auf die Königin gemacht hätte, wodurch er alle seine zahlreichen Feinde demüthigte, die schon über seinen nahen Fall triumphirten. Er gab bloß Südpreußen ab, wozu er sebst seinen Nachfolger vorschlug, studierte den neuen Hof, und war bald so initiirt, daß er sich eine neue Ministerialbahn vorzeichnete, worin er nie untergehen wird. Ich übergehe die verschiedenen öffentlichen im Druck erschienenen Schmähschriften auf ihn; es sind nichts weiter als Pfeile, die seine Feinde unter den Großen, durch bezahlte oder verleitete Schriftsteller, auf ihn abdrücken ließen.

Daß Hoym ein Mann von Kopf, durch lange Erfahrung zum Minister von Schlesien recht eigentlich gebildet ist, das können seine Feinde selbst nicht abläugnen. Sie sagen aber: er hat ein schlechtes Herz,

hält nicht, was er verspricht; er ist ein Sklave der Weiber und dergleichen.

In einem Minister soll man nur den Kopf, nicht das Herz tadeln; was hat dies mit der Regierung zu schaffen; Thatsachen dokumentiren es aber, daß Hoym manche, die ihm schadeten, schonte und nicht unglücklich machte; das ist genug, um zu beweisen; daß sein böses Gemüth, wäre es ihm auch zu Theil worden, dem Verstande nicht zuvorkam.

Kein Staatsmann hat es mehr in seiner Gewalt, bald den Minister, bald den Menschen in sich zu zeigen, wie Hoym. Ich glaube selbst, daß der geschickteste Mahler zwey sich ganz unähnliche Gemälde von ihm zeichnen würde, je nachdem er ihn in der einen oder andern Attitüde fand. — Er ist gegen Fremde, selbst gegen Officianten, die stets um ihn sind, in seinen Familienzirkeln in Dyrenfurth oder auf der Reise, ganz anders, als wenn er in seiner Canzley oder im Audienzzimmer sich befindet. Ich glaube, daß dies der Klugheit eines Ministers völlig angemessen ist. Ich kenne andere, die dadurch, daß sie den Minister in ihre Familie, in ihre Privatgeschäfte mit hinüber nehmen, und die Form, welche diese Charge ihnen aufbürdet, bey Tische, in ihrer Schlafstube, ja ich möchte sagen, selbst auf dem Nachtstuhle nicht vernachlässigen, sich allen Menschen verhaßt machen.

Der Minister Schulenburg.

Ein ganz eigentlicher Zögling Friedrichs des Großen. Seine Bildung und Beförderung sind Dir bekannt. Sein Gesicht spricht schon den Verstand und Scharfsinn aus, der ihm eigen ist; er ist äußerst affabel und human, und in Geschäften schnell entschlossen, trift bald den wahren Gesichtspunkt und die besten Mittel zum Zweck. — Er ist ein Freund des zweyten Geschlechts.

Da er nicht wie Hoym bey der vorigen Regierung zu resigniren, und sich in so viele Falten einzuschmiegen verstand, oder zu stolz dazu war, verlor er seinen Einfluß. Dies war hinreichend, ihn bey der neuen Regierung zu accreditiren, und indem er dem König den Plan zur Generalcontrolle vorlegte, hätte er ihm einen ähnlichen zu einer in seiner Person vereinigten Oberaufsicht aller Civilbehörden zeichnen lassen, und ihm darüber selbst wöchentlich Vortrag, die Cabinetsexpedienten aber zu seinen Subordinirten machen sollen; dann war er Premierminister, den der Staat bedurfte. Er hatte alles, was dazu gehörte, Kopf, Repräsentation, Manier, Energie, Kenntnisse, Vermögen und den Stand. Da er General war, konnte er auch dem Militair den ersten Impuls geben; eben so in der Politik. Der König hätte an ihm einen würdigen Lehrer gehabt, und wenn er starb, hätte er seine Grundsätze gewiß befolgt. Niemand würde es gewagt haben, ihn zu stürzen, und der preußische Staat, unter dieser Aegide bey dem guten Willen des Königs, konnte in der großen Crisis, worin die europäischen Staaten zeither schwebten, zur größten Höhe der Vollkommenheit gedeihen. — Da er dies vernachlässigte, entstand die fatale Antipathie zwischen dem Cabinet und den Ministern, dem Militair und Civile, dem Adel und dem dritten Stande. Der Wein ist dadurch in Gährung gerathen, und wird dem Faß den Boden zersprengen.

Der Minister Schulenburg scheint jetzt von dem Grundsatz auszugehen, sich nach und nach zurückzuziehen, da er seinen Einfluß täglich fallen, den des Cabinets steigen sieht.

Man macht ihm zum Vorwurf, daß er den reichen Banquier Liebmann Meyer besonders dadurch begünstige, daß er ihn ungeheuer beym Postwesen und bey der Lotterie gewinnen lasse. — So viel ist gewiß,

daß dieser Mann sich Reichthümer sammelt; dies liegt aber in der Natur der Sache: Der Staat hat ihm große Entreprisen überlassen, wozu eben so große Capitale erforderlich sind. Er sichert sich dadurch die Etatssummen; mag der Entrepreneur gewinnen. Wollte er diese Finanzzweige administriren lassen, so würde er betrogen werden.

Unter Schulenburg arbeiten drey gescheute und rechtschaffene Männer: Schlaberndorf, Weyher und Wilkens.

Vier und zwanzigster Brief.

Berlin.

Hannover ist von den Franzosen besetzt, das erste Glied in der Kette der nordischen Fürsten gesprengt. Wie war es möglich, dies zuzulassen?

Das auswärtige Departement schläft, der Donner der Kanonen hat es an Preußens Grenzen nicht erweckt. Entweder mußte Preußen, mit Frankreich im Bunde, längst England und allem, was ihm anhängt, den Krieg erklärt, und in Folge dessen Hannover mit sich vereinigt haben, oder es gegen Frankreich vertheidigen und das englische System adoptiren. Letzteres wäre unpolitisch gewesen, und wird es stets bleiben, so lange England das erzwungene Seerecht nicht aufgiebt. Das schlechteste System ist aber noch besser, wie gar keins.

Bis hieher, und nicht weiter, konnte nur das Neutralitätssystem extendirt werden. So wie Hannover, und dadurch das Herz des preußischen Staats, bedroht war, mußte man sich zu einer Partey bekennen, mit ihr siegen oder untergehn. — Indem dies

nicht geschehen ist, hat Preußen seine Achtung vor ganz Europa, als Beschützer des Nordens von Deutschland, verloren, und das Zutrauen der Fürsten, die hier seine natürlichen Alliirten sind, ist dahin. — Verloren sind für Preußen alle Arten von Kriegsbedürfnissen, an Soldaten, Geld, Kanonen, Munition, Gewehren und Pferden, welche Hannover in einem Kriege mit Frankreich gewähren konnte. Verloren und tournirt sind alle westphälischen Provinzen, die dortigen Truppen, die Hessen und Wesel durch die Besetzung der Vestungen an der Weser, des Forts George und Nienburgs. In zwey Eilmärschen können die Franzosen vor Magdeburgs verwahrlosten Wällen erscheinen.

Was will man mit dieser zugelassenen Besetzung Hannovers andeuten? Hat England sie nicht durch Preußen abwenden zu lassen gewünscht? Unterließ man sie deshalb, weil sie widerrechtlich gewesen wäre? Oder setzte man ein so gutes Zutrauen in die Franzosen, daß man von ihnen glaubte, sie würden den Preußen nichts zu Leide thun? Das ist das Zutraun eines Ehemanns, der seinem Freunde seine Frau ins Bett giebt, und so guthmüthig ist zu glauben, er werde sie nicht benutzen.

Wenn zwey Privatpersonen eine Societät errichten, ihre Capitale zu gleichen Zwecken anwenden, wird es der Eine zugeben, daß der Andere in sein Haus kommt, hier Befehle ertheilen, und über Küche, Keller, Garten und Feld deponiren will? Eben so wenig konnte Preußen (auf die natürlichste Weise von der Welt mit Frankreich zu einem Zweck vereint; England zu demüthigen,) es zugeben, daß dieser Staat Hannover besetzte, und es vielleicht Preußen wieder überlassen wird, wenn es ausgesogen ist. — Der Oberconsul ist dadurch mit den Schwächen unsers Cabinets völlig vertraut geworden. Aus dieser zugelassenen Besetzung Hannovers wird er Erfahrungen ziehen, die ihn ver-

mögen werden, Preußen mit verächtlichen Augen anzusehen.

Haugwitz ist entfernt, die böse Welt sagt: Er habe zu lange geschlafen, und nie vor Mittag Audienz gegeben. — Wahr ist's, daß er mit seinen Finanzen brouillirt ist.

Hardenberg hat seine Stelle. Ob der feurige Charakter dieses Mannes das Neutralitätssystem lange gut heißen wird, das bezweifle ich sehr; und da er von der englischen Partey ist, so möchte er wohl nicht die Sachen aus dem richtigen Gesichtspunkte nehmen. — Die Zeit wird's lehren. — Lombard, Beym, Köckeritz, Möllendorf und andere werden wohl die französische Partey nicht sinken lassen.

In Pohlen geht es lustig her; Wunder ist's, daß die Nation ruhig ist. — Der Ausschuß von Officianten, den man hier versorgt hat, und der mancher vornehmen H*** einen Mann gab, fängt an, sich in seiner ganzen Blöße zu zeigen. Ein Landrath, Baron von Naurath, im Peyßernschen Kreise ist der Brandstiftung und des Straßenraubes; der Landrath Wargarsky, Kalischen Kreises, ist des Todtschlags beschuldigt, da man den Abt Lizsky bey ihm ermordet gefunden hat. Der Präsident von Oppeln in Peterkau hat sich erschossen, weil seine Betrügereyen entdeckt wurden. Der Kriegsrath Denso ist cassirt, da er unrechtmäßige Sporteln eingezogen hat; der Cammerfiscal Schnakenburg und Jagdfiscal Hayne sind ebenfalls wegen ähnlicher Verbrechen cassirt.

Die einzigste Anekdote in ihrer Art ist folgende: — Ein gewisser Gottwald aus Glogau wurde Inquisitor publicus in Posen. Er war so geschickt als gewissenlos und liederlich; er ließ alle Criminalprocesse liegen, die Listen darüber fertigte er fälschlich an; mancher Criminalgefangene harrte Jahre lang auf seine erste Vernehmung. Einer seiner Mandanten, Herr K.

G. R. Kiez, ertrank aus Vorsatz, und hinterließ ein Testament, welches ein Pasquill auf den Großcanzler war. Herr Gottwald fand für gut, diesem eine Abschrift zu schicken. Er erregte dadurch Aufmerksamkeit auf sich, und man untersuchte die Aechtheit seiner Prozeßlisten. Hier kam man hinter seine Verfälschungen, sperrte ihn zu den Gefangenen in der Frohnfeste ein, und versicherte ihn, daß er nicht eher frey seyn solle, bis er sämmtliche Akten instruirt hätte. Er entledigte sich dieses Auftrags schnell genug, und da er sein Schicksal (Cassation) voraus sah, führte er mit einem gleichgesinnten Freunde, dem Polizeycommissair Lignovsky, folgendes Bubenstück aus:

„Es saß ein Jude in der Frohnfeste, der reiche Verwandten in Kalisch hatte. Diese wandten sich an Gottwald, wie er noch frey war, und baten, gegen ein Stück Geld, um die Befreyung ihres Vetters. Er machte Hoffnung dazu. Nach seinem Arrest wandte er sich nach Kalisch, versammelte die reichen Vettern seines Inquisiten um sich, und sprach:“

„Ihr wißt, ich bin der Inquisitor publicus, mir hat daher die Regierung in Posen den Auftrag ertheilt, euch vorzustellen: daß, wenn ihr mir sogleich 4000 Thlr. in Golde zahlt, so soll ich euch eine Anweisung an den Stockmeister geben, euren Vetter Isaak euch zu überliefern.“

„Nachdem die Juden gehandelt hatten, zahlten sie eine beträchtliche Summe, erhielten die Anweisung, und wurden in Posen ausgelacht. — Gottwald wandte sich aber nach Mecklenburg; hier war auf dem Lande einer seiner academischen Freunde Pfarrer. Dieser hatte ihm in Halle erzählt: sein Vater, der vor ihm die Pfarre besaß, habe unter den Kirchengefäßen einen kostbaren Abendmahlskelch aus gediegenem Golde. Gottwald fährt direkte nach diesem Dorfe, steigt im Gasthofe ab, geht zum Pfarrer und spricht: „Ich komme

hier auf Irrwegen her, und will nach Hamburg reisen; ich bin nicht gewohnt, auf Stroh zu schlafen, geben Sie mir gütigst ein Nachtquartier." — „Der Pfarrer erkennt seinen academischen Bruder, fällt ihm um den Hals, und läßt auftragen, was Küche und Keller vermögen. (Er war unverheirathet; eine alte taube Köchin bediente ihn.) Es wird scharf getrunken; der Pastor machte einen guten Wirth, die angenehmen Rückerinnerungen an die academische Laufbahn versüßen den Wein. Der Wirth trinkt sich ein Räuschchen. Gottwald, im Saufen geübt, nimmt das Wort und sagt: Höre Bruder, den Götterwein, den König aller Weine, den edlen Ungar, hast Du gewiß noch nie gekostet; ich habe einige Flaschen bey mir, willst Du ihn versuchen? — Der Pastor lechzte darnach."

„Jedoch nur unter einer Bedingung, fuhr Gottwald fort: Du hast mir ehemals erzählt, es sey ein kostbarer Abendmahlskelch hier bey der Kirche, dieser Ungar ist es werth, daß man ihn aus goldenem Gefäße trinke; hole den Kelch, wir sind allein." — „Dies geschieht ohne Umstände, und Gottwald trinkt bald den Pastor unter den Tisch, steckt den Kelch ein, der großen Werth hatte, und eilt davon. — Was sagst Du zu diesem Criminalrichter?"

Alle Vestungen im Lande sind mit südpreußischen Officianten überladen, und es ist ein Schimpf geworden, als Civilist in dieser Provinz zu dienen. — In den übrigen Provinzen geht es zwar nicht so toll zu, aber auch hier zeigt sich eine große Schlaffheit in der Execution der Gesetze, die in den Regierten eine stets größer werdende Widersetzlichkeit hervorbringt.

In Schlesien sind fortdauernde Händel unter Grundherren und Unterthanen, die oft blutig enden. Das bürgerlich gesinnte Cabinet unterstützt die letztern, indem es ihr Schicksal mildern will. Dies wäre nun recht gut, wenn es nicht auf Kosten des Adels geschähe,

der hier eine Societät durch das Creditsystem ausmacht. Schwerlich wird es die Regierung (wie der Plan zu seyn scheint) dahin bringen, daß Gleichheit der Rechte so schnell entstehe; besser wäre es, sie suchte den Adel mehr durch Anstellung im Dienst zu erziehen, um ihn durch eigne Ueberlegung dahin zu bringen, daß er die gezwungenen Hände seiner Unterthanen in freye verwandelte.

Die mangelhafte Execution so mancher zweckmäßigen Verfügungen liegt besonders in der Immoralität der Officianten, die wieder durch ihre schlechte Bezahlung veranlaßt wird. Wenige haben die nothwendigsten Bedürfnisse; die mehrsten müssen oft ihren Genuß durch Plackereyen, Betrügereyen, Bestechungen und auf andere Art befriedigen. Es ist selbst so weit gekommen, daß vermöge Königlicher Verordnung ein Officiant contrahirte Schulden nicht bezahlen darf, wenn er nur 400 Thlr. Gehalt hat. Dies erstreckt sich auf alle Classen.

Den Thron selbst respectirt man nicht mehr; der König ist zu populär und human; er sollte sich mit einem Nimbus umgeben, und mehr der Etiquette huldigen. Dies ist aber gar nicht Friedrich Wilhelms Sache. Ich sah ihn kürzlich selbst bey einer Visite, die das Königliche Ehepaar der verwittweten Prinzeß Heinrich ablegen wollte, vor dem Wagen, mit 6 Pferden bespannt, zu Fuße hergehen, worin die Königin saß.— Er fährt mit der Königin sehr oft in einem Cabriolet von Charlottenburg nach Berlin, und führt die Pferde selbst. Ein Bedienter reitet hinter her. — Im Garten in Charlottenburg sieht man ihn unter einer Menge von Berlinern einsam wandeln, wie jeden andern Privatmann.

Ich sage es noch einmal, diese verdorbene Generation verdient keinen solchen König. — Wenn er recht

verdrießlich ist und sieht, wie er hintergangen wird, wie schlecht die Menschen sind, soll er oft ausrufen: Warum hat mich Gott *) zum König gemacht?

Fünf und zwanzigster Brief.

Berlin.

Die Partey des dritten Standes verstärkt sich täglich mehr gegen den Erbadel, das bürgerliche Cabinet an der Spitze. Man sagt, der König habe Beym nobilitiren wollen, er hätte es aber ausgeschlagen; dennoch ist er Guthsbesitzer geworden, und hat dadurch den Charakter des Grundherrn angenommen. Das Cabinet scheint mir nicht consequent zu handeln: daß es auf der einen Seite den Erbadel zurücksetzt, indem es dem Bauerstande so viel möglich Gelegenheit giebt, sich von der Unterthänigkeitspflicht los zu machen, auf der andern Seite aber durch die Indigenatsvorschriften den reichen Bürgerlichen den Ankauf adlicher Güther erschwert; ferner: daß in Südpreußen die Dismembration adlicher Güther erschwert, in Schlesien aber solche bis auf ein Drittheil des Flächeninhalts eines Dominiums nachgegeben wird, obschon in Südpreußen keine, wohl aber in Schlesien eine Societät des Adels existirt, welche für die Gesammtheit und das Zusammenbleiben der Dominien den Interessenten der Pfandbriefe Garantie geleistet hat.

Der dritte Stand schließt den größten Theil der Officianten, bis zum Geheimen Finanzrath hinauf, in sich; er enthält unter ihnen die arbeitende, der Adel die repräsentirende Classe (Paradepferde.) Im Bürger-

*) Andere sagen: der Teufel, des Contrasts wegen.

stande findest Du die Reichen: Kaufleute, Königl. Beamten, adliche Pächter, Fabrikenherren, und manche Gewerke. Du findest hier die mehrsten Gelehrten: Schriftsteller, Professoren, Schullehrer, Aerzte, Juristen. Du findest hier die Künstler: Musici, Kupferstecher, Mahler, Bildhauer, Zeichner u. s. w.

Die Juden machen einen eignen Stand aus, und suchen allenthalben die Blüthen des Fleißes anderer sich anzueignen und den Adel auszubeuteln.

Welche Classe findet man im Adel? Das Militair, arrogant, hochmüthig, prahlerisch, ohne Kenntnisse, mit Schulden überladen. Guthsbesitzer, die nur die Pächter ihrer Creditoren aus dem dritten Stande sind, und die keine Idee von ihren Pflichten haben; die Müßiggänger, durch Erbrechte, Heirath oder Güthersschacher und Schwindel reich geworden; die Wüstlinge, Liederlichen, reisende Spieler und Pflastertreter.

Es bedarf wohl keiner Frage, welche Partey siegen wird? Die Idee, welche dem Adel ehemals zum Grunde lag, und die selbst Friedrich noch aufrecht erhielt, war keineswegs verwerflich. Ihr Mißbrauch, und da man sie mißverstand, hat dem Ganzen geschadet, und erzeugt jetzt nur müßige Kostgänger des Staats.

Indem der Adel, aus den vorzüglichsten Anführern unsrer Alten im Kriege entsprossen, erblich wurde, vereinigte man damit den Grundsatz: stets nach Grundsätzen der Ehre zu handeln. Man wälzte auf den Erbadel die ganze Last der Landesvertheidigung durch die Kriegsdienste, und die Vormundschaft über das unmündige Landvolk durch die Unterthänigkeit. — Kaum geboren, war der Edelmann verpflichtet, sich zu seinen Pflichten geschickt zu machen. Sein Ehrenwort galt so viel wie ein Schwur, und seine Aufführung mußte ohne Tadel seyn.

Die Regierung hätte von jeher zur Erhaltung dieser Kaste zwey Maaßregeln befolgen sollen:

1. Mußte sie jeden der Vorrechte dieses Standes berauben, der sich ihrer unwerth gemacht hatte;
2. Mußte sie aus dem dritten Stande alle darin aufnehmen, die es verdienten, und weder den Adel um Geld verkaufen, noch Bürgerlichen das Incolat ertheilen. Der Bürgerliche, der es verdiente, ein Edelmann zu seyn, mußte erst geadelt werden, dann konnte er sich als solcher ankaufen. (Der Dienstadel.)

Es giebt einen Dominialadel (Guthsbesitzer), einen Nominaladel (alle Edelleute ohne Güther). Wollte man nun einführen:

1. Daß jeder Bürgerliche, der ein adliches Guth zu kaufen geneigt wäre, nicht bloß das Kaufpretium nachwiese (das Geld begründet nicht die Ehre), sondern dokumentirte: daß er ein ehrliebender rechtlicher Mann sey, so würde ihm der Adel und das Recht verliehen, ein Ritterguth zu besitzen;
2. Daß im Militair und Civile jeder, der seiner Verdienste wegen zum Officier und zum decretirenden Officianten befördert würde, dadurch den Adel erhielte;
3. Eben so, daß jeder Kaufmann und Fabrikenherr, dessen Unternehmungen zum allgemeinen Besten gereichen;
4. Jeder Gelehrte, der dafür anerkannt würde, den Adel verdient hätte;

so würden wir bald alle gebildete und rechtliche Leute in diesem Stande aufgenommen sehen.

Wollte man dann jeden daraus verstoßen, der nur ein einzigesmal wortbrüchig geworden, durch Urtel und Recht eines schlechten Streichs überführt wäre; der ohne Noth den Dienst des Staats aufgäbe; alle Banqueroutirer, durch schlechte Wirthschaft in Concours gerathene Grundherren u. s. w. und das Grundprincip dieses Standes, die Ehre, stets im Auge behalten, so

würde solcher dadurch einen großen Reiz erhalten, zum Besten des Staats zu wirken, und der Macht des Geldreichthums entgegen zu arbeiten.

Endlich müßte dieser Stand bleiben, aber nur Bedingungsweise, so lange man sich seiner werth bezeigt. Es ginge auf diese Weise nicht der Adel selbst auf die Erben über, sondern nur der Anspruch daran; und wenn bey den Guthsbesitzern die Vorrechte des Adels im Guthe liegen, so müßte jeder Besitzer, der sich desselben nach obigen Grundsätzen unwürdig machte, das Guth seinem nächsten qualificirten Erben überlassen.

Die Vorrechte der adlichen Guthsbesitzer müssen nicht darin bestehen: Von Staatslasten befreyt zu seyn, die der Bürger und Bauer trägt. Keineswegs: Der Guthsbesitzer sollte Vater, Vormund und Bildner seiner Unterthanen seyn; sie in der Noth mit Rath und That unterstützen. Er sollte eine Zwischeninstanz unter Regenten und Unterthanen bilden, jenem für diese in Rücksicht der Staatslasten haften.

Jetzt ist der Adel nur für Rechnung der übrigen Stände da, die ihn häufig wegen seiner täglich zunehmenden Schlechtigkeit, Dummheit, Unwürdigkeit und gemeinem Wesen verachten und lächerlich machen, und ihn bey der ersten günstigen Gelegenheit unter die Füße treten werden. — Jetzt schon sieht sich der Regent genöthigt, Aemter, die man ehemals adliche Chargen nannte, Bürgerlichen zu verleihen. Die adlichen Güther kommen in die Hände der Bürger und Bauern, da der Adel weder Geld hat, noch zu wirthschaften versteht, und nur die Officierstellen sind ausschließlich sein, da man dazu ohne Unterschied Liederliche und Ignoranten aufnimmt.

Es ist übrigens Zeit, daß dies Princip der Ehre von der Regierung besser benutzt wird, um den Unterthanen einen Reiz zur Tugend zu geben, besonders da alle Religiosität vernichtet ist, die diesen Zweck hatte;

denn jetzt steht nur der Geldreichthum in Ansehen, der in der Ferne physischen Genuß zeigt. Alles widmet sich dem Judenthum, und alle Stände laufen dem glänzenden Götzen nach, und lachen über alles, worin man sonst noch einen Werth setzte. Geld haben, um genießen zu können, schnell, viel und gut, das ist die heillose Tendenz des Zeitalters. Womit dies enden wird, frägst Du? Mit allgemeiner Barbarey.

Daß das Cabinet die Unterthänigkeitsverhältnisse auflösen will, dadurch wird es den Adel nicht stürzen, was geht dies dem Nominaladel an? Dadurch wird das einzige Band, was die rohe Volksmasse, seit die Religion vernichtet ist, noch zusammen hielt, zerrissen. Einen Stand hat der Bauer schon bey uns; das Leibeigenthum ist nicht mehr, einige Gegenden ausgenommen, vorhanden, und wollte man nur dies ausrotten, dagegen wäre nichts zu erinnern; daß man aber dem Bauer hilft, contractmäßige Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen, dazu sehe ich keinen Grund. Daran ist aber der Physiokratism Schuld. Dieser lehrt: Je kleiner die Güther werden, je mehr steigt die Cultur! Ich behaupte aber: je kleiner die Güther werden, je mehr sinken wir in Armuth, und aus dieser wieder in die Sklaverey. Ein einziger Krieg, so wie er jetzt geführt wird, bringt dies zu Stande.

Sechs und zwanzigster Brief.

1804.

Dem König leuchtet kein Glücksstern: Kriege umgeben seine Staaten; der nahe Umsturz des Continents bis an die Weichsel scheint aus Frankreich hervorzugehen. Wir schlafen über einem Vulkan, und werden nicht

nicht erwachen, wenn uns schon das Haus über dem Kopfe brennt; erwachen wir dann, so wird's uns wie den Schlaftrunkenen gehn, den man wie einen Ball aus einem Winkel in den andern wirft.

Im Innern giebt's unfruchtbare Erndten, täglich steigende Preise der ersten Bedürfnisse, die wir für Colonialwaaren den Engländern liefern. Dies Jahr hat eine Ueberschwemmung die mehrsten Provinzen betroffen, und einen ungeheuern Schaden angerichtet. Bey dieser Gelegenheit hat es sich gezeigt, wie gut ein Schatz ist. Der König hat daraus viele Unglückliche nachdrücklich unterstützt.

Der König hat dieses Jahr eine Reise nach Schlesien gemacht, wo er seit vier Jahren nicht gewesen war. Diese Provinz glaubt sich von Friedrich Wilhelm III. zurückgesetzt, da Friedrich alle Jahre dahin kam, und sie mit königlichen Gnadengeschenken überhäufte. Man glaubt besonders dies Jahr, wegen der großen Verwüstungen, welche die Ueberschwemmung angerichtet hatte, Anspruch auf ansehnliche Unterstützung zu haben; es werden aber nur einige 70000 Thlr. gegeben; der Schaden betrug aber einige Millionen. In den Marken hatte aber der König 120000 Thlr. angewiesen.

Die Feinde des Grafen Hoym sagen: er habe den Schaden sehr geringe angegeben, um vom Könige, der nicht gern Geld gäbe, ein gnädiges Lächeln zu erhaschen. Andere sagen: die Schuld liege an Beym, der, seitdem er ein Ritterguth besitze, das Agricultursystem angenommen habe, und das besonders in Schlesien zu Hause gehörende Fabriksystem verwünsche. Er solle geäußert haben: Wenn dies System gut wäre, so würde es ohne Unterstützung rentiren; im andern Fall hätte der Staat keine Veranlassung, sich desselben anzunehmen.

Du weißt, ich hasse den Physiocratism: ich habe Dir darüber schon oft meine Meinung gesagt.

Es wurde in Schlesien, ehe der König kam, oft davon gesprochen: Die geistlichen Güther sollten hier eingezogen werden; der Minister setze sich aber dagegen, da ihn die Geistlichkeit oft mit Geld unterstütze. — Wenn ich dies auch nicht glaube, so ist doch so viel gewiß, daß die Geistlichkeit zu manchen extraordinairen Etatsausgaben, wozu keine Fonds vorhanden sind, die nöthigen Gelder hergeben muß. Es ist nichts daraus geworden. Man behauptet, daß die Geistlichkeit die Verwendung der Königin erlangt habe. — Andre sagen: die Cabinetsräthin Beym habe sich desfalls bey ihrem Manne für die Geistlichkeit verwendet, nachdem diese sie durch wichtige Gründe von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt hätte. — Diese Frau bereiste nehmlich Schlesien in Gesellschaft dreyer Freunde ihres Mannes, und wurde allenthalben mit großer Devotion aufgenommen; der hohe Adel selbst wetteiferte in der Auszeichnung, die er ihr bezeigte, und bewieß dadurch, daß er seine Vorurtheile gegen den Bürgerstand abgelegt habe.

Ich glaube es nicht, daß ein Mann, wie Beym, die geringste Rücksicht auf die Intercessionen seiner Frau nehmen würde. Das Wahre in der Sache ist: daß der Kanzler Homuth beym Augustinerstifte in Breslau dem Cabinet eine Deduction der geistlichen Gerechtsamen vorlegte, die Beym, der einer der ersten Juristen ist, gleich von der Unmöglichkeit der Einziehung der Güther überzeugte. War die Cabinetsräthin Beym hoch aufgenommen worden, so wurde es der Cabinetsrath noch weit mehr. Alles bestrebte sich, ihn zu fetiren. Er ist ein jovialer Mann, der unter Freunden gern vergnügt ist; wer könnte das übel deuten? Man hatte seinen Wagen mit Delicates-

sen ausgestopft, so daß er die Vorspannbauern damit tractirte, und auf der märkischen Grenze, wo man nicht so artig ist, äußerte: Daß man in Schlesien zu leben wisse, und daß der Geist Hoyms sich allen seinen Subalternen mitgetheilt habe. — Ich erzähle Dir diese unbedeutenden Dinge nur deshalb, um Dich zu überzeugen, daß aus diesem Beym dem preußischen Staate ein erster Minister heran reift, wobey er vielleicht besser, wie bey der jetzigen Excentricität, in der Verwaltung fahren möchte.

Im auswärtigen Departement weht schon der englische Geist Hardenbergs, der auch die Freylassung des englischen Gesandten Rumbold französischer Seits bewirkte, da Bonaparte einen Krieg mit dem festen Lande vermeidet, um England endlich zu demüthigen. Er wird nur noch durch Lombard gedämpft, der französisch gesinnt ist. Herr von Köckeritz, dem jeder Krieg ein Greuel ist, stimmt ihm bey, eben so Möllendorf u. a. und so möchte der Friede noch wohl fortdauern.

Sieben und zwanzigster Brief.

Berlin.

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, Charlottenburg und Potsdam, und hier die Königlichen Schlösser und Gärten zu besehen: Ein heiliger Schauer durchbebte mich, als ich mich dem Wohnsitze des großen Mannes näherte, der um sich her eine neue Schöpfung hervorgehen ließ. Ich glaubte, man habe seine Zimmer in Sanssouci gelassen, wie sein Geist die Hülle und die Wohnung verließ; man hat aber alles modernisirt, mithin alles verdorben.

Das Begräbniß seiner Hunde erinnerte mich an die Menschlichkeit des großen Mannes, der vielleicht nie einen Freund fand, der ihn begriff, und den der Geselligkeitstrieb zu den Hunden führte. — Er schätzte in seinen menschlichen Umgebungen nur den Verstand, in den Hunden fand er Anhänglichkeit an ihn als Menschen, die er seines Gleichen nicht zutraute, von denen er glaubte, sie sähen nur stets den König in ihm; deshalb wurde der große Mann auch nicht böse, wenn der gereizte Quintus ihm Sottisen sagte.

Der Bildersaal war noch in der alten Verfassung. Ein alter Führer sagte mir: der König sey gewöhnlich um eilf Uhr hinein gegangen; oft, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, sey er verdrüßlich gewesen, dann habe er die Thüre des Saals hart zugeworfen. Jedes Mal um zwölf Uhr sey sein Lieblingshund gekommen, und habe an der Thüre gekratzt, um dem Könige die angerichtete Tafel anzukündigen, dann sey er immer heiter aus dem Saal gekommen. Die Entfernung von den Staatsgeschäften, der Eindruck, den die Malerey auf sein Gemüth machte, und auch selbst vielleicht der Hund, hatten diese Aufheiterung bewirkt.

Das neue Palais hat durch die Zerstörung der Colonade viel verloren, aus deren Marmorblöcken Friedrich Wilhelm das Marmorpalais erbaute, welches für ein Landhaus zu groß, für einen Palast zu klein, mithin ein elendes, auf einen Sumpf geschmacklos erbautes Mittelding ist.

Im Schloß in Potsdam lagen der Degen, der Orden und die Krücke Friedrichs offen in einem Zimmer auf dem Schreibtisch desselben. Mich wundert, daß man diese Andenken hier so offen hinlegt. Ich würde sie wie Heiligthümer bewahren. Bey der Krücke dachte ich: Ach führst du doch einmal unwillkührlich in die Hand unsers guten Königs, welch panisches

Schrecken würdest du unter denen anrichten, die dich noch von alten Zeiten her kennen!

Die Zimmer des jetzigen Königs und der Königin sind hier und in Charlottenburg höchst einfach. Rohrstühle und ganz bürgerliche Meubles findest Du hier. Das Bett des Königs, ganz ohne Zierrath, mit Gace umzogen, fiel mir auf, weil es so kurz war, und ich dachte bey mir: du schläfst bequemer wie der Monarch. Ich fand hier die Minerva, Posselts Annalen, die Rangliste der Armee, und sauber zusammengelegte Uniformen und mehrere Hüte auf Büsten gesetzt.

Der König theilt seine Zeit sehr weise ein. Er läßt fast täglich sich Vortrag machen, nachher liest er, ißt schnell und einfach, bleibt in seiner Familie, und geht oder reitet oft ganz allein spatzieren; auch hetzt er wohl ein paar Hasen in Paretz, ein kleines Güthchen unweit Potsdam, welches er schon als Kronprinz gekauft hat.

Gott wolle diesen rechtlichen guten Mann dem Staate und mit ihm den Frieden erhalten; da aber Letzteres nicht denkbar ist, so bedaure ich ihn, da er sich nicht schnell entschließen kann, und die Dinge zu moralisch ansieht, auch das Collegialische zu sehr liebt. Er ist das wahre Gegenstück eines Despoten, und sollte König von England seyn, dann wäre die Welt in Frieden.

Die Königlichen Kinder sind Herrn Delbrück anvertraut, der sie gut erziehen soll; man behauptet aber, der Kronprinz habe wenig Talent. Das wäre sehr schlimm.

Die Oberhofmeisterin v. Voß erhält, so viel an ihr ist, die Hofetiquette, und wenn der König sie desfalls auch oft bespöttelt, so läßt sie sich doch nicht irre machen, und das finde ich gut. Denn wenn auch das Hofceremoniel an deutschen Höfen im jetzigen Zeitalter

lächerlich ist, so ist ein zu populairer Hof, wie der preußische jetzt ist, auch nicht für den vornehmen Pöbel.

Acht und zwanzigster Brief.

1805.

Das vorige Jahr hat mit einer Hungersnoth beschlossen, das jetzige damit angefangen. Die nächste Ursache waren mehrere auf einander gefolgte unfruchtbare Jahre, die entfernte, die Leerheit aller Landmagazine.

Ich habe Dir schon früher Friedrichs Grundsätze in der Getraidepolizey aus einander gesetzt; sie waren für die preußischen Staaten die besten. Er sperrte, wenn der Normalpreis erreicht war, und öffnete seine Magazine. Er gab die Ausfuhre frey, und kaufte für die Magazine ein, wenn der Preis so niedrig war, daß der Cultivateur nicht dabey bestehen konnte.

Die preußischen Finanzisten, die außer Schlesien nur das Domaineninteresse und die Steigerung der Gütherpreise im Auge haben, versuchten stets die Freyheit des Getraidehandels im Innern und gegen außen; sie beten es den Oeconomisten und unsern neuen Physiokraten Thaer, Schmalz u. a. nach, und vergessen über den Cosmopoliten den Patrioten.

Wer wird es bezweifeln, daß allgemeine Handelsfreyheit in der ganzen Welt die Staaten schneller zum Ziele führen würde? Wer kann aber so thöricht seyn, wenn die ersten Handelsstaaten gegen die übrigen feindselig handeln, jenen Grundsatz beybehalten zu wollen? Die Staaten können nicht nach der christlichen Moral handeln: Wenn dich jemand auf den einen Backen schlägt, so reiche ihm den andern auch dar.

Es ist so lächerlich als verderblich, die Veredlung der rohen Producte im Innern zu vernachlässigen, und nur viel Geld für jene vom Ausländer einzunehmen, da Geld an und für sich nichts ist, und für die Artikel des Luxus dem Ausländer dreyfach wieder hingegeben werden muß. Da behaupten aber die Thoren: Nur die rohen Producte haben wahren Werth, ihre Veredlung ist nichts. Sie vergessen, daß Genuß der Zweck aller Production ist, und daß ein Stück Holz, als Stuhl verarbeitet, für den, der sitzen will, nur einen Werth hat, keineswegs aber als Klotz zu diesem Behuf etwas taugt. Oder sollen wir zu den wilden Schweinen in den Wald zurück, und mit ihnen Eicheln fressen und uns im Koth wälzen?

Besonders nachtheilig wirkt dies System auf Preußen, dessen Gewicht auf der Armee ruht. Bey den jetzigen Preisen der Dinge kosten aber 25000 Mann so viel, wie unter Friedrich 100000; denn jetzt kostet der Scheffel Rocken 4 Thlr., ehemals 1 Thlr. — Der Guthsbesitzer gewinnt auch nichts dabey, da er nicht mehrere Scheffel Getraide producirt, sondern nur mehr Geld einnimmt; das ist aber nur ein Nominalwerth: denn er giebt eben so viel wieder aus. Das Ganze ist bloß ein Spiel der Phantasie. — Der Fabrikant, der Officiant, Soldat und der Staat verliert dabey; der erste, weil seine Fabrikate nicht mit den steigenden Preisen der rohen Producte Schritt halten; der zweyte und dritte, weil sein Sold bleibt wie er ist; der letzte, da die Contribution nicht erhöht wird.

Dieses Jahr haben mehrere Dinge die Aufmerksamkeit des Berliner Publikums ganz allein beschäftigt. Zuerst war es Gall und seine Schädellehre, dann Jungius und seine Luftfahrt, endlich der wieder erneuerte Continentalkrieg. Napoleon, Kaiser der Franzosen, ganz durch sein Selbst auf diese Stufe er-

hoben, sich nur allein durch seinen Geist darauf erhaltend, zu einem neuen Krieg mit England hingerissen, da dieses Reich den Frieden zu Amiens nicht erfüllt hat, steht an Fankreichs Küsten. Seinen festen Blick auf Englands Küsten gerichtet, die Möglichkeit des Hinüberkommens berechnend, als der verkehrte Wille der Continentalmächte ihn mit seiner an Sieg gewohnten Armee in vierzig Tagen in Schwabens Fluren hinabzieht; hier nimmt er eine östreichische Armee gefangen, verjagt den Kaiser aus seiner Residenz, geht den vereinigten Heeren der Russen und Oestreicher entgegen, schlägt sie bey Austerlitz, macht mit Franz II. Frieden, verschenkt die eroberten Provinzen an seine Alliirten, und in zwey Monaten hat er dies alles vollbracht, und feiert seinen Triumph in Paris.

Hier will ich Dich nur unterrichten, wie Preußen sich bey dieser Angelegenheit benommen hat.

Wir sahen hier ruhig den Herbstmanövers zu, und bewunderten die Schlachten auf Templos Hügeln, die Uebergänge über die Panke, und die Gefechte bey Potsdam, wo der Feind supponirt wird, als plötzlich der Marschall Dúroc erschien, um unsern Hof für Frankreich zu gewinnen, da Oestreich und Rußland Napoleon mit einem neuen Kriege bedrohte. Welche Vortheile er unserm König dargebothen hat, ist nicht recht bekannt geworden; gewiß ist es aber: daß der Besitz Hannovers und der von Schwedischpommern darunter begriffen war.

Der russische Kaiser schien für seine Person durch die Hinrichtung E*** und der Verletzung des baadenschen Territorii gegen Napoleon aufgebracht, das östreichische Cabinet aber durch Subsidien zu diesem Kriege verleitet worden zu seyn, den England als einen Ableiter der französischen Heere von seinen Küsten entstehen ließ. Das russische Cabinet wandte alles an, das

unsrige zum Kriege zu bestimmen, und der Kaiser Alexander schrieb selbst an unsern König, und stellte ihm die gefährlichen Absichten Napoleons vor, der Deutschland zu einer französischen Provinz machen wolle. Friedrich Wilhelm ließ sich aber in seinem Neutralitätssystem nicht irre machen, und schlug jede Verbindung, die dem zuwider seyn könnte, aus; auch den bald nachher verlangten Durchmarsch russischer Truppen lehnte er von sich ab mit der Erklärung: „Daß, wenn die Armeen der beiden Kaiserhöfe seine Neutralität verletzen würden, so müsse er die französische Partey ergreifen." Dies war alles, was Dûroc ausrichten konnte, und in Gemäßheit dieser Erklärung marschirte eine Armee an die russischen Grenzen.

Wahrscheinlich wäre eine Allianz mit Frankreich zu Stande gekommen, wenn Hardenberg nicht das auswärtige Departement gehabt hätte, dessen feurige Beredsamkeit auf den König mehr einwirkte, als Lombards durch körperliche Schwäche afficirter Geist; überdies war derselbe abwesend und brauchte die Bäder in Pisa.

Unterdessen Napoleon gewiß voraussetzte, daß die Preußen mit den Russen schon handgemein geworden wären, marschirte er durch das Anspachsche, um Mack bey Ulm einschließen zu können, welches ihm auch völlig glückte. — Ich habe Gelegenheit gehabt, im Manuscript die Unterredung zu lesen, welche Napoleon mit Mack vor der Capitulation bey Ulm hatte, die ein großes Licht über jene Begebenheit wirft.

Mack sagt zu Napoleon: Wenn ich die Neutralität des Anspachschen nicht respectirt hätte, wäre ich E. K. M. Planen zuvorgekommen.

Der Kaiser. Warum haben Sie es nicht versucht?

Mack. Ich würde meinem Monarchen einen neuen Krieg zugezogen und bewirkt haben, daß der König von Preußen Böhmen genommen hätte.

Der Kaiser (mit einem Lächeln). Das würde er nicht gethan haben.

Du siehst hieraus, wie genau der kluge Kaiser den Charakter Friedrich Wilhelms kannte, der auch in der Politik nur von der Rechtlichkeit ausgeht.

An den Marschall Bernadotte soll der Kaiser, indem er den Durchmarsch befahl, geschrieben haben: „Man muß alles aufs Spiel setzen, um alles zu gewinnen.“

Es war gerade in Berlin bey dem Minister Hardenberg eine Fete, wie der Courier die Nachricht von diesem Durchmarsch brachte. Alles war betroffen, Hardenberg aber wüthend. Da die fränkischen Provinzen zu seinem Finanzdepartement gehören, so traf ihn dieser Streich doppelt, und er eilte, dem König sogleich zum Kriege mit Frankreich zu rathen.

Einen eben so widrigen Eindruck machte dieser Durchmarsch auf den König: da er stets moralisch in der Politik handelt, so setzt er es auch von andern voraus, und da Napoleon durch jene Handlung seinem Versprechen, Preußens Neutralität respectiren zu wollen, zuwider handelte, so wurde dadurch das Gemüth des Königs aufgereizt.

Hätte der König sich auf der Stelle entschließen können, die westphälische Inspection, mit den Hessen vereinigt, nach Holland zu schicken, mit den Truppen in Berlin und im Magdeburgischen, in Vereinigung der Sachsen, Würzburg anzugreifen, so kam Napoleon in eine schlimme Lage. Bey der Unentschlossenheit des Königs versäumte man aber die Gelegenheit, und ließ die Mackſche Armee gefangen nehmen. — Endlich wurde der in Preußen marschirenden Armee der Rückzug und der Marsch nach Franken befohlen.

Um diese Zeit theilte sich der Hof in zwey Partheyen, die sich wüthend bekämpften; die eine war englisch-russisch, die andere französisch; der König schwank-

te zwischen beiden; sein Gemüth zog ihn auf die russische, das Nationalinteresse auf französische Seite, und es wird Dir interessant seyn, wenn ich Dir die Personen beider Parteyen schildere.

Der hohe Adel war natürlich englisch gesinnt, denn Napoleons Erhebung war ihm eben so unerträglich, als seine Plane: den Continent von England abzuschneiden, dem theuern Absatz seiner rohen Erzeugnisse verderblich. Das ganze adeliche Ministerium war also englisch gesinnt. Schulenburg soll aber gesagt haben: der König möge eine Partey ergreifen, welche er wolle, so solle er doch mit Energie handeln.

Hardenberg habe ich Dir schon geschildert, und wenn die französischen Beschuldigungen ihn auch nicht treffen, daß er durch englisches Gold bestochen gewesen sey, so zogen ihn doch seine Grundsätze und seine Persönlichkeit zu dieser Partey hinüber.

In der Armee standen Braunschweig, Möllendorf, Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel, Blücher, Zastrov, der Prinz Louis Ferdinand, und in der Adjutantur, so wie im Generalstabe Köckeritz, Kleist, Massenbach, Pfuhl an der Spitze.

Der Herzog von Braunschweig war überzeugt, daß Frankreichs und Preußens Staatsinteresse nur eins sey; er fürchtete aber die Individualität Napoleons und glaubte, er ginge davon aus, Deutschland sich zu unterwerfen, die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, und den deutschen Fürsten Gesetze zu geben; deshalb stimmte er für den Krieg.

Möllendorf spielte von jeher den Hofmann, und trug gern auf beiden Schultern; überdies hatte ihn das Alter abgestumpft, er liebte die Ruhe, und sah in Oestreichs Fall Preußens Erhebung, konnte sich in die neue Ansicht der Dinge nicht finden, und rieth also zum Frieden. Hohenlohe hat einen unbegrenzten Stolz als Reichsfürst; er wünscht mit Erfolg den Feld-

herrn zu spielen, ihm mußte das Commando einer Armee zufallen; er war also für den Krieg.

Der nehmliche Fall tritt bey Kalkreuth ein; überdies ist er russisch gesinnt; er stimmte für Krieg. Rüchel und Blücher sind beides Männer, die noch vor dem Greisenalter in der jetzt thatenreichen Periode Feldherrn-Ruhm einerndten möchten; ihnen liegt der alte Ruhm der Armee im Sinn, den sie von neuem anfrischen wollten; sie stimmten also für den Krieg. — Zastrow, den der König für einen zweyten Nestor hält, rieth zum Frieden; wahrscheinlich fürchtete er im andern Falle eine Insurrection in Südpreußen, und die Zerstörung seiner Güther.

Der Prinz Louis Ferdinand.

Unter allen preußischen Prinzen that die Natur am mehrsten für diesen. Sie gab ihm einen gesunden, schönen, starken Körper, die heftigsten Leidenschaften, aber auch einen hellen Verstand. Er durchblickt alles schnell, keine Wissenschaft, keine Kunst ist ihm fremd, er vermag sie sich alle anzueignen, wenn er will, und worauf er gerade fällt. Der Wirkungskreis eines apanagirten Prinzen, eines Friedensgenerals war ihm zu klein; schon in der Rheincampagne zeigte sich sein feuriger Geist; denn wo es am schärfsten herging, da war er gewiß dabey. — Für ihn war nur der Königsthron, und da er ihn nicht besaß, so wußte er nicht, was er mit seiner Kraft anfangen sollte; er ließ also seinen Leidenschaften den Zügel schießen, und gab sich ganz dem physischen Genuß hin. Bey Tage Champagner, des Nachts schöne Mädchen, zur Abwechselung Musik und Jagd, unter diese theilte er sein Leben. Die Menschen sah er als Producte an, für seinen Genuß zu verbrauchen. Moralität war nicht in ihm.

Unter so verschiedenen Charaktern, wie der des Königs und dieses Prinzen, konnte keine Sympathie statt

finden; sie haßten sich wechselseitig, vermieden sich, und einer stieß den andern von sich. — Der nüchterne Friedrich Wilhelm, der so oft betrunkene Louis; der sparsame König, der verschwenderische Prinz; jener voll Sittlichkeit, die diesem ein Gespött war; wo war da an Harmonie zu denken?

Daß Louis für einen Krieg gegen Frankreich stimmte, geht schon aus obigen hervor. Das war für ihn eine Laufbahn, Ruhm zu erwerben und Napoleon zu besiegen; mit dieser Idee erwachte der Prinz und schlief mit ihr ein. Er brauchte alle Mittel, um dahin zu gelangen; besonders reizte er den König durch Persiflage, Sarkasmen und beißenden Witz.

Herr von Köckeritz, der tägliche Gesellschafter Friedrich Wilhelms, war nie für Krieg, am wenigsten gegen Frankreich gestimmt, da er die Größe Napoleons anstaunte, und darüber nichts Gutes für Preußen hervorgehen sah. — Kleist, erst Adjutant geworden, ergab sich dem Willen der mächtigsten Partey, und hatte noch wenig Einfluß auf den König. — Massenbach ist enthusiastisch für Frankreich und Napoleon eingenommen. Er besitzt viel Phantasie, auf welche große Geister mächtig einwirken. Er schrieb einen Band von Briefen an alle obige Personen, um sie zur französischen Partey hinüber zu ziehen. — Pfuhl ist ein Mann von Kopf und Kenntnissen; er ist verschlossen und ruhmsüchtig; er äußerte seine Grundsätze wenig, stimmte aber für Energie und Nachdruck in der Regierung, man ergreife eine Partey, welche man wolle.

In der Armee war der größte Theil der Staabsofficiere für den Frieden, da er ihnen mehr Einkünfte verschafft, und sie mehr die Rolle des Bürgers, als des Soldaten spielen. Sie haben sich verheirathet, Kinder erzeugt, sich Besitzungen verschafft, oder treiben Geldgeschäfte, und haben Ansehn und Autorität von ihren Vorfahren im siebenjährigen Kriege ererbt. — Die

Subalternen waren für den Krieg. Sie glaubten, eine preußische Armee könne nie geschlagen werden; sie hofften Avancement, Abwechselung und Auszeichnung. Besonders äußerten die Officiere der Gendarmen in Berlin diese Gesinnungen sehr laut, und mehr wie es schicklich war. Sie haben in der Nähe des Königs für ihn keine Achtung, weil er sie viel zu human behandelt.

In der bürgerlichen Welt waren alle alten Officianten, besonders die aus dem Militair, welche die Civilcarriere ergriffen hatten, und noch in dem Zeitalter Friedrichs zu seyn wähnten, gegen Frankreich eingenommen. Die jüngern, die mehr mit dem Zeitalter fortgerückt waren, wollten, man solle das preußische Staatsinteresse an das französische knüpfen, um durch dasselbe größer zu werden. — Die Kaufleute nahmen eine Partey, welche ihrem Handelsinteresse entsprach. Die Geistlichkeit haßte Napoleon, weil er ihnen zu katholisch gesinnt war.

Die Berliner Gelehrten bildeten auch zwey Parteyen. Die alten, Nicolai u. a. schwiegen. — Johannes v. Müller, ganz vom Democratism als Schweizer durchdrungen, wie könnte er Napoleon lieben? Napoleon? der eine neue Monarchie erschuf und organische Gesetze gab, die man weder jetzt noch ehemals in irgend einer Verfassung antrifft, an die die Welt sich erst gewöhnen muß. — Dem Hofrath Hirt war es nicht recht, daß man die Kunstsachen aus Italien nach Paris versetzt hatte. — Kotzebue und Reichard waren in Paris nicht mit einer solchen Auszeichnung behandelt worden, wie sie es sich gedacht hatten. — Merkel, der Redacteur des Freymüthigen, war russisch, ohne recht zu wissen, warum. — Friedrich Buchholz, unter allen der scharfsinnigste, ein gebohrner Feind der Feudalaristocratie, gab den Ideen Napoleons durch den erst herausgekommenen neuen Leviathan Anwendung. Bülow, der Verfasser des Geists des neuen Kriegssystems, war für eine Univer-

salmonarchie eingenommen; Napoleon war in seinen Augen der Mann, der dies System durchsetzen konnte. — Herr v. Held saugt aus allen Begebenheiten Gift und lästert gern; es ist ihm gleich, was, und wer ihm dazu Gelegenheit giebt, er ist dabey eigentlich nicht böse; er findet aber seine Stärke darin, an allen Gegenständen die lächerliche Seite aufzufinden und aufzudecken.

Durchaus französisch gesinnt war die französische Colonie aus Anhänglichkeit für ihre Nation.

Unter diesen Umständen kam der Kaiser Alexander nach Berlin. Das Terrain war ihm nicht unbekannt, er gab seiner Partey den Ausschlag und schloß die Potsdamsche Convention, deren Tendenz uns bekannt ist. — Kaum war er fort und bey Austerlitz geschlagen, so war der König umgestimmt, der eigentlich wider seinen Willen ihm nachgegeben hatte. Man sagte mir, er habe, wie die Nachricht von der verlornen Schlacht eingegangen, geäußert: „Im Grunde ist es ein Glück für die Welt, daß Napoleon siegte; nun wird Friede."

Die Königin hatte ehemals nie Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen; Alexander stellte ihr die große Gefahr vor, in der das preußische Haus schwebte, sie wurde davon durchdrungen und theilte dem Könige ihre Besorgnisse mit, der sie aber lange Zeit überhörte, da er keineswegs, wie man zu sagen pflegt, unter dem Pantoffel steht. Lombard und Beym, die zum bösen Spiele gute Miene gemacht hatten, drangen in den König, zu negoziren. Der exilirte Haugwitz wurde von seinen Güthern geholt, um bey Napoleon den Frieden zu bewirken. Er reiste noch vor der Schlacht bey Austerlitz zum Kaiser. Dieser nahm ihn zwar gnädig auf, sagte ihm aber: Er sollte nach Wien gehen; er sey täglich im Begriff, eine Schlacht zu liefern, die alles entscheiden würde; jetzt könne er auf keine Negoziation sich einlassen. Nach

der Schlacht ließ Napoleon den Grafen Haugwitz acht Tage warten, dann empfing er ihn in den Zimmern Maria Theresiens, und wie Jener von der Neutralität Preußens zu reden anfing, nahm Napoleon die Abschrift der Potsdamer Convention aus seinem Portefeuille und sagte: Kennen Sie dies Document, wodurch Preußen hinreichend an den Tag legt, wie es gegen Frankreich gesinnt ist? von Neutralität kann also nicht mehr die Rede seyn.

Haugwitz schloß endlich die bekannte Convention ab, wornach Preußen die englischen, schwedischen und russischen Truppen aus Niedersachsen entfernen, und Hannover provisorisch besetzen mußte. Nachher mußten wir solches in Besitz nehmen, und Anspach, Cleve und Neufchatel abtreten. Die Armee wurde auf den Friedensfuß gesetzt, und die englische Partey knirschte mit den Zähnen; die Armee fluchte; die Dichter machten Pasquille, und jedermann, er mochte eine Partey genommen haben, welche er wollte, sah ein: daß durch die schwachen Maaßregeln der Regierung Preußens Ruhm begraben sey.

Neun und zwanzigster Brief.

1806.

Weder der Kaiser der Franzosen, noch seine Armee, konnten noch Achtung für eine Regierung, für ein Volk haben, welches nicht consequent handelte, sondern halbe Maaßregeln nahm und stets im Trüben fischen wollte. Man sagt, Napoleon habe bey irgend einer Gelegenheit geäußert: „Preußen sey ein Raubvogel, der nur nach Cadavern wittere.“

Sonderbar war es, daß kurz nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich, dem kein Krieg vorher gegangen

gangen war, ein Orkan der Bellona den Kopf herunterschleuderte, die auf dem Arsenal in Berlin steht.

In Berlin suchte man auf Kosten der Regierung sich durch Witzeleyen zu entschädigen, worunter ich einige anführen will. — Man erzählte: „Wie eine der oft wiederholten Staatsconferenzen auf dem Schlosse zu Potsdam beendigt gewesen sey, habe Alexander den Degen und sonstige noch vorhandenen Andenken von Friedrich dem Großen zu sehen verlangt; man habe sie gebracht, unter andern auch die Krücke; sie wären auf dem Conferenztisch liegen geblieben. Wie nun am andern Tage bey einer neuen Conferenz den Ministern die Thür geöffnet worden, sey ein panisches Schrecken in sie gefahren, wie sie die wohlbekannte Krücke erblickt hätten."

Man trug sich mit einer Carrikatur herum, wornach Napoleon dem Könige aus einem Medicinglase einen Löffel voll mit Gewalt eingab, welches die Signatur hatte: Das Churfürstenthum Hannover.

Schlimmer als diese Pasquille war das Benehmen der Gendarmen, welche nach ihrer Rückkehr dem Minister Hardenberg ein Ständchen brachten; es geschah unter den Augen des Königs. Dem Minister Haugwitz warf man die Fenster ein; wer es that, wurde vermuthet, es kam aber nicht heraus. Die desfalls befohlene Untersuchung wurde unterdrückt. Man beschuldigte damit den Prinzen Louis. Andere sagten: es wären Personen der englischen Gesandtschaft gewesen.

Durch die Unterzeichnung der Convention mit Frankreich, durch die Vertauschung einiger Provinzen, durch die hierüber entstandenen öffentlichen Schmähungen gegen den König, welchen man nachsah, verlor die Königliche Autorität ihr ganzes Gewicht. Der König fühlte dies so, wie der Hof; die Königin war untröstlich. Frankreich achtete so wenig das preußische Cabi-

net, wie Rußland. Die erste Macht wollte ihren Gesandten nicht mit Hardenberg, die andere nicht mit Haugwitz conferiren lassen, deshalb sollte Graf Keller das Portefeuille übernehmen; er machte Bedingungen; man ging davon ab, und beruhigte endlich Alopeus, den russischen Gesandten.

Welche Sarkasmen sich Louis erlaubte, geht aus folgendem hervor: Ein Büstenhändler zeigte ihm den Gott Mars und den König. Louis sagte: Ja ja, der erste ist der Gott Mars, und der letzte ist der Gott Halt.

Alle dergleichen Scandalosa wurden in die Provinzen und ins Ausland geschrieben, wurden vermehrt, verschönert und verbessert. Der rechtliche Mann beseufzte und beklagte den König; die naseweise Jugend, die Fähndriche und Referendarien, lachten und schimpften auf die gemeinste Art auf Ihn, der es so gut mit der Nation meinte. Was hatte er denn verbrochen?

Ich habe schon früher gesagt, was Preußens System seyn sollte. Zuerst hätte es Frankreich, mit dem es stets eine Tendenz gegen England hat, nicht so mächtig werden lassen sollen; war dies aber einmal geschehen, so mußte es sich an dasselbe anschließen. Die Potsdammer Convention war ein Verstoß gegen das Staatsinteresse; wollte man es aber nachher noch versuchen, Frankreich anzugreifen, so war es Zeit vor der Schlacht bey Austerlitz, nicht nachher. War der erstere Zeitpunkt versäumt, so blieb nichts als der Frieden übrig, sonst ladete sich Preußen die Last des Krieges allein auf.

Einen Scandal gaben die zurückgekommenen Trainpferde, für welche die Trainofficiere und Inspektoren das Futter gefressen hatten. Sie wurden in Berlin meistbiethend verkauft. Man erzählte: sechs Berliner Gassenjungen hätten ein Pferd für 6 Groschen gekauft, sich alle sechs darauf gesetzt, und wären sodann

im Thiergarten spazieren geritten. Nie war die Neugierde stärker gespannt, als kurz vor der Schlacht bey Austerlitz; vom Minister und General bis zum Corporal und Miethkutscher hinab ahmte alles der englischen Sitte nach, über den ungewissen Ausgang der Sache zu wetten.

Die gemeine Classe selbst theilte sich in Parteyen. Einer war Russisch, der andere Französisch, niemand Oestreichisch gesinnt, so sehr klebt diesem Volke ohne Grund der Nationalhaß an; sie scheinen ihn mit der Muttermilch eingesogen zu haben. Die Vernünftigen dankten Gott, daß der Krieg noch einmal die preußische Monarchie verschont hatte; ein Krieg, der nur vernichtend für uns seyn kann, der im glücklichsten Fall uns nichts weiter einbringt, als uns eine Allianz mit Frankreich einbringen würde; der im unglücklichen Fall aber die preußische Dynastie vernichten, und ein von der Natur stiefmütterlich behandeltes Land in eine Wüsteney verwandeln würde. — Dieser Krieg wäre weiter nichts gewesen, als ein dem alten System, der von Friedrich II. erschaffenen Form dargebrachtes Opfer; ein Streben, den alten militairischen Ruhm wieder zu erlangen.

Hierin gehet es aber Preußen wie Simson, nachdem Delila ihm die Haare abgeschnitten hatte; es glaubt sich wie dieser noch in dem Besitze seiner vollen Kraft. Diese ist aber nur scheinbar, denn es fehlt ihr die Seele, der Geist, das Leben. Die vom Wurm zerfressene Eiche prangt von außen, ihre Aeste und Zweige breiten sich weit umher aus, sie grünen noch und treiben Blüthen, aber keine Früchte; die Blüthen verwelken und der erste Windstoß wirbelt sie in den Forst umher.

Ich kann daher unmöglich denen Unrecht geben, die mit Frankreich den Frieden schlossen. Mögen sie es aus richtigen Grundsätzen oder aus Schwäche gethan

haben; mögen sie es gewesen seyn, die früher zum Frieden riethen, wie noch die Aussichten glänzender waren, oder nicht; kurz in diesem Augenblick nach dem 2ten December 1805 war Preußen nur durch einen Frieden mit Frankreich zu retten. Sagt man: Preußen darf Frankreich nicht so viele Gewalt auf den Continent verstatten, so blieb, nachdem die Russen und Oestreicher geschlagen waren, diesem Staate in der Lage, worin er sich befindet, bey seiner existenten Regierung, bey seiner verzogenen Armee, bey dem Mangel an Feldherren weiter nichts übrig, als sich Frankreichs Einfluß hinzugeben, so wie es Bayern gethan hatte.

Man vergleiche: Auf der einen Seite Frankreich mit 30 Millionen Einwohnern, welches eine Armee von viermalhunderttausend Mann auf den Beinen hat, welche funfzehn Jahr durch den Krieg geübt, und größtentheils Sieger gewesen sind.

Da die Franzosen den Soldaten nach Verdienst befördern, und dahin stellen, wo er hin gehört, sind sie ihres Sieges gewisser, als andere Nationen, wo es nach der Rangliste gehet. Die Truppen haben innerhalb funfzehn Jahren geprüft, welche Waffen, welche Bekleidung, welches Kriegssystem in jedem Terrain das zweckmäßigste ist. Der Krieg hat sie gegen alle Drangsale und Strapatzen abgehärtet, und sie sind ganz eigentlich zu Soldaten gebildet. Weggeworfen haben sie allen Tand, alle Spielerey; behalten haben sie das, was der Krieg erfordert. An ihrer Spitze stehet ein Mann, der schon deshalb sich auszeichnet, da er vom Artillerie-Lieutenant bis zum Kaiser der Franzosen und König von Italien in zwölf Jahren empor gestiegen ist; den sein erster Feldzug bis nahe an die Thore von Wien führte; der ein Jahr später an den Quellen des Nils Siegesfeste feierte, wohin noch kein Europäer gekommen war. Ein Feldherr in

der Kraft des Mannes voll Geist, Kühnheit und eiserner Beharrlichkeit, auf dem Schlachtfelde wie in dem Cabinet, der jede blutige Periode der Revolution durchlebte, sich endlich an ihre Spitze stellte und sie beschloß.

Frankreich ist ein selbstständiger Staat von einem Völkerstamme bewohnt, welcher sich mit Recht die große Nation nennt, unter welcher einerley Sprache, einerley Sitte und Gesetz ein unauflösliches Band hervorbringt; geschützt gegen Deutschland durch eine Reihe von Vestungen, unangreifbaren Positionen, und natürlichen, den Feind aufhaltenden, Bollwerken.

Preußen ist dagegen ein Staat aus Stückwerk zusammengeflickt, ein künstliches Machwerk, woran die Natur keinen Theil hat, sondern unter die ersten Mächte Europens durch ein Genie emporgehoben und gehalten; herabgesunken von dieser Höhe, wie der Geist verschwand. Wie viele Völkerstämme führen den Namen Preußen, die sich wechselseitig hassen? Wie verschieden sind die Gesetze, Sitten, Sprachen und Meinungen dieser verschiedenen Völker? Ihre Zahl verhält sich zu der von Frankreich wie 1 zu 3, die Bundesstaaten und Italien hinzugerechnet, wie 1 zu 6.

Die preußische Armee, die Hauptstütze, der Schlußstein des künstlichen Baues, seit 40 Jahren im Frieden; an eine alte verbrauchte Form gewöhnt, glänzt sie nur noch als ein Luftgebilde am Firmament. Sie ist auf den Corporalstock, auf eine dauerhafte Leibesconstitution ihrer Generale, und auf ein Phantom (den Rittersinn) gegründet, der schon lange nicht mehr vorhanden ist. — Die Grenzen sind von allen Seiten unbeschützt und unbesetzt; der Feind kann hereindringen, wo es ihm beliebt. — An der Spitze des Staats und der Armee steht ein junger Mann, der für den Frieden erzogen und gebildet ist, der den Krieg haßt, dem nicht Tugenden des Hausvaters, aber die Talente des

Feldherrn abgehen, oder doch nicht mit denen eines Napoleons zu vergleichen sind. Er hat seine Regenten- und Feldherrngewalt auf andere übertragen, die sich darin theilen, und die Einheit, welche der Staat an seiner Spitze verlangt, auflösen.

Wie wäre es anders zu erwarten: als daß Preußen in einem Kriege mit Frankreich unterliegen müßte?

Auf Napoleons Geheiß hat Preußen Hannover occupirt und dagegen Cleve diesseits des Rheins, Neuffchatel und Anspach abgetreten. Das Londner Cabinet hat desfalls durch allbekannte öffentlich im Druck erschienene Noten das preußische angefeindet und seine Duplicität darzuthun sich bemüht. Das sind nun die Folgen von der großen Rechtlichkeit des Königs in der Politik.

Gab er der Idee des großen Friedrichs Raum: organisirte den nördlichen Fürstenbund, und erhob sich zum Beschützer desselben, ließ die Demarkationsarmee auf den Beinen, besetzte Hannover statt der Franzosen, benutzte es in militairischer Hinsicht als eine preußische Provinz, befaßte sich aber nicht mit der Souveränität, vertauschte Anspach und Bayreuth schon beym Lüneviller Frieden, so wurde er jetzt nicht gezwungen, jene Provinzen abzutreten und eine andere dafür zu empfangen, wodurch er sich einen Krieg mit England und Schweden aufbürdete, sich der Doppelsinnigkeit verdächtig machte, und etwas that, was seinem persönlichen Charakter völlig widerspricht. — Wie aber 1802 die Franzosen Hannover besetzten, da that es Preußen nicht, weil es England widersinniger Weise nicht zugeben wollte. Wir erklärten allen Mächten die Neutralität und hatten nirgend eine Armee mobil, um dieser diplomatischen Idee Nachdruck zu geben.

Der ausgebrochene Krieg, die Wegnahme unserer Schiffe, der Fall so vieler preußischen Handlungshäu-

ser, war nach jener Acquisition von Hannover voraus- zusehen, und das preußische Cabinet überhörte die Vor- stellungen und Anfragen der Kaufleute. Diese Apathie ging so weit, daß man der Berlinischen Kaufmann- schaft auf ihre Frage: ob von englischer Seite etwas der Handlung und Schifffahrt Nachtheiliges zu fürch- ten sey? antwortete: Es sey keine Gefahr vorhanden. Vierzehn Tage später nahmen die Engländer die preus- sischen Schiffe weg, die, auf jene Antwort sich verlas- send, in See gegangen waren. Wir ließen die engli- schen Schiffe, besonders in der Ostsee, ruhig auslaufen, und nahmen mehrere Millionen englischer für Oestreich 1805 hierher spedirter Subsidien, die in den Händen der Gebrüder ꝛc. Asten waren, nicht in Beschlag; sie waren nach dem Preßburger Frieden hier durch den englischen Gesandten aufgehalten worden.

Es ist wirklich so, als wenn bey uns die gescheute- sten Männer den Kopf verlöhren. Hardenberg, beleidigt durch französische Journalisten, die ihn fälsch- lich beschuldigen, von England bestochen gewesen zu seyn, widerlegt diese Angriffe in der Berliner Zeitung, und der König erlaubt es. — Er weiß, daß keiner in der Nation jenes Gerücht glaubt, dennoch stellt er (der preußische Staatsminister) sich dem französischen Jour- nalisten gegenüber.

Man erzählt über diese Begebenheit folgende spe- cielle Umstände: „Wie Hardenberg jene beleidigen- den Aeußerungen in den französischen Zeitschriften ge- lesen hatte, verlangte er wiederholt seinen Abschied. Auf einen an ihn gerichteten Brief der Königin, worin sie ihn zu bleiben bat, blieb er; setzte aber seine oben an- geführte Vertheidigung auf. Er ging damit zum Kö- nige und erklärte, daß er nur unter der Bedingung auf seinem Posten bleiben könne, wenn Sr. Majestät er- laubten, daß er jene Vertheidigung in die Berliner Zeitungen einrücken lassen dürfte. Diese Genehmigung

erfolgte. Kaum hatte Beym und Lombard solche gelesen, als sie laut ihr Mißvergnügen darüber äußerten; ja Beym soll sogar schriftlich sich darüber gegen Hardenberg ausgelassen haben. Dieser empfand es sehr übel, daß ein Cabinetsrath sich unterstand, einen Staatsminister zu tadeln; es kam darüber unter ihnen im Vorzimmer des Königs zum heftigen Streit, der die Feindschaft beider veranlaßte. Unstreitig hatte Beym in der Sache, keineswegs aber in der Manier recht, und bewies dadurch, wie weit jetzt schon die Cabinetsinstanz zu gehen wagt." — Ganz genau mag diese Erzählung nicht mit der Wahrheit übereinstimmen, aber etwas Wahres ist an der Sache.

Die englisch-russische Partey, welche die Königin zu sich hinüber gezogen hat, verstärkt sich täglich; die französische wird immer schwächer. Man hat die ganze Weiblichkeit der Königin aufgereizt; man hat sie mit allen Pasquillen und Witzeleyen auf den König bekannt gemacht, und ihr gesagt: Napoleon habe allen alten Dynastien, die sich mit seiner Familie nicht vereinigen wollten, den Umsturz gedroht. Wenn Preußen sich nicht bald dem Ungewitter mit aller Macht entgegen setzte, so sey sie und ihre Kinder verloren; gleich dem Könige von Sardinien und Neapel, werde ihr Mann sich in die Arme Rußlands werfen müssen.

Die Königin hat das ungestüme Verlangen der jungen Officiere und einiger jungen Generale erfahren, die den Krieg wollen; sie hat manche Broschüre gelesen, die gegen die Alleinherrschaft Frankreichs auf dem Continent kämpfen. Louis Ferdinand hat sie auf alle Weise mit Bitterkeit und Sarcasmen über das jetzige Regierungssystem unterhalten. Ist es nicht natürlich, daß diese reizbare Frau, die das richtigere System der heutigen Politik nicht zu durchschauen vermag, dahin gebracht ist, ihren Mann zum Kriege zu bereden?

Man hat alles gethan, um Unfrieden in der Ehe des Königspaares hervorzubringen. Man hat dem Könige verliebte Zusammenkünfte mit der Tänzerin Schulz angedichtet, mit der er zu Charlottenburg im Garten ein Paar Worte gewechselt hat, da es eine Jugendbekanntschaft von ihm ist; man will wissen, daß unter diesem sonst so friedlichen Ehepaar laute Zwistigkeiten vorgefallen wären.

Wohin der König nur blickte, da stellten sich ihm Unzufriedene dar, die keine Achtung für eine Regierung bezeigten, die bisher immer schwache Maaßregeln genommen hat. Die Stände ganzer Provinzen kommen bittend ein, sie nicht zu vertauschen, wie die der Grafschaft Mark, deren Bittschrift im politischen Journal im Druck erschienen ist. Dieser Vorstellung hat eine Abschrift einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. beygelegen, welche eine Resolution auf eine ähnliche zu seiner Zeit eingegangene Bittschrift dieser Stände enthielt, worin es hieß: „Ich müßte verrückt oder besoffen seyn, wenn ich meine getreuen Stände der Grafschaft Mark gegen Mamelucken vertauschen wollte."

Unser Gesandter in Paris, Marquis Luchesini, soll ebenfalls dem König gemeldet haben: „Er könne auf Napoleons Versprechungen sich nicht verlassen, Frankreich gehe auf die Zerstörung des Hauses Hohenzollern aus, und werde bald die Larve der Freundschaft abnehmen." — Alles dies zusammen genommen wird am Ende den König bewegen, zur unrechten Zeit loszuschlagen.

Der König ist einer von den Menschen, die sich ungern von einer Idee trennen, die sich in ihrem Kopfe festgesetzt hat; wird sie ihnen dann mit Gewalt entrissen, so fallen sie in das entgegengesetzte Extrem, und gehen darin zu Grunde, da sie selten die besten Mittel zum Zweck ergreifen. — Seit 1797 war in dem König die Idee der Neutralität; wird er endlich in den Krieg

gezogen, so wird er auch eher darin untergehen, als einen schimpflichen Frieden machen.

Die Abtretungen der alten Provinzen, besonders des Anspachsen, haben dem Könige sehr wehe gethan. Es war das Stammhaus der Hohenzollern. Haugwitz war besonders instruirt, dies Napoleon ins Gedächtniß zurückzurufen. Lachend antwortete er: „Ja! wenn man älter wird, wirft man die Wiege weg.“

Hannovers Besitz ist für Preußen in militairischer und finanzistischer Hinsicht von der äußersten Wichtigkeit; dies wird jeder einsehen, nur nicht die leidenschaftlichen Hannoveraner. — Die altdeutsche Reichsverfassung hat unter andern Nachtheilen auch diesen hervorgebracht, daß sie unter ein und dem nehmlichen Völkerstamme Eifersucht, Neid und Nationalhaß erzeugte.

Unter Georg II. konnte Hannover sich noch Preußen gegenüber stellen; ja dieser Monarch höhnte sogar seinen Bruder Friedrich Wilhelm I. und nannte ihn den kleinen Corporal. Seitdem, daß Preussen zu einer Macht vom ersten Range empor stieg, organisirte sich jene Antipathie noch mehr, und die Hannoveraner thaten sich immer auf den König von England etwas zu gute.

Läßt man in dieser Sache das Gemüth aus dem Spiele und nur den Verstand darüber absprechen, so findet man, daß die Verbindung Hannovers mit England für ersteres immer nachtheilig war. Dies weitläufig zu beweisen, halte ich für sehr überflüssig, denn es liegt am Tage: Hannover leidet als Theil des Continents durch die merkantilische Universalmonarchie Englands; es litt seit hundert Jahren durch die Verbindung mit England ganz besonders, da es an allen Kriegen dieses Staats Theil nahm, welche bloß wegen des politischen Interesse Englands, nicht wegen Hannover, geführt wurden. — Die Könige von England waren nur Churfürsten von Hannover, sie betrachteten

dieses Land als einen Zufluchtsort, wenn das englische Volk einmal seinen König absetzen, oder wenn das fortschreitende Creditsystem die jetzige englische Regierung umstürzen sollte.

Die Hannoveraner mußten unter Georg II. bey Dettingen im siebenjährigen Kriege unter dem Herzog von Cumberland und Ferdinand von Braunschweig, in Gibraltar unter Elliot und in Ostindien bluten, damit England seine Uebermacht zur See behaupten, und Frankreichs Theilnahme am Handel vernichten konnte. Die im siebenjährigen Kriege gemachten Schulden drücken jetzt noch dieses Land, und die neueste Invasion der Franzosen, durch England veranlaßt, hat seine Mitbürger an den Bettelstab gebracht.

Es ist lächerlich, in der englischen Erklärung über die preußische Besitznahme Hannovers die Unrechtmäßigkeit derselben aus der Moral entnommen zu sehen.— Preußen hätte längst Hannover occupiren sollen, ehe es den Franzosen einfiel; und nie wird Deutschland in Ruhe kommen, wenn Hannover nicht von England abgerissen wird; nie wird Frankreich den englischen Einfluß vom deutschen Boden entfernt sehen, wenn diese Trennung nicht Bestand hat.

Dreyßigster Brief.

Berlin 1806.

Struensee's Stelle ist durch den Baron Stein ersetzt; er ist ein Ausländer; Nassau war sein Vaterland, woher er noch ansehnliche Revenüen zieht. Er fing seine Laufbahn in der Grafschaft Mark beym Bergwesen an, welches eigentlich sein Fach ist; er wurde

unter dem Minister Heinitz in Wetter Bergrath, Oberbergrath, dann Kammerpräsident in Minden, Oberpräsident der westphälischen Kammern, und endlich Minister des Accis- und Manufacturdepartements.

Er ist ein feuriger, vielwissender, energischer Mann; von einer in ihm entstandenen Idee geht er nie ab; er fürchtet nichts über und neben sich, und familiarisirt sich nicht mit dem, was unter ihm ist. Seine Rechtschaffenheit ist ohne Makel, seine Thätigkeit kennt keine Grenzen. Er wagt es, alte Formen, die ihm zweckwidrig scheinen, zu zerbrechen, und hat Kraft und Phantasie genug, etwas anders an die Stelle zu sezzen. Sein Platz wäre der eines Premierministers des preußischen Staats, und wenn er auch viele Mißgriffe machen, seine Ueberzeugung nicht immer die richtigste seyn sollte, so würde er doch ein festes, unabänderliches System annehmen, und sowohl in den äußern als innern Staatsverhältnissen solches durchführen; und wenn selbst ein falsches System angenommen würde, so wäre es doch besser, wie gar keins. Alle Oppositionen, der Antagonismus zwischen Cabinet und Ministerium, das ewige Schwanken der Regierung, das Zaudern und Conferiren in Staatsangelegenheiten, die schnelle Entschlüsse erfordern, alles Excentrische, kurz alle collegialische Behandlung der letzten Enden der Staatsgewalten, die uns an den Abgrund führen muß, würde aufhören, und große, mächtige Einheit, wie unter Friedrich, dann wiederkehren. Niedertreten würde dieser Starke alle Parteysucht, alle Kabale und den so verderblichen Einfluß so vieler heterogener Wesen, die bisher auf die Staatsmaschine wirkten.

Dies wären die glänzenden Seiten dieses Mannes; er hat aber auch Kehrseiten: Ist er nicht fähig, sich von andern inpulsiren zu lassen, was nie ein Minister sollte, da das Inpulsiren auf andere seine Sache ist, so muß er doch Informationen durch Andere über

Oertlichkeiten annehmen, wenn er nicht Gott ist. Stein läßt sich aber auch selten unterrichten; er hört nicht genug; er fragt, und kaum hat der Antwortende zu sprechen angefangen, so will er schon alles begriffen haben. Dies ist ein großer Fehler. Stein hat nichts Anziehendes, sondern viel Abstoßendes in seinem Aeussern; er ist ungefällig, hart und rauh gegen seine Officianten.

Die in ihm entstandene, und aller ihm entgegengestellten Hindernisse ungeachtet, durchgeführte Idee des Papiergeldes, welches unter dem Titel von Tresorscheinen in Umlauf gesetzt ist, hat die Nation gegen ihn aufgebracht, die Federn vieler Schriftsteller in Bewegung gesetzt, und ist auch, meiner Meinung nach, falsch und irrig.

Friedrich hatte, wie ich Dir schon oft geschrieben habe, das Collbertsche System angenommen. Dahin gehörte die Anlegung der Banken, Lombards, der Seehandlungs-, die Manufactur-, Meliorations-, Bau- und Prämienfonds. Wie nun das Agricultursystem jenes zu verdrängen anfing, da lieh man auch auf liegende Gründe, die Bank discontirte nehmlich Hypotheken-Instrumente. — Pohlen wird acquirirt; kaum war das Hypothekenwesen eingerichtet, so nahmen die dortigen Guthsbesitzer auf ihre Grundstücke große Capitalien in den alten Provinzen, besonders in Berlin, von hiesigen Capitalisten, aus den Wittwen und Invalidencassen u. a. m. Die Inhaber der Hypotheken pflegten solche dann oft bey der Bank discontiren zu lassen, und so kam es, daß an 20 Millionen Thaler baares Geld nach Südpreußen ging.

Der Minister Struensee hatte es auf sich genommen, die von Friedrich Wilhelm II. im Auslande gemachten Schulden von 22 Millionen zu bezahlen, zu denen diejenigen kamen, die man für den König von Pohlen zu berichtigen übernommen hatte. Er

eröffnete also durch die Seehandlung eine Anleihe, erhielt solche und zahlte damit jene Schulden dem Auslande. Es war daher der Circulation eine Menge Geld entgangen, und der Handelsstand fühlte bald diesen Mangel. Er wurde noch drückender, wie im Juny 1805 die sämmtlichen Banken aufhörten, kaufmännische Wechsel zu discontiren.

Diesen Mangel zu ersetzen, ergriff der Minister Stein die Idee der auszugebenden Treforscheine. Das Manifest darüber erklärt selbst die Veranlassung auf eine höchst irrige Weise; es heißt darin: „Da es an baarem Gelde fehlt, so muß man welches machen, um den Mangel zu ersetzen." Dies ist aber eine Contradictio in adjecto: man muß Sachen machen, um Geld hervorzubringen und nicht umgekehrt.

Was diesen Treforscheinen entgegen zu setzen war, bestand vorzüglich darin: daß sie gar nicht fundirt waren und unsichere Aussicht der Realisation gewährten; daß sie leicht nachzumachen waren; daß sie nicht in kleinern Theilen als 5 Thlr. gebraucht werden konnten; daß nicht bey jeder Acciscasse solche realisirt wurden oder zu haben waren. — Willst Du hierüber etwas Ausführliches lesen, so nimm den preußischen Staatsanzeiger zur Hand.

Ein und dreyßigster Brief.

Berlin.

Ich soll Dir über den Krieg mit Schweden etwas melden? Mein Gott, ist denn da ein Krieg? Friedrich II. wollte den schwedischen Gesandten bey dem

Congres in Hubertsburg nicht sprechen, indem er sagte: Der König von Schweden hat mit meinem Obrist Belling Krieg geführt, mit dem mag er auch Frieden schließen; und jetzt? Man läßt 30 bis 40,000 Mann nach Anclam marschiren, um den Unterhandlungen des Cabinetsministerii Nachdruck zu geben, und alle unsere großsprecherischen Höflinge nennen den König von Schweden den nordischen Donquixot, den nordischen Hanswurst. Er ist aber keins von beiden; er ist ein Mann von Charakter, und es ist schade, daß ihm so wenig Mittel zu großen Zwecken verliehen wurden. Er hat doch einen Willen; und wäre es auch ein verkehrter, so ist es doch besser, ein Monarch hat einen Willen, als gar keinen. — Diese Demonstrationen gegen Schweden lassen uns ahnden, was Preußen und seine Militairmacht leisten wird, wenn einmal eine ernstliche Fehde ausbricht.

Zwey und dreyßigster Brief.

1806.

Die Königin ist von Pyrmont zurückgekehrt, und von ihrem Gatten zärtlich empfangen worden. Wie sie dort hinging, glaubten einige, die französische Partey habe diese Reise veranlaßt, um den König anderweitig zu amüsiren und von seiner Frau abzuziehen; andere wollten wissen, die russische Partey habe diese Entfernung bewirkt, um dadurch die Sehnsucht des Königs nach seiner Frau, von der er nie getrennt war, zu erregen, woraus denn am Ende der Sieg für sie erfolgen müsse. Sie hat Recht gehabt, denn kaum war Louise zurückgekehrt, als der König an einem Morgen

seinem Adjutanten selbst befahl, sofort durch Couriere die ganze Armee in Bewegung zu setzen.

Die rückkehrende Königin hatte ihn zum Entschluß gebracht, durch einen Krieg mit Frankreich dem Nationalwillen (wie er glaubte) gegen seine bessere Ueberzeugung nachzugeben. Unseliger Entschluß! Jetzt 1806 Krieg mit Frankreich? Warum nicht 1805? Hierin allein liegt das Unbesonnene dieser raschen Kriegserklärung. Die nämlichen Gründe, welche Preußen in diesem Jahre hat, mit Frankreich zu brechen, hatte es auch 1805, und unter ganz andern Verhältnissen, wie jetzt. Das ist Dir bekannt, ich schweige darüber.

Wie wird Oestreich lachen, welches wir vor und nach der Schlacht bey Austerlitz im Stich ließen? — Nachdem der König einmal jenen Entschluß genommen hatte, war der ganze Hof überzeugt: Es werde zum Kriege kommen, nur Beym hoffte noch etwas von der Unterhandlungsgabe des Grafen Haugwitz; ob und mit Recht, weiß der Himmel! Denn wenn wir einmal Krieg mit den Franzosen haben müssen, dann war doch wohl 1805 diese Kunst schlecht angewendet.

Die Hauptbewegungsgründe zu diesem Kriege soll die Aeußerung Napoleons seyn: 1) Hannover an den König von England zurückgeben zu wollen, wenn dadurch Frieden zu erlangen sey; 2) die fortdauernde Anwesenheit französischer Truppen in Deutschland; 3) Die Vereinigung der Vestung Wesel mit Frankreich. Das Erstere ist durch nichts erwiesen; das Zweyte von den Russen veranlaßt, die Cattaro nicht räumen; das Letztere ist recht eigentlich gleichgültig, nachdem man einmal diese Vestung abgegeben hatte.

Drey und dreyßigster Brief.

Berlin.

Ich sende Dir, was mir Freund B. von der Armee eingesandt hat.

Weimar d. 15. Oct. 1806.

Du willst von mir die nächsten Gründe und eine detaillirte Darstellung der Begebenheiten vom 1sten bis 15ten Octbr. wissen, da ich der alliirten Armee gefolgt bin und hier einen genauen Beobachter abgegeben habe. Wohlan! ich kann Deine Wißbegierde befriedigen, und manchen Aufschluß geben, der dem Geschichtsforscher dereinst nicht unbedeutend seyn wird.

Zuerst höre mich über die entfernten und nächsten Gründe zum Verlust der am 14ten Octbr. verlornen Schlachten bey Jena und Auerstädt, dann soll das Historische folgen.

Ich habe Dir irgendwo in meinen vorigen Briefen bemerkbar gemacht, daß die preußische Armee schon 1778 nicht mehr die von 1758 war; daß sie in Südpreußen und bey verschiedenen Gelegenheiten am Rhein 1792 und 1795 zeigte, daß sie ihrer Auflösung entgegen gehe.

Was Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls des römischen Reichs im 1sten Theile Seite 256 über die Erschlaffung der römischen Kriegsmacht unter dem Sever sagt, paßt völlig auf die preußische Armee, besonders in dem letzten Jahrzehend:

„Sever ließ sich durch Dankbarkeit und übel ver„standene Politik und durch den Schein der Noth„wendigkeit bewegen, die Nerven der Kriegszucht er-

„schaffen zu lassen. Er schmeichelte der Eitelkeit „der Soldaten mit der Ehre, goldne Ringe tragen „zu dürfen. Er erlaubte ihnen, sich ihr müßiges „Leben in ihren Quartieren durch die Gesellschaft „ihrer Weiber bequemer und angenehmer zu machen. „Er gab ihnen einen höheren Sold, als sie jemals „erhalten hatten, und lehrte sie bey jeder öffentlichen „Veranlassung von Furcht oder Freude außerordent„liche Geschenke erwarten, und bald auch fordern. „Stolz auf ihre Vorzüge und ihren Ruf, durch „Ueppigkeit entkräftet, und durch ihre gefährlichen „Vorrechte über die Gleichheit mit andern Untertha„nen erhaben, wurden sie bald ungeschickt zu kriege„rischen Unternehmungen, drückend für den Staat, „und einer gehörigen Subordination unfähig. Ihre „Officiere behaupteten den Vorzug ihres Ranges „durch mehr verfeinerte und kostbare Ueppigkeit ꝛc."

Die häufigen Excesse, die sich ganz vorzüglich die Officiere der Garnison in Berlin schuldig machten; die Studentenstreiche der königlichen Haustruppen; die kurz vor dem Ausbruch des Krieges durch die Straßen der Hauptstadt gegangene Schlittenfahrt, um die Weihe der Kraft zu persifliren, und so viele Knabenstreiche, deren sich die preußischen Officiere im vorigen Jahre in Sachsen schuldig machten; der Uebermuth, den sie in den Provinzen in ihren Friedens-Garnisonen allenthalben zeigten, wo sie mit den andern Ständen zusammen kamen; ihr unerhörter Müssiggang, ihre Spielsucht, ihr Mangel an allen Kenntnissen, ihre geübte Lasterhaftigkeit, ihre Verschwendung und Schuldenlast, alles dies, was notorisch ist, worüber nur eine Stimme war, begründete das Verderben dieser Stütze des Staats. Es war wirklich so weit gekommen, daß das Militair selbst begriff; es sey eine unnütze Bürde für den Staat, es müsse einmal wieder zeigen, weshalb es vorhanden sey; deshalb wünschte die Armee den Krieg.

Natürlich spreche ich hier bloß vom Officiercorps; die Gemeinen waren nicht durch erhöhten Sold oder andere Vorzüge verdorben, sondern durch erschlaffte Subordination, durch vernachlässigte Uebung, und durch das ihnen ohne Einschränkung nachgegebene Heirathen. Sie wünschen aber auch den Krieg, weil sie des Hin- und Hermarschirens ohne Zweck müde waren.

Der Mangel an einem Oberfeldherrn, der mit dem Zeitalter mitgegangen war, kann als der vorzüglichste Grund unsers Unglücks angesehen werden. Der König ist ein rechtschaffener Mann, das wissen wir alle, aber kein Feldherr, und es fehlte ihm auch die Beurtheilung, wer unter seinen Generalen dazu geeignet sey. Er urtheilte nach dem Erfolg. Er wußte, daß man den Herzog von Braunschweig als einen der ersten Heerführer genannt hatte, er schenkte ihm daher sein ganzes Zutrauen. Der Herzog mag wohl in früheren Zeiten einiges Talent gehabt haben; aber seit er das berühmte Manifest 1792 unterschrieb; hörte er auf, derjenige zu seyn, wofür man ihn vorher gehalten hatte. Dies war das Dokument der größten Verstandesschwäche.

Jetzt war er ein stets zwischen Wollen und Nichtwollen schwankender, kränklicher, alter Greis, der wohl noch über eine Disposition reden, aber sie gar nicht mehr ausführen konnte, und dem die neue Kriegekunst, die Schnelligkeit in der Ausführung der neueren Strategie, völlig fremd war. Die unter ihm zunächst commandirenden Generale hatten weder Achtung für ihn, noch konnten sie solche haben. Sie waren unter sich entzweyt, ein jeder handelte nach seinem Kopf mit dem andern in Widerspruch, und es war bey Jena und Auerstädt keine Armee, sondern nur mehrere Divisionen vorhanden, in denen kein Zusammenhang war. Kurz, es fehlte ein Kopf, oder ein enger Ausschuß, um die Kriegsoperationen zu entfernen und zu leiten. —

Es fehlte an Kundschaften und an sichern Nachrichten von den Bewegungen des Feindes. Man hatte darüber viel gesprochen, viel geschrieben, aber nichts ausgeführt. Es fehlte an einer zahlreichen Reserve. Man hatte unter dem Titel einer Landmiliz darüber viele Verfügungen erlassen, aber nichts ins Werk gerichtet. Es fehlte an einer zweckmäßigen Verpflegungsmaschine oder an einem tüchtigen Intendanten der Armee, diese litt mehr vom Hunger, wie vom Feinde. Es fehlte sogar an einer richtigen Terrainkenntniß, auf dem man stand und agiren wollte. — Denke Dir nun diesem Wirrwar gegenüber einen Napoleon mit einer funfzehn Jahre lang im Kriege geübten Armee, und es war leicht vorauszusehen, wer siegen würde.

Was die Spione anlangt, so hatte man gar keine, statt das Napoleon jedes Wort des permanenten Krigsraths in Weimar wußte, und wie man jede Stunde agiren würde. — Man sagte, daß der König gegen alles Spioniren eingenommen sey, da es seiner Moralität widerspräche. Jetzt höre die nächsten Ursachen:

Zuerst von dem Operationsplan.

Er war völlig zweckwidrig; es war eigentlich weder Operation noch Plan darin. Es war, als wenn die Armee vom Winde in Thüringen, ohne Zweck, ohne Ordnung, ohne Bestimmung zusammen getrieben worden wäre, und vom Schicksal hinter die Saale gelegt sey, damit Napoleon recht bequem in den Zwischenräumen der Saale und Elbe nach Berlin marschiren könne. Damit Ihm aber auch nicht das mindeste Hinderniß aufstoßen möchte, hatte man die sogenannte Reservearmee (deren Commando man dem geschicktesten Accoucheur im Lande, dem Prinzen Eugen von Würtenberg, aber keinem Feldherrn anvertraut hatte),

nicht an das rechte Elbufer, sondern nach Magdeburg gelegt.

Es fehlte nicht an Operationsplänen, die man dem Könige vorgelegt hatte; der Herzog verwarf sie aber, obzwar sie zweckmäßiger waren, wie der nicht ausgeführte. Man wollte nämlich nicht eine, sondern drey Armeen aufstellen: 1) Die Fürstl. Hohenlohische sollte stets, mit ihrem Flügel an das neutrale Böhmen gelehnt, über Freyberg und Hof nach Franken operiren. 2) Die bey Erfurt aufgestellte Armee sollte über Eisenach dahin vordringen. 3) Die in Hessen bey Fritzlar aufgestellte Armee sollte dem Centro bey Erfurt die rechte Flanke decken. 4) Reserven sollten bey Magdeburg und am rechten Elbufer, und 5) an der Weser detachirte Corps stehen.

Ob zwar ich diesen Plan nicht gut heißen kann, so war er doch zweckmäßiger, wie der verunglückte. Wurden auch alle drey Armeen geschlagen, so blieb ihnen doch ein Rückzug, und zwar des linken Flügels nach Dresden an die Elbe, des Centrums nach Magdeburg, des rechten Flügels an die Weser. — Wurde der eine oder andere Flügel, oder auch das Centrum geschlagen, so konnten doch die Franzosen nicht in sieben Tagen, sondern nur Schritt vor Schritt gegen Berlin vorrücken.

Meiner Idee nach mußte das Centrum nicht bey Erfurt, sondern in dem alten schwedischen Lager bey Lützen stehen und den rechten Flügel an die Saale lehnen. Der linke Flügel mußte nicht weit von der Oberlausnitz bey Pirna, Schlesien und Dresden zugleich decken. Am rechten Elbufer mußte eine Reserve, durch Landmilizen verstärkt, postirt, und die Havel und Spree durch andere Reserven geschützt werden. Im Riesengebirge an der Glatzischen Grenze bis Zittau mußte ein aus schlesischen Milizen organisirtes Corps stehen.

— Alle diese Armeen behaupteten die strengste Defensive ihrer Magazine hinter sich.

Eine Armee in Hessen mußte offensiv auf Frankfurt und über den Rhein agiren; ein Corps von 30000 Mann in Westphalen Holland angreifen. Die ostpreussischen Brigaden, mit Russen, Schweden und Engländern vereinigt, mußten zu gleicher Zeit in Holland landen. — Alles, was vom 18ten bis ins 50ste Jahr waffenfähig war, mußte schon im März aufgeboten, organisirt und exercirt werden.

Wie war nun der elende Operationsplan beschaffen, den der Herzog entwarf und nicht einmal ausführte? Sämmtliche Armeecorps (bis auf unbedeutende Detachements und die Würtembergische Reserve) sollten bis zum 10ten October auf dem linken Saalufer versammelt seyn, und dann wollte man in sechs Colonnen über den Thüringer Wald in Masse, beide Flügel der Armee in der Luft schwebend, nach Franken gehen.

Doch auch dieser Plan konnte reussiren, ob zwar der Thüringer Wald (für preußische Truppen besonders) das schwierigste Terrain enthält, welches irgendwo vorhanden seyn kann, wenn man in den ersten Tagen des Octobers den Marsch vollbracht und die französischen Colonnen überfallen hätte, ehe sie gesammelt waren. Da man aber vom 5ten bis zum 13ten October nur berathschlagte, nichts entschied, den General Tauenzien mit einem schwachen Corps auf dem rechten Saalufer dem Feinde hinwarf, den Prinz Louis mit einer Avantgarde bey Saalfeld postirte, dem man das Corps der Reserve hätte geben sollen, so schien es, daß der Herzog von Braunschweig seine verwirrte Stellung nur darum so genommen habe, um von der Elbe abgeschnitten und auf eine elende Defension eingeschränkt zu werden.

Von der Verpflegung und Anschaffung der ersten Bedürfnisse der Armee darf man nur wissen: daß sie eine einfache Chargirung mitgenommen hatte, und eine zweyte den 15ten October erst von Breslau abgehen sollte. Man darf nur wissen: daß die Magazine in Naumburg, Merseburg und Halle auf dem rechten Saalufer ohne Schutz sich befanden, und die Armee auf dem linken Ufer postirt war; daß den Franzosen auf den Colonnenwegen am rechten Ufer gar nichts entgegen stand und sie daher ohne Aufenthalt sich vom 4ten bis zum 14ten October in den Besitz der Basis der preußischen Armee setzen konnten, wie es denn auch geschehen ist; daß endlich die Preußen das Requisitionssystem der Franzosen nicht anzunehmen wagten, daher mit Hunger und Durst kämpfend in die Schlacht gingen.

Von der Schlacht am 14ten.

Dadurch, daß Napoleon das rechte Saalufer am 13ten bis Naumburg und die Defileen bey Kösen besetzt hatte, war die preußische Armee schon von der Elbe abgeschnitten, und ohne Kanonenschuß geschlagen. Sie sollte auf gar keine Schlacht sich mehr einlassen, sondern schon von diesem Tage an über die Unstruth theils nach Magdeburg sich zurückziehen, theils ihren Weg nach Hessen nehmen, den Churfürsten zwingen, Theil am Kriege zu nehmen; auf Frankfurt losgehen, um hier eine Diversion zu machen, wodurch die linke Flanke der Franzosen umgangen worden wäre; daß verstärkte Lecocksche Corps mußte gegen Düsseldorf vorrücken. — Das Eugensche Corps mußte hinter der Elbe postirt und durch alle Depots, die zu haben waren, verstärkt werden. In Schlesien mußte ein Landsturm organisirt, und ihm ein tüchtiger Kopf an die Spitze gesetzt werden.

Die ostpreußischen Truppen mußten an die Oder vorrücken und sich bey Cüstrin concentriren. Die Ar-

mee bey Magdeburg mußte unter den Kanonen der Vestung sich mit Munition, und vom Lande hinter sich mit Brod durch Requisition versehen, und besonders deshalb Mecklenburg und Braunschweig herangezogen werden. Die preußisch-hessische Armee konnte in Hessen auch Munition erhalten.

Wollte man schlechterdings bey Weimar schlagen, so mußte die ganze Armee Position auf dem Ettersberge, im unglücklichen Fall aber obigen Rückzug nehmen, im glücklichen ihren Marsch an die Elbe forciren; denn weiter war nichts zu erreichen, nachdem die Franzosen das linke Saalufer besetzt hatten. Vor allen Dingen hätte man aber einen Pfuhl dem Eugenschen Corps entgegenschicken und dem Herzog befehlen lassen sollen, diesem zu folgen, der dann Tag und Nacht marschirt, und am 14ten dem Feinde bey Naumburg in den Rücken gekommen wäre.

Was geschah dagegen? Nimm die Charte zur Hand: Am 14ten October stand das Corps des Herzogs von Weimar bey Arnstadt, Rüchel bey Weimar, Hohenloh zwischen der Jenaer Schnecke und vierzehn Heiligen, die Hauptarmee bey Auerstädt, das Würtembergsche Corps bey Halle; die Franzosen waren im Besitz des rechten und eines Theils des linken Saalufers und der Schluchten, die auf die Höhe über Dornburg, die Schnecke und Kötschau führen.

War das eine in Masse aufmarschirte Armee, wie der Herzog sie aufgestellt wissen wollte? Nein, es war ein verwirrter, ohne Zweck und Plan aufmarschirter Haufen, dessen Generale keine Ordres, die Soldaten kein Brod, keine Fourage, kein Pulver hatten; dessen oberster Feldherr nicht wußte, ob er schliefe oder wachte.

Es war wohl eine Idee in dem Herzog, über die Unstruth zu gehn und die Schlacht zu vermeiden, die

Franzosen ließen es aber nicht dahin kommen; sie griffen zwey Corps an, und schlugen sie, ehe sie eine Disposition gemacht, noch weniger ausgeführt hatten.

Ich habe an diesem Tage nur die Schlacht bey Jena beobachtet. Man sagt: Hohenloh, der hier die Armee commandirte, hätte den Saum der Saalgebirge besetzen und die Franzosen in die Defileen hinabwerfen sollen. Dazu hatte er aber zu wenig Truppen, und dann lag es im Plane, um nach der Unstruth zu kommen, sich hier völlig wegzuziehen und sich in kein Gefecht einzulassen. Indem der Fürst das Letztere that, geschah es, weil ihn die Franzosen dazu nöthigten. Indem er voraussetzte, daß das Defilee bey Dornburg von den Franzosen passirt und er von der Hauptarmee dadurch abgeschnitten werden möchte, ließ er dieses Defilee durch ein detachirtes Corps unter dem General Holzendorf besetzen; dies sollte seine Flanke decken, unterdessen er gegen die Unstruth und den Ettersberg marschirt wäre. Der 14te erschien; ein dicker Nebel bedeckte das Terrain, die Franzosen breiteten sich auf den Höhen auf dem linken Ufer der Saale aus, und forcirten den Paß bey Dornburg und die übrigen Defileen. Der Fürst, nachdem die Kavallerie, welche seinen Aufmarsch decken sollte, in wilder Flucht von Chasseurs gejagt, beynahe eine Batterie überritten hätte, hier aber sich unter dem Schutz derselben wieder setzte, hatte nur etwa 15 Bataillone in eine Linie gestellt und balancirte, ob er avanciren oder seinen linken Flügel zurücknehmen sollte, da er von dem Holzendorfschen Corps nichts wußte, welches diese Seite decken sollte, und that das Letztere, indem er auf die Unterstützung des General Rüchels, der von Weimar heranrückte, wartete. Wie dieser aber endlich kam, war jener schon in vollem Rückzuge, und ließ bitten, ihn aufzunehmen und die Retirade zu decken; Rüchel aber, an keine Flucht denkend, commandirte Märsch!

und griff den Feind an, warf ihn, und vielleicht hätte der Erfolg dies kühne Manöver gekrönt, wenn der Feldherr nicht verwundet worden wäre. Er fiel, und sein Fall bewirkte eine regellose Flucht, bey der die so hoch gepriesene Kavallerie sich am mehrsten auszeichnete, indem sie sich kein Ziel ihrer raschen Eile gesetzt hatte. Man kann annehmen, daß hier 5000 Preußen auf dem Platze geblieben sind. Die Retirade ging auf Weimar.

Man kann dem Fürsten Hohenlohe nicht absprechen, daß er unter den preußischen der erste Feldherr ist; er wurde der schlechteste: 1) Weil der Herzog von Braunschweig aus persönlicher Feindschaft gegen ihn seine Stellung bey Jena selbst angeordnet, seine bessern Pläne alle vernichtet, ihn ohne Brod, Fourage und hinreichende Munition gelassen hatte. 2) Weil er dem Prinzen Louis die Avantgarde gab und Rücksichten hierbey hatte, anstatt ihm eine Reserve zu geben. 3) Daß er in der Schlacht als Theoretiker handelte, statt daß ihn ein kühner Streich retten konnte und gerettet haben würde. Er mußte des Nebels ungeachtet, ohne weiter um das Holzendorfsche Corps sich zu ängstigen und den General Rüchel abzuwarten, schnell gegen die Defileen der Saale vorrücken, wenn es ihm nicht mehr möglich war, das ganze Gefecht zu vermeiden, um den Feind von den Bergen hinabzustürzen, worin ihm dann Rüchel zu Hülfe eilte. Wenn alles zu verlieren ist, muß man alles daran wagen. 4) Daß er das Commando einer regellosen Armee nach der Schlacht vom 14ten Octbr. übernahm, und nicht bey Magdeburg stehen blieb, sondern auf Befehl des Königs, über die Oder zu kommen, versuchte, und wenn er dies wollte, sich zu lange bey Magdeburg aufhielt. 5) Daß er endlich da capitulirte, wo noch eine Möglichkeit war, sich durchzuschlagen. — Ueber Nr. 4 und 5 ein andermal mehr.

Nun vernimm das Historische dieser für die preußische Monarchie merkwürdigen neun Sterbetage vom 5ten bis zum 15ten October.

Luchesini hat sie veranlaßt; Luchesini hat den alten schwachen Herzog irre geleitet, und den König verführt; auf ihm ruht das fürchterliche Wehe des Nordens von Deutschland. Gebrandmarkt hat er das Andenken Friedrichs, der ihn Freund nannte; sey es nun Absicht, Vorsatz oder Unverstand, die Folgen bleiben gleich schrecklich. — Er war es, der das ganze Gemüth Friedrich Wilhelms aufregte, Frankreich den Krieg zu erklären, weil er ihm sagte: Man wolle auf seine Kosten mit England Frieden schließen und Hannover wieder herausgeben. Wo waren die Beweise? Wenn auch das Manifest sagt: Sie seyen in des Königs Händen, so wird es die Welt nicht eher glauben, daß es so ist, oder daß diese Beweise das sind, was sie seyn sollen, bis sie gedruckt erscheinen. Wie kann man glauben, Frankreich werde Hannover an den König von England wieder abtreten, wenn man begriffen hat, was Frankreich dabey verliert?

Wenn nun endlich der von so vielen Schwachen gewünschte Krieg herbeygeführt war, wie die Armeen vor dem Thüringer Wald standen, in Masse eine große kräftige Offensive auszuführen, da war am 6ten Octbr. nach der Parole in Erfurt großer Kriegsrath. Diesem wohnten bey: die Minister Haugwitz und Luchesini. Die Generale Braunschweig, Möllendorf, Hohenlohe, Rüchel, Köckeritz, Pfuhl. Vom Generalstabe und der Adjutantur: Scharrenhorst, Massenbach, Kleist und Rauch.

Die consultativen Mitglieder waren sämmtlich für eine Offensive, so auch die decidirenden; Möllendorf, Hohenlohe, Rüchel, zwar ein Jeder auf seine Weise, aber sämmtlich doch im Hauptpuncte einverstanden.

Nun trat Lucchesini auf und behauptete: Napoleon würde nicht offensiv handeln, weil seine Politik durchaus darauf gerichtet sey, nicht den Eroberer darzustellen; er werde vor November seine Truppen nicht in Franken concentriren. Diese Idee wirkte; man widersprach. Aber der König erklärte: Lucchesini müsse Napoleon besser kennen, wie alle Anwesenden.

Dem alten Herzog, dessen podagrische Beine allem raschen Vordringen widerstrebten, war diese Lucchesinische Aeußerung Wasser auf seine Mühle; er ging ganz darauf ein, und diese Idee Lucchesinis entschied für den Feldzug, entschied das Unglück des Staats und den eigenen Untergang des Herzogs. Wäre Friedrich zugegen gewesen, er hätte ihm gewiß wieder, wie einst 1778 bey Hohenelbe, einen dummen Teufel in den Bart geworfen. — Die Conferenz endigte sich mit Nichts, als etwa mit der Muthmaßung, daß Nichts erfolgen würde.

Endlich beschloß man eine defensive Stellung am linken Saalufer bey Hochdorf anzunehmen, und eine große Recognoscirung gegen die fränksche Saale zu bewirken, welche nachher wieder verworfen wurde. Die Stellung bey Hochdorf kam aber gar nicht zur Ausführung.

In der Nacht vom 7ten auf den 8ten berichtete Graf Tauenzien, er werde aus seiner Position bey Aume verdrängt, und müsse sich zurückziehen, welches dann über Schlaiz nach Jena erfolgte.

Nun kam am 10ten die unglückliche Catastrophe, die dem Prinzen Louis das Leben kostete. Er hatte ausdrücklichen Befehl, in kein Gefecht sich einzulassen, sondern sich kämpfend auf den Fürsten zurückzuziehen: er aber, in allen der Antagonist des Königs, vom raschen Entschluß, von seiner Bravour hingerissen, lieferte mit 6000 Mann gegen 30000 eine Schlacht, deren Verlust nun den Uebergang der Franzosen über die

Saale herbeyzog. Der Prinz sollte bey Jena, Hohenlohe bey Saalfeld commandiren, dann wäre alles gut gegangen.

Endlich war denn am 13ten October der Herzog überzeugt, die Franzosen seyen in seinem Rücken, die Armee von der Elbe abgeschnitten, und nun verließ ihn alle Fassung, alle Gegenwart des Geistes. Er rief in der Verzweiflung, in der Angst, Officiere vom Generalstabe auf, zu helfen und zu retten. Er wollte nun eine Armee, die an allem, selbst an Vertheidigungsmitteln, an Pulver und Bley, Mangel litt, gegen den Feind führen; nicht weil er wollte, sondern weil er mußte, weil er mit den Haaren dazu gezogen wurde. — Da der König dem Herzog die Besinnung verlieren sah, wurde er mißmuthig, man sah Thränen in seinen Augen.

Man hat die Königin desfalls getadelt, weil sie an diesem schrecklichen Tage, wo die Sterbestunde des preußischen Staats anbrach, noch mitten in der Armee war. Das ist zu hart! Diese erlauchte Frau hatte sich nie um die Staatsangelegenheiten bekümmert, bis Alexander Sie von der Gefahr belehrte, die Ihrem Hause und dem Staate drohte; mochte diese Gefahr erträumt seyn oder nicht, gleich viel! Die Königin konnte keinen tiefen Blick in die Staatsverhältnisse werfen! Genug, diese Idee hatte ihre ganze Weiblichkeit aufgeregt; sie sah ihren Mann den König, ihre Kinder, die Thronfolge, alles was ihr lieb und werth war, in Gefahr, sie bot daher alles auf, dieser Gefahr zu trozzen, und sie mit ihrem Mann zu theilen.

Deshalb ging die sanfte Louise zur Armee; deshalb war sie es, die am 13ten Octob. in Weimar zu Fuße in den Straßen sich den marschirenden Truppen zeigte, sie aufmunterte, durch ihren Muth, durch ihre Gegenwart exaltirte, was zu exaltiren war; sie war es, die dazu beytrug, ihren Mann wieder aufzurichten,

der in der Schlacht den heldenmüthigen Soldaten zeigte. Wo die größte Gefahr war, da war der König; er selbst führte die Bataillone in das heftigste Feuer; es schien, als wollte er den Tod für's Vaterland sterben. O! wärst Du doch gefallen, edler Mann! Deine Unterthanen und Deine Feinde würden dich beweint, und die Nachwelt würde Dir den Beynamen des gerechten, des humanen, des menschenfreundlichen, aber des unglücklichen Fürsten nicht versagt haben; aber Du hättest die Auflösung Deines Staats, ja vielleicht seine gänzliche Vernichtung, nicht erlebt; Du hättest es nicht erfahren: daß manche Deiner Generale und Officiere aus den ersten Familien des Landes, die den siebenjährigen Krieg bestanden, wenige Schritte vom Grabe, sich noch zum Schurken herabgewürdigt hätten. — Doch wer weiß, was die Vorsehung beschlossen hat. Ihre Wege sind nicht unsre Wege, und ihre Pläne sind unsern Augen verborgen *).

*) Ich muß noch einmal in dieser Bemerkung auf die Schlachten von Jena und Auerstädt zurückkommen. Jedem, der den bereits herausgekommenen Plan von diesen beiden Schlachten ansieht, muß es gleich in die Augen leuchten: daß sie verloren werden mußten, gerade deshalb, weil es zwey Schlachten waren.

Die Preußen hatten nämlich gar kein Centrum, indem das Hohenloh'sche Corps von des Königs Armee an zwey Meilen entfernt war.

Bey Austerlitz mußte Napoleon doch wenigstens erst das Centrum der Feinde gewaltsam durchbrechen, bey Jena aber hatte man es ihm weit leichter gemacht, da hier gar kein Centrum vorhanden war, er durch das Rauhthal hinauf die Lücke zwischen beiden Armeen einnahm, und dadurch ihre Flanken tournirte.

Dennoch wäre vielleicht die Königliche Armee bey Auerstädt nicht geschlagen worden, sondern hätte ihren Rückzug an die Elbe über Naumburg forcirt, wenn der Herzog von Braunschweig nicht gleich im Anfange des Treffens blessirt und weggetragen worden wäre; wobey der Herzog unbegreiflicher Weise (da er doch noch seinen Verstand hatte) dem Feldmarschall Möllendorf nicht das Commando übertragen ließ. Auf diese Weise blieb die Armee

Auf der Flucht von Weimar nach Magdeburg.

Auf meiner Flucht fielen mir folgende Betrachtungen ein: Welche große Kühnheit, welche Schnelligkeit in der Ausführung ist in Napoleon; welche Terrainkenntniß, welches Systême d'espionage ist bey seiner Armee eingeführt?

Er wagt es, in der Nachbarschaft einer großen Armee, in den Thälern der Saale bis Naumburg und Kösen hinaufzugehen, deren linken Gebirgssaum der Feind inne hat; ja, er läßt sogar eine Colonne über Saalfeld am linken Ufer sich hinanschleichen. — Er wagt es in der Nacht vom 13ten auf den 14ten den Rand des Gebirges zu erklimmen, am Morgen ruhig seine Armee unter den Augen des Feindes auszubreiten, und dann diesen anzugreifen. Wenn nun bey Saalfeld statt 6000 an 30000 Mann standen, und die französischen Colonnen durchschnitten, wie sah es dann um die linke Flanke aus? Aber dafür sorgten die Spione. Wenn nun die Defileen vom Saalgrunde aus besetzt waren? wenn Hohenloh angriff, wie die Franzosen sich auf der Anhöhe erst ausbreiten wollten? — Napoleon kennt, wie Friedrich, seine Gegner; seine Schritte sind mit Hinsicht auf ihren Charakter oder ihre Charakterlosigkeit berechnet.

Wie werden unsere Nachkommen erstaunen, wenn sie von den Schlachten bey Jena und Auerstädt lesen werden, wo ein alter Feldherr, der im siebenjährigen Kriege einige glückliche Coups ausführte, dann Holland eroberte, Frankreich erobern wollte, jetzt solche unverzeihliche Fehler begehen konnte, die man kaum einem Fähndrich verzeihen würde.

ganz und gar ohne alles Commando, und selbst der König wurde nicht zeitig oder gar nicht von dem Falle des Herzogs unterrichtet.

Die Adjutanten des Herzogs mögen dies aufklären oder eingestehen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan haben.

Am 15ten Oct. hatte sich der König in Sömmerda eingefunden, wohin ein Theil der Armee geflohen und gesammelt war. Er aß hier zu Mittag und schien sehr ruhig und gesammelt. In seiner Gesellschaft waren die Generale Zastrov, Blücher, Köckeritz und der Major Jago. Der Herzog, hies es, habe beide Augen verloren. „Blind war er zwar schon früher,“ dachte ich, es that mir aber doch leid um den Greis.

Der König war ruhig, weil er hier erst Napoleons Brief, den die Zeitungen bekannt gemacht haben, gelesen und beantwortet hatte. Er schlug in dieser Antwort dem Kaiser einen Waffenstillstand vor, den der Sieger nicht annahm. — Dennoch wurde der französische General Klein, der mit 6000 Pferden in Weißensee stand, durch Blücher mit diesem Waffenstillstande so getäuscht, daß er eine ganze Division durch seine Truppen unangegriffen durchziehen ließ.

Jetzt erhielt Hohenloh vom Könige den Oberbefehl über die traurigen Ueberreste der Armee, die bey Jena und Auerstädt geschlagen war. Entweder hätte er dies Commando ablehnen, oder es ganz übernehmen sollen. Da aber der Befehl damit verbunden war, sich nur bey Magdeburg zu verproviantiren und dann über die Elbe und Oder zu gehen, um zum Könige zu stoßen, der in Preußen eine Armee sammeln wollte, so mußte er seinen Abschied fordern, wenn er nicht nach seinem Kopf zu handeln wagte.

Wie konnte nur Jemand dem Könige die Idee eingeben, diese geschlagene, entmuthete, halb verhungerte Armee über die Oder zu bringen? Und zu welchem Zweck? Um sich die ganze feindliche Armee auf den Hals zu ziehen? Warum hielt sich denn Ferdinand von Braunschweig sechs Jahr an der Weser? Dies Projekt auszuführen, war theils nicht möglich, theils nicht einmal zweckmäßig. — Möglich war es nicht, wie Hohenloh selbst in seiner Vertheidigung wegen

der Capitulation bey Prenzlau sagt: „da die Franzosen auf der Sehne des Bogens und er auf dessen Circumferenzlinie marschirte.“ — Das konnte der Fürst aber vorher wissen. Es mußte ihm bekannt seyn, daß man von Auerstädt über Dessau und Potsdam näher nach Stettin hat, als über den Hartz und Magdeburg. — Nützlich war dieser Uebergang nicht; denn er richtete die Armee zu Grunde, bewirkte vielen Abgang und gab alle Vestungen und Länder an der Elbe und Weser dem Feinde preis.

Ich habe schon oben gesagt, daß wenn die Hälfte der Armee bey Magdeburg, die andere an der Werre und Weser sich sammelte, sich mit Munition und Brod versah, sie schnell wieder thätig seyn konnte, und unter Hohenloh auch gewesen seyn würde. Da er aber Sclave des Königlichen Befehls war, so ging seine Armee und sein guter Ruf unwiderbringlich zu Grunde, und man wird ihn, jedoch mit Unrecht, den preußischen Mack nennen. Er sollte nicht gehorchen, und wenn es den Kopf kostete. Unmöglich konnte der König in Graudenz eine richtige Ansicht der Dinge bey Magdeburg haben; dem Feldherrn, dem er die geschlagene Armee übergab, dem mußte er es schon zutrauen, daß er nach den Umständen handeln, und nicht blindlings ins Verderben rennen würde, wenn es befohlen war. Wer weiß: wäre es nicht besser gewesen, wenn der König bey der Armee unter den Kanonen vor Magdeburg stehen blieb; dann wäre vielleicht der Zentralpunkt des Staats nicht in feindliche Hände gefallen.

Es ist zwar wahr: daß, wie das Hohenlohsche Corps bey Magdeburg ankam, der Gouverneur Hr. v. Kleist weder Munition, noch Proviant und Fourage hergeben wollte. Der Fürst hätte aber durchgreifen, sich in den Besitz alles dessen setzen sollen, was er brauchte; und das Land konnte bis an die Küsten in

Requisition gesetzt werden. Es ist wirklich lächerlich, die Klagen des Fürsten Hohenloh und des General Blüchers über Mangel an Lebensmitteln auf ihrem Marsche zu hören, da doch die Feinde in eben diesem Lande fortkamen. Warum requirirten denn die preußischen Heerführer nicht, was ihnen abging, da es der Feind that? Indem der Fürst die geschlagene Armee über die Oder führen wollte, nahm er den Vestungscommandanten an der Weser, Elbe und Oder allen Muth, so wenig sie auch hatten; sie rechneten seitdem auf gar keinen Entsatz mehr. Wollte endlich der Fürst schlechterdings den Königlichen Befehl erfüllen, so mußte das mit Pferden reichlich ausgestattete Bischofthum Magdeburg, die Alt- und Ukermark die nöthigen Fuhren stellen, um die Truppen täglich 7 bis 8 Meilen weit fortzuschaffen; man mußte die Nacht zu Hülfe nehmen; man mußte bey Magdeburg zur ganzen Reise bis Stettin sich verproviantiren, nicht unterweges sich desfalls aufhalten. Ob es möglich war?

Die Armee war den 20sten oder 21sten Octbr. bey Magdeburg; sie konnte wenigstens unter obigen Voraussetzungen den 25sten in Stettin seyn. Da man aber unterwegs immer nach Lebensmitteln sich umsah, da war es nicht möglich. Wie soll der hungrige und durstige Soldat marschiren und sein Gepäcke schleppen? — Ueberdem wurde diese Armee in einzelne Corps aufgelößt, wie voraus zu sehen war. Das Blüchersche ging zurück an die Elbe, das Weimarsche blieb stets isolirt, das Schimmelpfennigsche und Bilasche wurde abgeschnitten und zerstreut; der Rest der Armee endlich (etwa 8000 Mann) bey Prenzlau gefangen.

Ich glaube, daß der Fürst weniger wegen der Capitulation, wodurch er diese Armee übergab, zu tadeln ist, als wegen des Versuchs, solche über die Oder zu führen, mochte es der König befohlen haben, oder nicht. Hatte er es aber versucht, so sollte er auch seinen Plan

durchführen, ohne von Vergießungdes Menschenbluts zu reden. Brachte er auch nur 3000 Mann nach Stettin und hielt diesen Ort, so hätte er wenigstens einen kühnen Plan ausgeführt, sich dadurch die Achtung des Feindes erworben, und dem Staate eine Vestung erhalten, die ihm wegen ihrer Lage, nicht weit von der Mündung der Oder, sehr wichtig war.

Eine Armee von 40000 Mann an der Weser, und eben so viel bey Magdeburg, die man mit den Hessen und den in Westphalen gestandenen Corps wohl sammeln und durch ausgehobene Rekruten schnell augmentiren konnte, hielt Napoleon ab, seine ganze Macht auf Berlin, an die Oder und Warte zu werfen. Magdeburg und Hameln blieben in unsern Händen, und in Schlesien konnte dann aus den zurückgekommenen preußischen in Gefangenschaft gerathenen Soldaten eine kleine Armee gesammelt, wenigstens dadurch die dortigen Vestungen gehörig besetzt werden.

Vier und dreyßigster Brief.

Stettin.

Ich setze meine Nachrichten über diesen, in den Jahrbüchern der Geschichte beyspiellosen Krieg fort, und melde Dir noch nachträglich, daß wegen der Hohenloh'schen Capitulation diesem Feldherrn vielleicht zuviel geschehen, und er von nicht Unterrichteten für einen Verräther gehalten werden wird; das ist er nicht. Ich kenne ihn und seine Verhältnisse genau; er hat den bösen Schein nie gemieden, das ist wahr: der Erfolg dieses Feldzugs spricht wider ihn, und die Welt richtet gewöhnlich nur nach diesem. Mich geht dieser Mann nichts an; er kennt mich nicht, er wird gar

nicht errathen, wer ihn hier critisirt. Ich will aber die Wahrheit sagen:

Hohenlohe wurde von Friedrich geschätzt und vorgezogen, dies brachte ihn in Ruf. Er hat Ueberblick, Feuer, Energie, Talent, Kenntnisse und Charakter. Commandirte er die Armee, so wie der alte invalide Herzog, so wurde sie nicht geschlagen, wie sie geschlagen worden ist, sie stand auch nicht da, wo sie gestanden hat, das ist gewiß! Der Fehler, den der Fürst machte, wozu ihn vielleicht Ehrgeiz verleitete, war der, daß er nicht schon 1805 den Abschied nahm und sich nach Oeringen zurückzog. Er konnte es auf seinem Standpunkt damals schon wissen, daß bey Hofe die Antifranzösische Partey endlich siegen, daß er dann mit in den Krieg gezogen und ein Commando erhalten würde; daß aber der König den älteren Feldherrn, den Herzog, ihm vorziehen, und dieser ihn dann aus lange genährtem persönlichen Haß chikaniren würde. — Daß der Fürst aber Oeringen 1806 Preis gab und dem Rufe des Königs folgte, das war edel, das war fürstlich, aber nicht klug. Er ging und ward ein Opfer.

Seine Feinde sagen: der Fürst hat nie Charakter gezeigt, dies beweist die Geschichte seiner Frau, die ihm davon lief, ihn mit Schande überhäufte; dies beweisen seine so häufig umlaufenden Wechsel, seine stets leeren Taschen; das beweisen seine Umgebungen, deren Ruf theils entschieden schlecht, theils zweydeutig ist. Ein Triebenfeld, ein Grattenauer u. a. sind seine Rathgeber und Mandatarien, der Jude Goldstecker sein Geldmäkler ꝛc. Wie oft hat er dem König Tauschprojekte zwischen seinen und den Königlichen Güthern vorgelegt, wobey er natürlich gewinnen wollte? Wie hat er nicht von den südpreußischen Güterverschleuderungen gevortheilt? Wie konnte der König einen in Schulden versunkenen, nach Geld begierigen auswärtigen Fürsten, dessen Länder in Feindes Ge-

walt sind, eine Armee anvertrauen? — Hieraus folgt: Hohenlohe ist ein Verräther.

Es ist manches hierin wahr, manches entstellt, vieles ganz falsch. Daß die Fürstin Hohenlohe eine Messaline war, dafür konnte der Fürst nicht. Daß Hohenlohe kein guter Wirth ist, nicht rechnen kann, und keinen Etat hält, das ist wahr, dies ist aber kein Beweis eines schlechten Charakters. Daß Triebenfeld sein Freund ist, das ist wahr; ob aber dieser Mann so schlecht ist, wie man ihn schildert, das ist nicht bewiesen. Dem Fürsten dient er treu, das weiß ich, ob aus Ehrgeiz, oder aus reiner Liebe? das ist einerley. Grattenauer ist aber vom Fürsten beleidigt worden, und kam mit ihm in keine Berührung. — Die Tauschprojekte in Südpreußen sind wahr, eben so die Gütherschenkungen. Sie sollten die derangirten Umstände Hohenloh's verbessern. — Daß Hohenlohe ein Verräther seyn könnte, ist unmöglich; das müssen alle diejenigen bezeugen, die ihn genau kennen; ich fordre sie auf, es zu thun: denn ich höre, der Fürst ist in Liegnitz vom Pöbel beschimpft worden, und viele von der Armee Zurückgekommene (leider Officiere) haben über sein Verfahren einen übeln Ruf verbreitet; das ist schlecht! Er hat vor der Capitulation alle Generale, alle Commandeure, alle Köpfe in seinem Corps aufgefordert, Mittel zur Rettung vorzuschlagen; sie haben geschwiegen. Unrecht hat er gethan, zu capituliren, das behaupte auch ich; aber daß er es aus niedrigen Motiven gethan hätte, das ist nicht wahr!

Zweydeutig bleibt es, wenn die Chefs der Verpflegungscommission seiner Armee den von ihm öffentlich bekannt gemachten Capitulationsgrund: Es habe an Proviant und Fourage gefehlt, öffentlich widersprechen. — Es ist an ihm, sich zu vertheidigen. — Wäre es aber nicht möglich: daß beides an einem Orte vor-

handen gewesen, wo es der Fürst abholen zu lassen verhindert worden wäre? So viel über Hohenlohe; ich kann ihn nur bedauern! nicht anklagen.

Es ist gewiß, daß einzelne Züge seiner Cavallerie sich bis zum Könige durchgeschlagen haben. Ist es aber nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß sie zu früh ihren Posten verließen? die folgende Zeit wird dies aufklären, wie so vieles andere.

Fünf und dreyßigster Brief.

Stettin.

Die Hauptvesten an der Oder und Spandau sind gefallen, gefallen beym ersten Anlauf. Auf wen fällt die Schuld? Auf den König und seine Rathgeber, auf das Kriegscollegium, und zuletzt auf die Commandanten.

Der König trägt die Schuld, daß er in Stettin einem Knobelsdorf, in Cüstrin einem Ingersleben die Vertheidigung übergab; zwey Menschen, denen alles fehlt, bis auf den Magen. — Ingersleben hatte sogar schon Beweise von Feigheit in der Rheincampagne 1793 gegeben. Der König war kurz vor der Uebergabe in Cüstrin, und ließ diesen Erbärmlichen doch in seinem Posten.

Das Kriegscollegium, an Knickerey gewöhnt, hat aber zur Befestigung und Proviantirung aller Vestungen im Lande wenig oder gar nichts gethan, und wenn dazu Gelder angewiesen wurden, so fiel ein ansehnlicher Theil davon in die Hände derer, die da bauen lassen sollten. Es fehlte zum Theil an dem, was zur Vertheidigung einer Vestung gehört, an Kanonen, an Munition, an Pallisaden, an Besatzung. Man träumte

sich kaum, daß es möglich sey, die Franzosen würden je an die Oder kommen. Jetzt stehen sie jenseits der Weichsel. — Dennoch konnte Cüstrin sich Monate lang halten, wie im siebenjährigen Kriege; es hielt sich weder Tage noch Stunden. Dir darüber Spezialien mitzutheilen, halte ich für überflüssig, man kennt sie bereits, sie sind in eines jedem Munde. Besser ist's, ich erzähle Dir die weniger bekannte Geschichte der Gefangennehmung des C. R. Lombards in Stettin und seine Befreyung.

Lombard eilte kurz vor dem Einrücken der Franzosen in Berlin nach Stettin, weil er sich als Verfasser des Manifest's vor Napoleon fürchtete. Dieses Manifestes, welches mit Recht ein Sündenregister und ein Bekenntniß aller Fehler genannt wird, die Preußen zehn Jahre lang in der Politik sich zu Schulden kommen ließ, und was den Concipienten selbst zu Boden schlug, der diese Fehler begehen half!

In Stettin wurde Lombard als ein Landesverräther empfangen, und auf Befehl der Königin, die hierher geflohen war, arretirt. Man sagte: Er habe die Depeschen, welche Crusemark nach Petersburg bringen sollen, zwölf Tage liegen lassen, so daß der russische Kaiser um so viel später von dem Ausbruch der Feindseligkeiten benachrichtigt worden sey. — Dies mag nun wahr seyn, oder nicht, so war doch die Art und Weise höchst unanständig, wie man Herrn Lombard behandelte, und bewies die Dummheit des Commandanten: Der gefangene Cabinetsrath wurde zu Fuße nach der Hauptwache geschleppt, unterwegs vom Pöbel wörtlich und fast thätlich gemißhandelt, auf der Wache ausgekleidet und wie ein Inquisit visitirt. — Hätte diese Behandlung der Mensch verdient, so mußte doch der Cabinetsrath geschont werden.

Die Freude des Volks über diesen Arrest währte nicht lange, denn es erschien eine Cabinetsordre aus

Cüstrin an den Commandanten, worin es hieß: „Ihr habt sofort den Cabinetsrath Lombard, der auf Befehl unserer Gemahlin Lbd. arretirt ist, um ihn der ungerechten Wuth des Pöbels zu entziehen, aus seinem Arrest ohne Aufsehn zu entlassen.“ — Wahrscheinlich hatte der Busenfreund Lombards, der C. R. Beym, der von Magdeburg wieder zum König geeilt war, diese letztere Verfügung bewirkt, wie denn auch, rechtlich genommen, nichts anders verfügt werden konnte.

Sechs und dreyßigster Brief.

Berlin.

Freund R. hat mir aus Halle Nachrichten über die dort theils in der Stadt, theils vor den Thoren vorgefallene Action mitgetheilt, mit denen ich Dich jetzt bekannt machen will.

Man hörte in Halle die fürchterliche Canonade bey Jena und Auerstädt, und weil sie sich entfernte, so hielt man es für ein Zeichen des Sieges, indem man nicht wußte, daß die Franzosen das rechte Saalufer besetzt hatten. Die Studenten jubelten und bezeigten öffentlich ihre Freude, um so mehr als Nachrichten vom Gewinn der Schlacht ankamen; doch die Freude währte nicht lange, da der Rittmeister Dorville mit der Nachricht vom Verlust der Bataille nach Berlin durch die Stadt eilte.

Unterdessen war das Eugensche Corps in Anmarsch, und ließ sich durch nichts stören. Statt daß der Herzog eine Recognoscirung gegen Naumburg hätte vornehmen lassen sollen, bezog er ein Lager vor dem Galgenthor, und ließ die Moritzburg und die Saalbrücken unbesetzt und unbewacht.

Auf die erste Nachricht vom Verlust der Schlacht mußte der ohne Ordre gelassene Herzog in Eilmärschen sich hinter die Elbe ziehen und alle Brücken zerstören lassen; er konnte hier eine feste Stellung nehmen, und die retirirende von Magdeburg kommende Armee ergänzen, alsdann konnte man wenigstens noch die Havel vertheidigen und Berlin schützen.

Der Herzog blieb aber ruhig bey Halle stehen, ließ Fronte nach Dieskau machen, unterdessen die Feinde von Passendorf in seinem Rücken ankamen, wo sie das im Marsch begriffene schöne Regiment Treskow aufrollten. Nun ließ der Feldherr die Saalbrücke durch das Bataillon Heinrich besetzen, welches solche tapfer vertheidigte; da die Franzosen aber eine Furth durch die Saale gefunden hatten, so mußte dies Bataillon abziehen. Der Feind rückte endlich in die Stadt und nahm solche weg. — Es fiel dem Feldherrn ein, die Stadt wieder zu erobern, wozu das Regiment Natzmer commandirt wurde. Diese Truppen schlugen sich durch alle Straßen, die zum Markt führten, tapfer durch, um sich hier gefangen nehmen zu lassen; denn einen andern Zweck konnte dieser Angriff wohl nicht haben.

Endlich wurde der Rückzug über Dessau angetreten, den die Usedomschen Husaren und die Herzbergschen Dragoner tapfer deckten. Die hier fechtenden Truppen hätten einen klügern Feldherrn, und daß ihre Tapferkeit durch den Sieg gekrönt worden wäre, verdient.

Die Studenten wurden vom Kaiser exilirt, weil, wie man sagt, sie sich unnütz gemacht hatten, und er diese wilde Brut nicht hinter sich lassen wollte. Dies mag nun seyn, wie ihm will, so ist Halle dadurch jetzt der Aufenthalt von Bettlern geworden, da es alle Nahrung verloren hat.

Es ist eine für alle Preußen traurige Wahrheit, daß in diesem unglücklichen Feldzuge kein General an

seiner rechten Stelle stand. Der General Kalkreuth commandirte die Reserve der Hauptarmee; warum stand er nicht an der Stelle des Prinzen von Würtemberg? Nachdem das Corps die Elbe passirt war, konnte es füglich früher, wie die Franzosen, nach Cüstrin kommen; statt dessen marschirte es links ab, und vereinigte sich mit der Armee des General Blüchers, die bey Lübeck gefangen genommen wurde, und das Hohenlohische Corps, viel weiter von der Oder entfernt, wie jenes, versuchte diesen Marsch. Dieß sind Widersprüche und Inconsequenzen, die kein Sterblicher zu lösen vermag, und die Friedrich mit der Todesstrafe vergolten haben würde. — Für seine Equipage hatte der Prinz von Würtemberg übrigens gesorgt; sie kam wohlbehalten mitten durch die feindliche Armee in Glogau an. — Der alte Sinn des preußischen Militairs sprach sich in einem Fahnjunger ganz rein aus, der vom Feinde umringt, sich bey Halle in die Saale stürzte, um seine Fahne zu retten, hier aber ertrank.

Sieben und dreyßigster Brief.

Berlin.

Bekanntlich wurde ein Armeecorps von 6000 Mann, mit dem alten Feldmarschall Möllendorf an der Spitze, in Erfurt gefangen, und nachher durch den kühnen Streich des Lieutnant Helwigs wieder befreyt, worüber die Zeitungen und die Minerva bereits das Nähere angezeigt haben. — Hier will ich Dir nur anzeigen, wie übel es dem alten Greis, dem Feldmarschall Möllendorf, erging.

Der alte Mann hatte mit allen Kräften für eine rasche Offensive, für eine bessere Stellung im Kriegsrathe zu Erfurt gekämpft; wie nun der Herzog fiel, wurde auch er am Fuße blessirt, und mußte sich entfernen. Seine Wunden warfen ihn aufs Krankenlager; es fehlte ihm an Gelde, ihm, dem reichsten Privatmann im Lande. Der französische Marschall Ney war so edelmüthig, ihm damit auszuhelfen, so daß er im Stande war, Berlin zu erreichen.

Wie Möllendorf Berlin verließ, schwebte ihm der Gedanke vor: Daß nach einer verlornen Schlacht die Franzosen wohl nach Berlin kommen könnten, oder daß er gefangen genommen werden würde; er übergab also seinem Regimentsquartiermeister, dessen Rechtschaffenheit erprobt war, 6000 Thlr. baar, einen goldenen mit Juwelen besetzten Degen, sein Silber und sonstige Kostbarkeiten, um alle diese Effekten an einem ihm bekannten Orte zu vergraben; er theilte 3000 Thlr. unter seine 16 Leute aus, damit man ihn in einem unglücklichen Falle unterstützen könnte. — Niemand aber kam dem verwundeten kranken Alten in Erfurt zu Hülfe. In Berlin fand er weder seine Leute, noch den Regimentsquartiermeister. Dieser hatte es nämlich für sicherer gehalten, mit den ihm anvertrauten Schätzen nach Königsberg zu fliehen. Jetzt war Möllendorf also wieder ohne Geld.

* * *

Auch Magdeburg, der Centralpunkt des preußischen Staates, ist, ohne regelmäßig belagert worden zu seyn, in die Hände des Feindes gefallen.

Ist es wohl möglich, daß jemand auftreten und den General Kleist, der Gouverneur dieser Vestung war, noch vertheidigen könnte? Man ist zweifelhaft, ob man ihn für einen Verräther, oder für einen Feigen halten soll. — Das Erstere ist wohl nicht denkbar, da er nur noch einen Fußtritt vom Grabe entfernt ist;

dem Letztern widersprechen alle diejenigen, welche seine frühere Handlungsweise gekannt haben.

Was hat ihn denn aber zu dieser übereilten Uebergabe bewogen, frägst Du? — Das weiß ich nicht! Wenn es aber Perioden im Leben eines Mannes giebt, wo er seinen Charakter verleugnet; wenn ich selbst schon oft die Bemerkung gemacht habe, daß der hochherzigste Mann auf Momente zum Poltron herabsank, jener stundenlang zum Braven emporstieg, so muß dies wohl auch bey Kleist der Fall gewesen seyn.

Bedenkt man alle die Unfälle, die vom 14ten October bis zum November den preußischen Staat schnell hinter einander betrafen, so scheint es, als wenn eine erzürnte Gottheit ihre Blitze ohne Aufhören auf ihn herabgeschleudert und beschlossen hätte, er solle untergehen.

Sämmtliche subalterne Officiere in Magdeburg hatten ein Complot gemacht, sich der Uebergabe zu widersetzen, und waren ihrer Soldaten gewiß; sie konnten diese voraussehen, da man gleich anfangs alles Schießen von den Wällen auf den Feind untersagt hatte. Sie gingen in Masse zu dem Generallieutenant Wartensleben, (der im Frieden stets von Bravour sprach, in diesem Kriege aber keine Heldenthaten verrichtet hat,) um ihn zu bitten, sich an ihre Spitze zu stellen. Er verwies sie auf das Reglement und zuckte die Achseln; sie gingen darauf zum General Alvensleben, versuchten ihn zu bewegen, um sich der Capitulation zu widersetzen; er versprachs und bewog Wartensleben, mit ihm zum Gouverneur zu gehen und Protest einzulegen. Dieser verwies die Herren auch auf das Reglement und sie schwiegen.

Endlich erschien Herr v. Kleist auf der Parade und sprach: Meine Herren, ich capitulire. Wissen Sie es besser, so reden Sie. Alles schwieg. Man murrte, aber that nichts. Wäre nur ein Kopf, ein hochherzi-

ger Mann aus der Masse herausgetreten, hätte dem Gouverneur den Degen abgefordert, und ihm gesagt: „Im Namen meiner Cammeraden nehme ich Sie, General, gefangen;" und Magdeburg ging nicht über. Alle wollten es, keiner wagte es, die alte Form zu zerbrechen, und so ließ man den günstigen Augenblick verstreichen: denn es rührte sich keine Hand zum Schutz des Gouverneurs.

Ich habe nichts dagegen, daß es gefährlich ist, so gegen die Subordination zu handeln, und daß eine solche Handlung durch eine Kugel vor den Kopf bestraft werden muß. Wenn aber alles auf dem Spiele steht, wenn der Staat zu Grunde gehen soll, und eine so kühne Handlung ihn retten kann, da darf der Mann, der zu retten vermag, nicht schwanken; er muß die alte Form zerbrechen, und wenn es ihm auch den Kopf kosten sollte. — Obiges erzählte mir ein Capitain von der Garnison in Magdeburg.

Acht und dreyßigster Brief.

Berlin.

Ich habe Dir noch nichts geschrieben über die öffentliche Stimmung in Berlin kurz vor und nach der Schlacht bey Auerstädt. Sie ist für den Beobachter höchst merkwürdig, und liefert einen Beleg zu der Schwäche der Menschen; ganz besonders aber dokumentirt sie die Charakterlosigkeit des hiesigen Publikums.

Im vorigen Jahre schilderte ich Dir schon die Parteywuth, die hier herrschte, und nach Alexanders, des Selbstherrschers aller Reussen, Ankunft allgemein wurde. War sie nun damals schon sehr groß, so war sie es in diesem Jahre noch weit mehr.

Wenige kannten die eigentliche politische Lage des Continents gegen den Ozean, in dessen Besitz der Engländer ist; wenige kannten die wahre Stärke oder Schwäche des preußischen Staats; die mehrsten glaubten, die preußischen Heere dürften sich nur in Schlachtordnung aufstellen, so würden die Franzosen, wie bey Roßbach, davon laufen.

Ich selbst, der ich nie das Interesse und den Zweck ergründen konnte, weshalb die Continentalmächte sich für Englands Interesse erklärten, Schlachten lieferten und ihren Nationalreichthum aufopferten, war doch auch der Meinung, daß Preußen, wenn es von Frankreich angegriffen und ihm Maaßregeln (wären sie auch vernünftig) aufgedrungen würden, seine Selbstständigkeit durch einen kurzen Feldzug retten, und einen norddeutschen Bund errichten müsse, um auch die deutsche Nationalität zu erhalten. — Ich dachte mir zwar die Armee als verdorben, jedoch nicht in dem Maaße, wie es sich nachher gezeigt hat. Ich baute noch etwas auf das in dem Officiercorps vorhandene militairische Ehrgefühl, was Friedrich so gut zu gebrauchen und zu richten verstand. Ich traute zwar nicht recht unsern Feldherren, glaubte aber, daß, wenn es zu einer regelmäßigen Schlacht im freyen Felde käme, die Armee, in der noch Reste des alten kühnen Geistes vorhanden waren, sich selbst retten würde. Ich glaubte: daß der größte Theil der Officiere wissen müßte, daß, wenn die erste Schlacht verloren würde, sie dann alle ihre Prärogativen eines ersten Standes verlieren, mit Schande überhäuft, es kaum wagen dürften, in ihre Friedensgarnisonen zurückzukehren, um nicht vom Pöbel gemißhandelt zu werden; daß dadurch selbst der Muthloseste ermuntert werden müßte, nur zu siegen oder zu sterben.

Ich rechnete selbst etwas auf den Zufall und auf das Glück, indem ich in der Geschichte oft gelesen hatte, daß dadurch die wichtigsten Schlachten gewonnen

wurden. Hätte z. B. Manstein nicht in der Schlacht bey Collin, seiner Ordre entgegen, Fronte gemacht, hätte zu gleicher Zeit der sächsische General Benkendorf mit der Cavallerie auf die preußische Infanterie, ohne Ordre des Feldmarschalls Daun, nicht eingehauen, so gewann Friedrich die Schlacht, und stand bald darauf vor Wien. — Warum sollte nicht auch in diesem Kriege, flüsterte mir der Patriotismus ein, ein Zufall unser Heer begünstigen können?

Ich war überzeugt, daß, wenn unsre Armee auch eine Schlacht verlöre, der Feind höchstens bis an die Elbe vorrücken und sich vorläufig mit dem Besitz von Sachsen begnügen, die unsrigen aber das rechte Elbufer so lange vertheidigen würden, bis die Russen zu Hülfe eilten. — Ich rechnete endlich viel auf die Hülfe der norddeutschen Fürsten, besonders auf Hessen und Sachsen.

Ich vernahm, daß man drey Armeen aufstellen wolle; eine bey Freyburg unter Hohenlohe, die andere bey Erfurt unter dem Könige, die dritte zwischen Fritzlar und Melsungen in Hessen unter Rüchel. War der Operationsplan, der aus diesen Stellungen folgte, auch nicht nach meinem Sinn, da ich eine Offensive von Westphalen aus für zweckmäßiger hielt, so leuchtete mir doch ein, daß jene Stellung ein rasches Vordringen des Feindes unmöglich machen würde. Wie ich aber erfuhr, daß die ganze Armee bey Weimar und Erfurt in Cantonirungen zusammengedrängt sey, und seit ihrer Zusammenziehung sich nicht von der Stelle bewegte, die Hessen aber gar nicht ins Feld rückten, da entfiel mir der Muth, und ich sah schon im Geiste Napoleon am Grabe Friedrichs seinen großen Manen huldigen; ich sah mich nach einigen Jahren in Berlin, wie in den Ruinen von Palmira umherwandeln, und die ganze funfzig Jahr bestandene glänzende Größe Preußens wie ein Meteor verschwinden. Keine Nacht konnte ich schlafen, furchtbar weckten mich

stets die ängstlichsten Traumbilder. Ich sah das unglückliche Königliche Ehepaar, was ich so sehr in meinem Herzen hochschätze, von einem Ort zum andern unstät und fliehend davon eilen; ich sah Berlin seiner Monumente ehemaliger Größe beraubt; ich sah den großen Churfürsten von der langen Brücke wegbringen; ich sah Berlin in ein Lager verwandeln.

Einst trieb mich ängstliche Unruhe und Bangigkeit um Mitternacht von meinem Lager ans Fenster (es war eine schöne Herbstnacht), als plötzlich der Horizont sich in ein Feuermeer verwandelte, welches sich über der Leipziger Straße theilte, und dessen Strahlen sich bald zu einander hinüber neigten, bald sich abstießen. Auch der Himmel ist im Kampfe, dachte ich, und konnte kein Auge mehr schließen. — Viele Berliner haben diese Lufterscheinung gesehen, und die Abergläubigen unter ihnen fanden darin eine unglückliche Schlacht. Sie hatten es errathen. Vom 1sten bis zum 17ten October war die Residenz in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Weinhäuser und Tabagieen waren voll von Politikern aller Art; kein anderes Gespräch konnte Platz gewinnen, der Krieg verdrängte alles andere Interesse; die Parteyen bekämpften sich wüthend, und es kam selbst unter gebildeten Menschen zu Faustkämpfen; zuletzt wagten es aber die Französischgesinnten nicht mehr, laut zu werden. Sie schwiegen und zuckten die Achseln. Unter ihnen zeichnete sich im Volke ein Schwerdtfeger, Namens Sauerbrey, aus, dem man den Spottnamen Obergeneral gegeben hatte. Er ist ein Mann von 70 Jahren. Dieser war seit 1792 ein erklärter französischer Patriot gewesen, und wie Napoleon als Oberconsul das französische Staatsruder ergriff, so prophezeihte dieser Alte schon instinktmäßig: er würde Kaiser von Frankreich und Deutschland werden und die ganze Welt erobern.

Im Theater äußerte sich die Stimmung des Publikums am lautesten, und man konnte es gar nicht erwarten, bis die ersten Siegesnachrichten ankamen. Man fürchtete, der König werde Frieden schließen und gar nicht losschlagen; und wahrlich, ich glaube, man hätte den guten König öffentlich insultirt, wenn er, wie im vorigen Jahre, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, zurückgekommen, und uns der goldene Friede geblieben wäre. Im Theater war Wallensteins Lager und der politische Zinngieser stets an der Tagesordnung; beide haben der Theaterkasse schweres Geld eingetragen. Das erstere Stück war deshalb so beliebt, weil es Gelegenheit darbot, das bekannte Kriegslied zu singen:

Die Trommel ruft, die Fahne weht ꝛc.

Das zweyte wurde durch einen Zusatz des Herrn Unzelmanns wichtig. Denn wenn er von der Charte von Pohlen sprechen sollte, worin sich ein Loch befindet, so sagte er: „Die Charte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht.“ Das veranlaßte dann ein gewaltiges Applaudiren.

Nachdem nun dieser Zinngießer wohl zehnmal gegeben war, benutzte U. die Stimmung, erhob sich aus dem Zirkel seiner ihn besuchenden Bierbrüder, und declamirte einen Aufruf an den Patriotismus der Preußen, welcher mit dem Liede:

Heil Dir im Siegerkranz ꝛc.

schloß, welches das Parterre mitbrüllte. Er that dies im Costume des Zinngießers, im grünen Schlafrock und in der Nachtmütze. Hätte man wohl je besser den Patriotismus der Berliner persifliren können? — Er verdiente es aber auch wirklich und zwar deshalb: Der Magistrat hatte auf einen ihm vom C. R. Beym gegebenen Wink eine Collecte in der Stadt veranlaßt, um in den Stand gesetzt zu werden, der Berlinischen

Garnison Mäntel machen lassen zu können. Das Ministerium, der Staatsrath, das Generaldirectorium, die churmärkische Kammer beleidigt, daß diese Maaßregel nicht durch sie entstanden war, goutirten dies nicht, und das hiesige Publikum, das stets vom Patriotismus sprach, hinter dem Weinglase den Feind zu Paaren trieb, im Schauspielhause im Zinngieser sich die Hände wund klatschte (wenn es aber aufs Handeln, aufs Geldgeben ankommt, nicht zu Hause ist), brachte nur elende 6000 statt 70000 Thlr. zusammen, die erforderlich waren. —

Der Minister, Graf Schulenburg, gab unter andern nur 25 Thlr. Dieser Mann scheint jetzt seinen sonstigen Charakter zu verleugnen, sich durch den Geitz ganz hinreißen zu lassen, und sich mit seinem militairischen Titel zu amüsiren.

Der zweyte Beweis von mangelndem Patriotismus, der sich nur im Handel zeigt, war der: daß, wie die Bürgerschaft aufgefordert wurde, die Wachen zu beziehen, sie einen erschrecklichen Lärm erhob, und alle Bettler, die nur zu haben waren, im elendesten Anzuge miethete, um für sie diese Wachen zu verrichten, wodurch alle innere Polizey vernichtet wurde.

Die Berliner Journalisten fingen alle in einem Ton, der jetzt Mode geworden war, an, den Patriotismus anzufeuern und mit den pariser Blättern den Federkrieg zu eröffnen, der Freymüthige, der Hausfreund, der Staatsanzeiger, der wiederauferstandene Telegraph und sogar der Beobachter an der Spree. Der Doctor Merkel, der übrigens nie einen tiefen Blick in die Weltbegebenheiten gethan hat, als Lette aber sich berufen fühlte, sich für seinen Monarchen zu verwenden, und beyläufig den König von Preußen in Schutz zu nehmen (da er hier sein Brod fand), warf sich vorzüglich in die Brust, um den Publicisten niederzudon-

nern, der den Untergang des preußischen Staats vorausgesagt hatte.

Unter den Dichtern versuchte es aber Müchler, gleich einem zweyten Gleim, den kriegerischen Muth der Armee anzuflammen; er schrieb einen Band Kriegslieder, die die gemeinen Soldaten bey allen Vorfällen im Kriege absingen sollten: als vor der Schlacht, nach der Schlacht, auf dem Marsche u. s. w.

Unterdessen man noch nicht bestimmt vom Ausbruch des Kriegs unterrichtet war, sandte Fürst Hohenlohe dem Gouverneur von Berlin, Grafen Schulenburg, die erste Nachricht vom Rückzuge des General Tauenzien, und zwey Tage später, am 12ten oder 13ten October, erschien die Todesnachricht des Prinzen Louis, die alles in Schrecken und Trauer versetzte, da man so viel von seiner Bravour sich versprochen hatte.

Der Prinz Louis war schon so sehr durch sein üppiges Leben verdorben, und hatte schon so sehr auf seinen Körper losgestürmt, daß die Wirkungen sich auch auf den Geist extendirten. In seinen Ideen war keine Reihenfolge mehr; hin und wieder sprühten wohl noch Funken hervor, aber sie erlöschten auch bald wieder. Der Champagner kam nicht mehr aus seiner Gesellschaft, und soll auch sein treuer Gefährte in der Action bey Saalfeld gewesen seyn. Er wäre noch zum Commandeur einer Reserve zu gebrauchen gewesen, wenn alles verloren war, durch einen kühnen Streich vielleicht alles wieder zu retten.

Von dem Augenblick an, wo die Nachricht von dem Tode dieses Prinzen anlangte, vom 13ten bis zum 17ten October, kam nun eine Siegesnachricht nach der andern über Leipzig und Dresden ein. Es hieß: Fürst Hohenloh habe ein Corps bey Zeitz unter Soult geschlagen und zersprengt; man dachte sich das Hohenloh'sche Corps von dem Königlichen getrennt, dieses

am linken, jenes am rechten Ufer der Saale. In sofern nun die Franzosen in Naumburg waren, welche Nachricht der von Weimar am 15ten October in Berlin angekommene C. R. Lombard mitbrachte, so glaubte man, die Franzosen wären zwischen zwey Feuer gerathen, und würden, wenn das Eugensche Corps noch hinzukäme, aufgerieben werden. — Ein jeder, der irgend militairische Kenntnisse hatte, konnte auch nichts anders vermuthen, und nicht erwarten: daß die Preußen am linken Saalufer sich würden bis Naumburg umgehen lassen.

Graf Schulenburg ließ an seinem Hause in der Behrenstraße Bülletins anschlagen, worin diese Siegesnachrichten bestätigt wurden; alles wartete nun mit Schmerzen und bangem Herzklopfen auf den Courier, der die Siegesnachricht bringen sollte. Man horchte jeden Augenblick auf den Donner der Kanonen; ja man täuschte sich durch jedes Thürzuschlagen, und lief eiligst ans Fenster. Die Behrenstraße war stets voll von Menschen, die das Gouvernementshaus bestürmten, um Nachricht zu hören. Endlich erschien am 17ten October früh der Unglücksbothe (Herr v. Dorville), und brachte die Nachricht einer totalen Niederlage. Sogleich versammelte sich der Staatsrath und beschloß die Entfernung aller Cassenbestände und Königlichen Effekten, so wie seiner selbst. Fürs Publikum ließ man einen rothen Zettel an die Straßen-Ecken anschlagen, des Inhalts:

Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe Bürger-Pflicht; ich bitte darum.

Schulenburg.

Alles wurde nun von Furcht und Angst so eingenommen, wie kurz vorher von Freude; alles rennte mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen begriffen ist. Alles, was reich und vornehm war, die

hohen Officianten, Capitalisten, der Adel, eilten mit ihren Schätzen über Hals und Kopf nach Stettin, Cüstrin oder Schlesien. Vom Lande flüchteten aber die Bauern mit ihren Betten und Kisten nach Berlin herein; niemand war am 18. Oct. vor dem Rädern gesichert. Besonders nahmen die patriotischen Schriftsteller Reißaus, und der Freymüthige, den die Berliner nun den Kleinmüthigen nennen, eilte nach dem Norden und eröffnete das Wettrennen; der Verleger desselben, ferner der Dichter Müchler und andre folgten nach. Einige versteckten sich bey dem ersten Einmarsch der Franzosen in Berlin, und kamen dann wieder zum Vorschein. — Die Palmsche Hinrichtung hatte sie und die Buchhändler alle in Schrecken gesetzt.

Zuletzt war kein Pferd und kein Esel mehr in Berlin zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgebliebenen waren in der festen Ueberzeugung, die Franzosen, die am 17ten October noch bey Halle bataillirten, würden am 18ten in Berlin eintreffen. Man erwartete alle Greuel des Krieges, Plünderung, Brand und Nothzucht. Besonders wehklagten die Berliner ehrbaren Damen und beseufzten im Voraus den Verlust ihrer so lang conservirten Unschuld. Es war aber eine allgemeine Stimme unter den Männern, daß, wenn dies das einzige Uebel sey, was der Krieg mit sich führe, so möchte es wohl sehr leicht zu tragen seyn. Ehrlicher waren die Freudenmädchen letzter und erster Classe; sie erwarteten von den einrückenden Franzosen für sich das goldene Zeitalter, was aber nicht erschienen seyn mag.

Es wurde nun eine Municipalität errichtet und der Fürst Hatzfeld zum Gouverneur ernannt. Sein Schwiegervater, Graf Schulenburg, entfernte sich und sagte dem ihn begleitenden Pöbel: „Beruhigt euch, ich lasse euch meine Kinder hier.“

Die Maaßregeln, welche das neue Gouvernement mit Hülfe der Municipalität traf, waren: Die Errichtung der Bürgergarde; da man aber für Geld seinen Mann stellen konnte, so blieb der Pöbel im Besitz des Schutzes der Residenz. Eine zweyte Maaßregel war die, daß man eine Million für die Franzosen zum Inbiß auftrieb, wobey die Berliner sagten: „Nun die Reichen fort sind, nun sollen wir bezahlen.“

Eine dritte Maaßregel gründete sich auf eine Cabinetsordre an den Staatsrath, die bald nach der verlornen Schlacht eingetroffen war, worin es hieß: „Meine Armee ist auf allen Punkten geschlagen; da ich aber sogleich in Friedensunterhandlungen mich eingelassen habe, und hoffentlich damit bald zu Ende kommen werde, so wird der Feind wohl nicht nach Berlin kommen.“

Man sandte nämlich eine Deputation an den Kaiser Napoleon, um über eine Brandschatzung zu unterhandeln, wenn die französische Armee auch nicht nach Berlin käme. Man kann daher nicht in Abrede stellen, daß die Machthaber dem Feinde alle nur mögliche Beweise von Zuvorkommenheit gaben.

Den darauf von neuem dem Kaiser entgegen gesandten Abgeordneten sagte Napoleon, wie sie um Schonung für die Stadt baten: „Sie haben den Krieg gewollt, nun haben Sie ihn; in meinem Plan lag dieser Krieg nicht; versichern Sie aber der Stadt Berlin meinen Schutz: das Privateigenthum und die Personen sollen gesichert seyn.“

Man hatte den Schatz und das Beste an Königlichen Effecten, sämmtliche Cassen, die Bank und Seehandlungsfonds nach Stettin und Cüstrin eingeschifft: sie kamen hier noch kaum an, und wurden weiter spedirt, wie der Feind vor den Thoren war. In Stettin fielen aber doch noch die von Berlin dahin gesandten Gewehre ihm in die Hände, da das Kriegscollegium

drey Tage conferirt hatte: Ob es pro Hundert einige Groschen Fracht mehr wie gewöhnlich bezahlen solle, oder nicht?

Das ist recht charakteristisch und der schönste Beweis von der auf bloße Form reducirten preußischen Verfassung. Man lebte und webte nur in der Form, man diente nur für sie; wer sie begriffen hatte, mochte er sonst Ideen haben oder nicht, der hieß ein vollendeter Geschäftsmann, und war gewöhnlich ein Pedant, oft auch der größte Einfaltspinsel.

Es hatte nicht an Vorschlägen gefehlt, selbst nach dem Verlust einer Schlacht an der Saale, Berlin vor einem schleunigen Ueberfall zu schützen. Vor der Schlacht lachten aber die Berliner über eine solche Idee, indem sie meinten: daß es wohl nicht möglich sey, daß die Franzosen nach Berlin kommen würden. Nach der Schlacht hielt man es für zu spät, an Vertheidigung zu denken, und für besser, davon zu eilen. — Lies darüber nach: „Was war nach der Schlacht bey Jena zur Rettung des preußischen Staats zu thun? von Julius v. Voß, bey Schmidt in Berlin.

Ich will Dir daraus nur folgendes extrahiren: Anfangs October besuchte mich der Kriegsrath von Cölln. „Welche Hoffnungen nähren Sie von diesem Kriege?“ fragte er mich. Ich zuckte die Achseln.

Wir nahmen eine Karte, sahen die Stellungen nach, und sprachen über das Höchstgefährliche derselben, wenn man das Unglück haben sollte, geschlagen zu werden. Cölln hielt zwar bey dem Geist der Armee, ich aber (wir sprachen vertraulich) bewies ihm, daß gerade für den eigentlichen Geist der Armee, den Kriegsgeist, manches versäumt sey; daß man in einem Zeitalter, wo Philosophie jede Kunst, mithin auch die der Kriegsführung, beleuchtet hat, Generale und Feldherren unterscheiden müsse; elegante junge Officiers, und wenn sie ihre Ahnen zu den Sennonen hinauf zählten, nicht mit

abgehärteten, erfahrnen Männern zu vergleichen wären, und der Stock kein Surrogat der Ehre, Hoffnung und des Wohllebens seyn könnte, um den gemeinen Soldaten anzufeuern.

Ich sagte, daß ich mich nicht genug wundern könne, nicht einmal bey Dessau, Wittenberg, Torgau Brückenköpfe angelegt und Dresden in Wehrstand gesetzt zu sehn. Die Folge davon würde wenigstens seyn, daß bey nächster Gelegenheit ein Streifcorps Berlin heimsuche. Ich hätte schon dem gegenwärtigen Gouverneur, Grafen v. d. Schulenburg, rathen wollen, sämmtliche Fahrzeuge auf der Spree und Havel in Beobachtung nehmen zu lassen, und Vorkehrungen wegen einer Inundation der Moräste im Teltowschen Kreise zu treffen; allein ich glaubte: der Minister werde zu stolz seyn, den Rath eines unbedeutenden Particuliers zu hören. Zudem glaubte ich: er wäre persönlich gegen mich eingenommen, da er mir 5000 Thlr. streitig machte, die mir in gewissen Familiensachen, nach dem klaren Versprechen des Königs, zukämen, auch mir anderweitig durch Uebelwollen einen Schaden von 8000 Thlr. zugefügt hätte. Natürlich gehöre aber die Privatsache gar nicht hierher; sie schrecke mich aber um so mehr zurück, als ich schon so oft die Erfahrung gesammelt hätte, daß ein denkender Mann, der nicht zugleich einen namhaften Rang bekleide, für einen aus Vaterlandsliebe eingereichten Plan nichts als kühle Geringschätzung zu erwarten hätte.

Cölln meinte, der Herzog Eugen von Würtemberg würde wohl die Elbe besetzen. Ich erwiederte: wie man höre, sey seine Bestimmung das nicht; man müsse indessen hoffen, daß er im unglücklichen Falle gleich dahin werde beordert werden *). Da aber bey

*) Daß es nicht geschah, wird in der Geschichte als einer der unverzeihlichsten Fehler aufgestellt werden müssen. — Uebrigens wurden die Elbbrücken besetzt, aber mit einem Officier

den unglücklichen Fällen bisweilen etwas vergessen würde, so dürfte der Graf v. der Schulenburg immer räthlich thun, es in Erinnerung zu bringen und einstweilen an seine eigne Sicherstellung zu denken.

Cölln, dem ich auf einer Karte der Mittelmark meine Ideen näher aus einander setzte, erbot sich, den Geheimen Rath Tismar darüber zu sprechen. Nach einigen Tagen besuchte er mich wieder und sagte mir: der Geheime Rath habe dem Minister meinen Plan vorgetragen, letzterer aber erwiedert: das Corps bey Havelberg sey zur Deckung der Residenz bestimmt. Dies klingt denn wohl wie ein Mißverstand.

Ganz unerwartet trat aber Herr von Cölln am 13ten October mit der Nachricht in mein Zimmer, der Graf v. d. Schulenburg verlange mich zu sprechen. Der Grund davon leuchtete mir vollkommen ein; es waren die Nachrichten vom Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand, und den Gefechten bey Schlaitz und Saalfeld eingetroffen.

Ich eilte sogleich hin. Der Graf urtheilte höchst scharfsinnig über die Lage der Dinge. Man vernahm gar nicht den gewöhnlichen preußischen Generalston, der seine Voraussetzungen: es müsse alles verwünscht gehen, nicht unterbrechen läßt; vielmehr hörte er mich aufmerksam an, und deutete die Freymüthigkeit, mit der ich den Glauben äußerte: wir dürften bald französische Truppen in Berlin sehen, keineswegs übel. Er verlangte von mir, eine Disposition zur Vertheidigung Berlins gegen ein fliegendes Corps, mittelst der Moräste und Päße, zu Papier zu bringen, bemerkte aber dabey, daß er nur sechs Bataillons besitze, die für den Zweck nicht würden hinreichend seyn. Ich antwortete:

und 30 Mann. — Wie bitter ward hier nicht im vorigen Jahr der Fürst Auersberg getadelt, und man machte es hernach noch ärger.

Vor der Hand vollkommen, Ew. Excellenz werden selbst noch eine Reserve behalten.

Uebel, daß der Minister nicht lange zu sprechen war, seine Geschäfte drängten zu sehr, sonst würde ich ihm noch gerathen haben, sogleich eine Depesche an den Herzog von Würtemberg, der damals noch nicht weit von Berlin entfernt seyn konnte, nachzufertigen, und dabey den Commandanten von Magdeburg und Spandau Nachricht zu geben, wie er nöthigenfalls Berlin zu vertheidigen gedenke. Ein allerdings wesentlicher Umstand.

Ich hatte nun die Gegenden, von denen die Rede war, selbst, unter der Leitung des Ingenieur-Majors Müller, aufnehmen helfen; doch wollte ich aber gewiß seyn, ob mich meine Erinnerungen nicht betrögen, und deshalb geschwind den Halbzirkel von Nowaweß bis Königs-Wüstenhausen noch einmal bereisen. Doch war die Zeit zu kurz, ich begnügte mich also mit einer Tour nach den Morästen hinter Ragow, wo mich denn der Wasserstand der Flüsse bald überzeugte, das Project werde der Ausführung vollkommen entsprechen.

Am 14ten October kam ich mit meinem Aufsatze zum Grafen. Es begegnete mir aber damit einer der sonderbarsten Zufälle meines Lebens. Wie schon gesagt, waren die Nachrichten der ersten unglücklichen Gefechte des 8ten und 9ten Octobers eingelaufen, und gestatteten keinen Zweifel mehr. Diejenigen, die bis dahin den Glauben an die preußische Unfehlbarkeit genährt hatten, fanden ihn nun freylich erschüttert. Doch unmittelbar darauf hörte man die beruhigsten, günstigsten anderweitigen Gerüchte. Da sollte der Prinz von Hohenlohe alles hergestellt, den Marschall Soult aufs Haupt geschlagen, den Großherzog von Berg mit, der Himmel weiß, wie viel tausend Mann, eingeschlossen haben, das französische Hauptkorps durch den König zurückgedrängt seyn, u. s. w. Von dem allen aber war

keine officielle Anzeige geschehen, woran es auch in Berlin seit einigen Tagen durchaus fehlte. Dagegen aber berichtete man aus Leipzig, daß eine französische Patrouille in der Stadt gewesen sey.

Die Verbreiter der günstigen Zeitungen hatten etwas für sich, das einige Wahrscheinlichkeit lieh, nämlich eine Stafette, mit der von Dresden berichtet wurde: die Churfürstliche Familie, die schon im Begriff gewesen sey, ihre Residenz zu verlassen, habe diese Reise plötzlich eingestellt. Später hat dies Ereigniß in der Sendung des Kaisers Napoleon seine Erklärung gefunden; anfangs aber gabs zu Vermuthung glücklicher Auftritte Anlaß.

Wenn man nun diejenigen, die schon bedeutende Thatsachen nannten, den Umstand der Leipziger Patrouille und den so bedenklichen, daß seit mehreren Tagen vom Heere keine direkte Nachricht einlief, entgegnete, so suchten sie das Widersprüchliche dadurch zu lösen, daß sie von einem französischen abgeschnittenen Commando redeten, das in Chursachsen umherschweife, und die Verbindung abschnitt, aber von einem Detaschement des Prinzen von Hohenlohe aufgesucht würde. Es müßte, hieß es weiter, um so gewisser bald aufgerieben seyn, da das Corps des Herzogs von Würtemberg von der andern Seite anrücke.

So tröstlich das alles klang, so froh die Patrioten wurden, da unter Autorität des Gouvernements eine frohe Nachricht zu lesen war, so leuchtete doch dem, der darüber reiflich nachdachte, wenig davon ein. — Erstlich bewiesen die authentisch angekündigten Thatsachen: daß die Armee große Terrainvortheile eingebüßt habe. Ferner: daß sie von dem beschloßnen Angriffskrieg in den Vertheidigungskrieg geworfen sey.

Letzteren nun auf eine Art zu führen, daß das Herz der Staaten Schutz empfing, war es nöthig, eine Stellung zu nehmen, wodurch dem Feinde das Umge-

hen der linken Flanke unmöglich gemacht ward. Wir wußten nun, wie gesagt, in Berlin die neueste Stellung der Armee nicht; es war zwar bekannt, das Weimar zum Hauptquartiere gewählt sey, wir vermutheten doch eine hinlängliche Abtheilung rechts der Saale, und nun, nach den Unfällen von Schlaitz und Saalfeld eine Bewegung mit hinlänglicher Kraft längs der Basis spitzwinklichten Triangels, auf dessen einem Schenkel der gefährliche Marsch der rechten französischen Colonnen geführt ward. Eine solche Bewegung hätte Aehnlichkeit mit jener gehabt, durch welche einst der Sieg bey Roßbach vorbereitet wurde, ob man sich freylich hier keines so günstigen Terrains erfreuen durfte. — Die Anzeigen deuteten aber darauf hin, daß nichts dergleichen geschehen war, und ich suchte mir das Räthselhafte anders zu erklären.

Ueber den Vertheidigungsplan, den ich nun dem Grafen v. d. Schulenburg einreichte, hatte ich eine Rubrik gesetzt: Suppositionen.

Hier nahm ich (es war der 14. October) an, der König sey im linken Flügel umgangen, gerathe in ein unglückliches Gefecht, finde sich vom rechten Saalufer völlig abgeschnitten, und der Feind, auf die Elbe und Spree losgehend, vernichte durch Uebermacht, was sich sonst in Chursachsen ihm noch entgegenstelle.

Indem mir der Minister das Papier aus der Hand nahm, und oben zu lesen anfing, sagte ich: Ew. Excellenz, die Suppositionen sind gewagt. — Sehr gewagt! versetzte er. —

Und am 16ten October langte der Rittmeister von Dorville als Courier an. Gerade in dem Augenblick also, als ich jene Suppositionen niedergeschrieben hatte, waren sie meistens buchstäblich in Erfüllung gegangen, und was noch fehlte, späterhin bey Halle.

Der Graf stand mir übrigens nicht Rede, er fertigte mich mit den Worten ab: er sey zu sehr in Un=

ruhe; um sogleich über meinen Plan zu entscheiden; ich konnte mich also nicht weiter mündlich über das Nähere auslassen. Er war aber, wie man wohl denken kann, in seinen vielseitigen Verhältnissen zu sehr von jeder Seite bestürmt. Das war ein großes Unglück. Nur mit dem Gouvernement beschäftigt, hätte er sicher ernstliche Anstalten der Vertheidigung vorgekehrt. So aber war er nicht mehr als noch einmal zu sprechen, ob ich mich gleich täglich in der Antichambre einfand. Das Letztemal meinte er, kein Streifcorps, sondern ein Heer würde vor Berlin erscheinen. Es sey alles zu spät!

Neun und dreyßigster Brief.

Berlin.

Ich sende Dir in der Anlage, was mir meine Freunde S. und G. während meiner Abwesenheit aus Berlin bey Anwesenheit der Franzosen daselbst gemeldet haben. Beide haben einen Gegenstand bearbeitet; da dieser aber verschiedene Ansichten gewährt, so muß es Dir Vergnügen machen zu sehn, aus welchem Gesichtspunkt ein jeder unsrer Freunde die Sache angesehen und mit welchem Maaß er gemessen hat. — Ich werde Dir hiernächst auch meine Ansicht der Dinge, so wie ich sie hier nach meiner Zurückkunft gefunden habe, übersenden, und dann bist Du in den Stand gesetzt, richtiger, wie jeder andere, darüber zu urtheilen.

Die Franzosen in Berlin.

Hiermit, mein Freund, erfülle ich das Dir geleistete Versprechen: Dir über das, was hier nach

Deiner Abreise vorging oder anschaulich war, etwas zu sagen.

Du verließest die Residenz, als sie in der großen Crisis lag. Jene dumpfe Spannung, das Fürchten vor den Dingen, die da kommen sollten, setzte sich auch nach Deiner Trennung von der Residenz noch in derselben fort, und jeder Berliner war, mehr oder minder, in der Lage eines Kaufmannes, dessen Schiff auf hohem Meere vom Sturm zertrümmert wurde, und der nun unter Beben den daherziehenden furchtbargrauen Donnerwolken entgegen schaut, aus deren dunkeln Schooß der furchtbare Blitzstrahl auf seine Wohnung, auf den Rest seines Besitzes, niederschmettern wird. — In der That, jenes Bild ist hier an seiner Stelle: Der Weise trauert stille im Ungewitter, der Narr heult und bebt.

„Wir werden leiden und geben müssen, aber die Franzosen sind keine Vandalen. Wir sehen das Heer in Feindes Gebiet menschlich handeln. Wien hat vor einem Jahre, außer den gewöhnlichen Kriegsübeln, nicht so schrecklich von ihnen gelitten.“ Das waren die Ideen der Verständigen; aber ein anderer Theil, der auf unsern Caffeehäusern so laut und unartig über ein siegendes Volk absprach, als über eine schlechte Aktrice, oder unverschämt genug im Nationaltheater, bey der Anwesenheit französischer Individuen, den Franzosen ein Pereat brachte. Dieser ahndete, die Ankömmlinge würden hier eine Ausnahme von der Regel machen, weil sie selbst die Regeln von Klugheit und Sittlichkeit verletzten; sie fürchteten Repressalien, Plünderung, Mord und Todtschlag, und wurden jetzt von einem gelinden Zähnklappern und Fieberfrost befallen.

Zu allen Thoren hinein flüchteten noch immer Landleute mit ihrer Haabe, während aus den nördlichen, die nach Stettin, Cüstrin, Frankfurt a. d. Oder oder nach Niedersachsen führen, Reiche und Furchtsame se

eilig hinausjagten, als die entsetzlich theuer bezahlten Pferde nur immer laufen konnten. Nichts fruchteten die Bekanntmachungen des Magistrats und des interimistischen Civilgouverneurs (Fürst Hatzfeld), welche die französische Armee noch sehr entfernt wußten und allgemeine Sicherheit gelobten. Die Flucht dauerte fort bis zum 23sten October, da denn endlich dies Drängen und Treiben aufhörte, und eine totale Stille, wie die Windstille vor dem Orkan, eintrat.

Nun erschien der 24. October, einer der merkwürdigsten Tage in den Annalen der Residenz. Um 11 Uhr ging ich zum Frühstück in ein Weinhaus in der Friedrichsstraße, nahe den Linden. Kaum war ich hier eingetreten, als plötzlich ein Geräusch auf der Straße entstand. Ein Bürger stürzte mit dem Ausruf: Sie kommen, sie sind da! herein. Wo? fragte Alles. Zum Brandenburger Thore ziehen sie herein! war die Antwort. Alles eilte nun des Weges; ich mit der Menge.

Russen sind es, Russen! schrie das Volk, welches an der grünen Montur der Ankömmlinge und bey dem ausgesprengten Gerüchte, es wären Russen bey Stettin gelandet, irre ward. Aber es waren Franzosen, ein melirter Trupp von reitenden Jägern, Husaren, reitenden Artilleristen und Gendarmen, ungefähr hundert Mann, die unter den Linden herauf, durch eine zahlreiche Menge Volks, dem Rathhause zu ritten. Als ich von hier zu Hause eilte, kam mir auch schon, vom Potsdammer Thore her, das 9te Husarenregiment mit klingendem Spiel entgegen; Nachmittags rückte das 1ste, 2te und 12te Regiment Chasseurs à Cheval ein, und zu derselben Zeit langte das Davoustische Corps vor dem Hallschen Thore an und lagerte sich dort im Freyen. Merkwürdig erscheint hier die Charakterlosigkeit der gewöhnlichen Berliner. Die Neugier hatte die Furcht in ihnen überwunden und stromweise walzten sie sich gegen Abend aus dem Thore, das fran-

zösische Lager zu beschauen, wo ihnen dann auch nichts Aergeres wiederfuhr, als daß die Mädchen und Weiber von den fremden Soldaten hin und wieder ergriffen, und, kurz und gut, geküßt wurden.

So waren sie endlich da, die gefürchteten Sieger von Auerstädt; aber da sie sich ziemlich artig benahmen, so war nun schon die allgemeine Stimmung weniger traurig; die erträgliche Gegenwart spottete der bangen Vergangenheit. Zwar erschienen die Folgen der Verwirrung, der Stockung, welche in allem Verkehr gelegen; die Folge der Furcht, welche dem Landmann untersagt hatte, in der letzten Zeit die Hauptstadt mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versehen; der Mangel an Erwerb und das eingetretene Verschwinden des baaren Geldes, überall sehr bemerkbar, und die beginnende Last der Einquartirung und Verpflegung war drückend; aber das eingetretene Uebel hat immer eine freundlichere Gestalt, als das noch entfernte. Unglück preßt, aber die Furcht zermalmt. Dazu das lustige Völkchen von Berlin, das gerne eine Last trägt, wenn sie nur den Reitz der Neuheit hat; es fand die Lage der Dinge jetzt nicht unerträglich, denn sie sahen einen Theil des berühmten französischen Heeres und sollten es ganz sehen. Fremde Menschen, fremde Uniformen: Ist das nicht für den Reitzbaren ein Ersatz?

Im Ganzen kann man ihnen dieses Mal ihre Passion nicht als Fehler geradezu anrechnen, denn auch der Bessere freute sich des, das sein Auge sehen sollte. Zum Beyspiel: In diesen Tagen sollte der Kaiser Napoleon hier eintreffen: Der Held des Jahrhunderts, der Besitzer einer halben Welt, der Wunderbare, welcher in eigener Kraft empor stieg zum ersten Throne des jetzigen Europa's. Ihn sollten sie sehen, den großen, den Bewunderten. Diese Neugier ist verzeihlich.

Der General Hülin trat am ersten Tage des französischen Einmarsches in sein Amt als Commandant

dant des Platzes. Strenge Gerechtigkeit paarte sich in ihm mit menschenfreundlicher Güte. So haben wir ihn kennen und achten gelernt. Zum Schmeichler finde ich keinen Beruf, aber die Wahrheit ist mir achtbar.

Am 25. Oct. marschirte das Davoustsche Corps durch die Stadt, der Marschall an der Spitze. Der Magistrat und eine Deputation aus den ersten Bürgern erwartete ihn am Potsdammer Thor, und überreichte ihm die Stadtschlüssel bey einer Anrede, die er sehr artig erwiederte, indem er die Schlüssel mit dem Bedeuten zurückgab, man solle sie dem Kaiser, welcher in den nächsten Tagen ankommen würde, übergeben. „Ohne die Treue für ihren Oberherrn zu verleugnen" — setzte er hinzu — „beweisen Sie den Franzosen Achtung und Ergebenheit!"

Er gedachte zuerst der Errichtung einer Bürgergarde für Berlin, bestehend aus dem Adel und Hauseigenthümern, die zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit mitwirken sollte, und meinte, die übelaussehende Bürgerwache (die zum Theil aus lumpenhaften Handwerksgesellen und Tagelöhnern, welche gegen Bezahlung für die begüterten figurirten) müsse bald entlassen werden. Und das war gut! denn diese Bürgerwache war ein Gräuel in Jedermanns Augen. Schilde hat nie eine buntscheckigere producirt.

Der Durchzug des französischen Heer's dauerte fort, und die allgemeine Aufmerksamkeit folgte jedem Corps, jedem Trupp, bis sie den großen Augenblick ersehnt hatte, da sie Napoleon den Großen sich nahe sah, den Nachfolger unsers Friedrichs II.

Es war am 27sten October Nachmittags um 4 Uhr, da der Kaiser von Charlottenburg her, umgeben vom Prinzen von Neufschatel, den Marschällen Davoust, Augerau, Lefevre und Bessieres, dem Großmarschall des Pallastes, dem Großstallmeister, begleitet von seinen Adjutanten und seinen Garden,

unter dem Donner der Kanonen seinen Einzug in die Residenz hielt. Mit welchen Empfindungen die Mehrheit auf ihn sah, das offenbarte sich sichtbar in Aller Zügen.

Wenn ein Mann seit Jahren her, beleuchtet vom Glanz seines Thuns, auf imponirender Höhe vor Jedermanns Blick stand, dann ist es begreiflich, wie man diesen Mann jetzt — nicht betrachtete, nein anstaunte, fast verschlang. Wenn die Erinnerung in die Vergangenheit zurücktritt, und nun, der Spur seiner Thaten folgend, ihn nach Italien, Egypten, Oestreich, Deutschland, Preußen, bis in die ehemalige Königstadt Warschau begleitet, ihn alle Hindernisse überwinden sieht, ihn überall als Sieger, mit Lorbern bekränzt, erblickt — — dann ist die Feder zu schwach, den Eindruck zu schildern, den die Erscheinung des Helden auf die staunende Volksmenge macht.

Späterhin hafteten die Blicke erst an seinem Aeußern. Auch hierüber etwas: Seine Figur ist klein; er hat ein embonpoint, das er, nach den Gemälden, die ihn früher darstellten, erst seit kurzem erhalten haben muß. Sein Teint ist olivenfarbig, und die Muskeln seines Gesichts sind trocken; beides giebt ihm ein finsteres Ansehen. Das bräunliche Auge ist zwar nicht feurig zu nennen, doch ist sein Blick durchdringend; erforschende Anmuth mangelt diesem Blick zwar, aber nicht Haltung und Festigkeit; ja, wenn der plötzlich von ihm Angesehene nicht erschrickt, so ist er ein muthvoller Mann. Seine Gesichtszüge zusammengenommen sind harmonisch, imponirend. Sein Auge ist in ewiger Bewegung und spricht die immer rege glühende Thätigkeit seines eigentlichen Ichs aus. Nur selten wird der Ernst seines Gesichts von einem Lächeln verwischt, aber es ist ein eignes höchst seltsames wunderbares Lächeln, das dem Nächststehenden untersagt, ein Gleiches zu thun. Dies Lächeln ist wie der Blitz, man kann sich des

Strahles nicht freuen. So habe ich ihn damals lächeln sehen, als bey seinem Einzuge in den Ruf seiner Soldaten: Vive l'Empereur! auch ein Häufchen Berliner — wie man sagte, ein Theil der lieben Jugend — einstimmte. Seine Außenseite ist auszeichnend, daß der gute bildende Künstler ihn durchaus treffen muß: auch sind alle die Kupferstiche und Gemälde, welche man hier von ihm nahm, mehr oder minder getroffen zu nennen. Doch zurück zur Erzählung.

Am Brandenburger Thor empfingen den hohen Fremdling die wenigen Königlichen Minister, welche ihr Amt hier zurückgehalten, die ersten Stadtbeamten, ein Corps junger Freywilliger zu Pferde (größtentheils Referendairs, die sich in ihren neuen zu diesem Zweck verfertigten Civiluniformen ein hochachtbarliches Air gaben) und eine gewählte Anzahl der vornehmsten Bürger, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Der Zug ging durch die in Reihen aufgestellte Garnison, von welcher ein tausendstimmiges: Es lebe der Kaiser! erscholl, bis zum Schlusse hin, wo sich schon wieder (schneller als gewöhnlich) die Deputation vom Thore versammelt hatte. Napoleon dankte ihnen bloß durch einen Blick, von einer leichten Verbeugung begleitet, und ging durch sie hin in die für ihn bereiteten Zimmer.

Am folgenden Morgen stellten die Minister des theologischen Fachs dem Monarchen die hiesigen Geistlichen, und die Justizminister die Mitglieder des Justizdepartements vor. Mit den ersteren unterhielt sich der Kaiser eine halbe Stunde, und gelobte ihnen den erbetenen Schutz; doch konnte dieser ihnen wohl nicht in dem gewünschten Maaße ertheilt werden, weil die Umstände es bald darauf nöthig machten, in Ermangelung von hinreichenden Ställen, die Cavalleriepferde in einigen Kirchen zu placiren, und in andre Militair zu logiren; auch wurden späterhin einige Kirchen zu Magazinen verwendet.

Uebrigens zeichnete sich dieser Tag (der 28ste Octbr. 1806) als ein merkwürdiger in Napoleons Leben aus, und sein einstiger Biograph wird Gelegenheit haben, von diesem Tage aus ein helles erfreuendes Licht über das Gemüth seines Helden ausgehen zu lassen. — An diesem Tage ereignete sich ein Vorfall, den öffentliche Blätter also erzählten: — „Heute ward der Fürst von Hatzfeld arretirt, weil er dem Fürsten von Hohenlohe von den Bewegungen und von der Stellung der französischen Armee schriftliche Nachrichten hatte zukommen lassen. Der Brief, welcher diese Nachrichten enthielt, war von des Fürsten eigner Hand geschrieben, aber aufgefangen und Sr. Majestät dem Kaiser und Könige vorgelegt worden. Die Gemahlin des Fürsten von Hatzfeld eilte deshalb auf das Schloß, und flehte bey Sr. Majestät fußfällig um Gnade für ihren Gemahl. Der Kaiser war so gütig, ihr das Schreiben ihres Gemahls vorzuzeigen; sie konnte nicht umhin, die Handschrift des Fürsten anzuerkennen. „Nun lesen Sie, Madam, und urtheilen Sie selbst, ob Ihr Gemahl strafbar ist.“ Da jedoch der Kaiser immer, selbst gegen seine Feinde, gütig und großmüthig ist, so gab er der Prinzessin das Schreiben ihres Gemahls zurück und begnadigte ihn.“

Am 29sten ging die Nachricht ein, daß der Fürst von Hohenlohe mit seinem Corps bey Prenzlau capitulirt habe; daß die Colonne des Herzogs von Weimar eingeschlossen und der brave Prinz August mit seinem Bataillon gefangen sey. Der Prinz habe (setzte man hinzu), so lange brav und rühmlich gekämpft, bis die feindliche Uebermacht ihn umzingelt und mit den Waffen in der Hand arretirt habe, worauf der Kaiser bewilligte, daß der Brave, falls er sein Ehrenwort gäbe, sich alles Briefwechsels mit den Feinden Frankreichs zu enthalten, zu seinem achtungswürdigen Vater, dem Prinzen Ferdinand, zurückkeh-

ren dürfe. Das geschah. Der Prinz traf in Berlin ein.

Die Tage darauf, während der Kaiser täglich seine Garden manövriren ließ, und die durchmarschirenden Armeekorps musterte — (wobey er jedesmal Beförderungen vornahm, die ein Adjutant mit lauter Stimme bekannt machte, dann, den Degen schwenkend, rief: Es lebe der Kaiser! und die gegenwärtigen Militairs den Ruf wiederholten, und Napoleon an Benehmen und Haltung dem verstorbenen großen Friedrich ähnlich schien) — kamen fast stündlich die Nachrichten von der Capitulation eines preußischen Corps oder von der Uebergabe einer Vestung an, und dieser Botschaften wurden so viele, daß man sagte: Napoleon habe kaum seinen Augen und Ohren trauen wollen, dann gelächelt und ausgerufen: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich mich der Vortheile freuen oder schämen soll!“ — Ein Corps bey Pasewalk, ein anderes bey Prenzlau, ein drittes bey Anklam, hatte die Waffen gestreckt. Stettin und Cüstrin waren ihm hingegeben wie Haselnüsse. Sollte er nicht lächelnd zweifeln?

Das Königliche Zeughaus ward unterdessen geöffnet, und wie staunte man, den leergeglaubten Raum noch ziemlich mit Geschütz, Waffen und Kriegsvorräthen jeder Art gefüllt zu sehen. Nein wahrlich, die Auerstädter Schlacht hatte doch auch in der Entfernung gar zu viel Köpfe hinweggenommen. Vom 16ten bis 24sten October waren mit den vorhandenen Pferden, auf den gegenwärtigen Schiffen, Privatpersonen geflüchtet, die ganz ruhig bleiben durften; alte Meublen fortgeschafft worden, die auch der habsüchtigste Marodeur nicht angerührt hätte, und die wichtigsten Kriegsbedürfnisse, das nothwendigste Eigenthum des Staates, gerade das, womit man den erlittenen Verlust eines Theils ersetzen und die Totalvernichtung aufhalten konnte,

das eben ließ man in der Hand des schon gewaltigen Siegers.

Ein bey dem Zeughause angestellter Officiant, den man früher an die Fortschaffung der Effekten im Innern erinnerte, antwortete: Man lasse mich in Ruhe, weiß ich doch ohnehin nicht, wo mir der Kopf steht! Freilich, er stand ihm längst einige Dutzend Meilen weiter nach Norden, wo Schußsicherheit war. Was kümmerte ihn der Waffenvorrath? Der eigne Kopf, sey er auch noch so leer, hat immer mehr Werth, als das leere Zeughaus, das nur dem Staate gehört. So hatte man auch die Trophäen Friedrichs II. aus dem siebenjährigen Kampfe, die Fahnen und Estandarten in der Garnisonkirche, zurückgelassen, die schönen Erinnerungspunkte an Preußens Kraft und Glanz, die Proclamationen an Bürger und Krieger: Werdet einst wieder, was eure Väter waren! Ja, man sagt sogar: die Ankömmlinge hätten im Archiv eines entfernten Ministers die Grundrisse aller preußischen Vestungen und die besten Specialcharten von allen Provinzen gefunden. Welche Unvorsichtigkeit! Zwar hat die Feigheit oder — Feilheit der Commandanten fester Plätze die Zeichnungen entbehrlich gemacht, doch bezeichnet dies Zurücklassen eine — gelinde ausgedrückt — beyspiellose Nachlässigkeit.

Die sämmtlichen Vorräthe in den Pulvermagazinen gehören in dieselbe Rubrik. Das Hinwegschaffen unterblieb, dann wollte man sie in die Spree versenken; aber beliebter Kürze der Bequemlichkeit, auch wohl ein wenig der Furcht wegen, ließ man sie liegen, und die französische Armee fand sie. Ingleichen die militairischen Kleiderkammern; sie waren zwar nicht Jedermann bekannt, aber als die französischen Obern dem Denuncianten, der Königliches Eigenthum aufspüre, den vierten Theil des Fundwerthes gelobten, da erfuhr das Publikum erst, was man zurückließ.

Hier einen Seitenblick auf die Anzeiger Königlicher Effecten. Es ging damit so weit, daß die, die dem Könige den höchsten Dank für ihre bisherige Existenz schuldig waren, die Treue der Habsucht opferten, und daß die französischen Oberbeamten, edel genug, die Verworfenheit zu verabscheuen, empört wurden. So — erzählt man — zeigte ein vom Könige ehedem ernährter Mensch Königliches Holz an, das irgendwo verborgen war. „Gut, — sagte der französische Beamte — aber der König von Preußen muß doch auch Holz behalten, um alle die undankbaren Schurken, welche ihn verrathen, hängen zu lassen!“ Genug davon. An Erinnerungen dieser Art eilt man gern so schnell als möglich vorüber.

Im Anfang des Novembers traf der Divisionsgeneral Clarke hier ein. Er war zum Generalgouverneur der Residenz und der Alt-, Mittel-, Neu- und Ukermark, auch Pommern ernannt, wie er es vor einem Jahre in Wien und Oestreich war. Die zuerst von ihm erlassene Bekanntmachung war die Eintheilung der von der französischen Armee bis daher eroberten Provinzen in 4 Departements nach dem Willen Napoleons, als 1) das Dep. von Berlin; 2) von Cüstrin; 3) von Stettin und 4) von Magdeburg (das leider! auch am 8ten November capitulirt hatte); ferner, daß alle bisherigen öffentlichen Beamten in ihrem Officio bleiben sollten, und die hiesigen legten darum am 9ten November ein eidliches Gelübde ab, auch ferner ihre Pflicht zu erfüllen, gegenwärtig den Befehlen der Sieger Folge zu leisten, und keine Verbindung oder Briefwechsel mit den Feinden derselben zu unterhalten.

Daß bey den starken Durchmärschen die Einwohner von der zahlreichen Einquartierung bedrückt waren, kannst Du denken, da nicht nur die Hauseigenthümer, sondern auch die Miether gehalten waren, die Ankom-

menden bey sich aufzunehmen, und mit der Einquartierung auch Verpflegung verbunden war. Alles Ausmiethen war untersagt, und so mußte Jeder, ohne Ausnahme, seine Gäste aufnehmen, versorgen, und ihnen obendrein ein gutes Logis, (vorne im Hause ein anständiges Zimmer) anweisen. Das genirte unsre Leutchen schrecklich, die gewohnt waren, die preußischen Kriegsknechte unter das Dach zu stopfen, oder sie mit ihren Billets zu Tagelöhnern in Keller und Bodenkammern zu spediren. Rechnest Du nun dazu, daß die französischen Krieger, in ihrem schönen Vaterlande an Wein, Weißbrod und stärkende Fleischbrühen gewöhnt, dessen so viel als möglich begehrten, und sogar an Extrabedürfnissen, als Wäsche, Taback u. dgl. manches heischten, so ist es begreiflich, wie viel Stoßseufzer hier augenblicklich die Luft durchzischten, und wie viel Klagen bey den Platzcommandanten einliefen.

Nun freilich wurden mitunter auch Artikel verlangt, die ein Wirth schwerlich freywillig darreicht. So forderten zwey bey einem Handwerker in meiner Nachbarschaft einquartirte Voltigeurs, nachdem sie sich bey Tische mit der lieben Gottesgabe reichlich gesättigt hatten, noch etwas ganz besonders zum Desert: ein Mädchen. Sie requirirten das Dienstmädchen oder — die Hausfrau. Das sagten sie unverholen, als der Wirth des Mädchens quaestionis wegen, den Kopf schüttelte (diese war nämlich jung und hübscher Gestalt). Daß er jetzt noch energischer kopfschüttelte, ist erklärlich. Ein Glück, daß nicht alle Fremdlinge solche Gelüste äußerten; denn es leben hier doch noch immer Eigensinnige, welche trotz dem Beyspiel der Feingebildeten ihre Frauen nicht als ein Bonum commune betrachten. Auch sey es zur Ehre der Genügsamkeit unserer Besucher gesagt: nicht Aller Forderungen waren so überspannt; ein guter Tisch, ein Glas Wein schien in ihren Quartieren wenigstens das Maxi-

mum ihres Begehrens zu seyn. Wer dies, nebst guten reinlichen Betten, allenfalls auch etwas Rauchtabak, lieferte, kam in der Regel gut durch, und es wären wohl wenige Klagen gehört worden, wäre Berlin nicht eine der ärmsten Hauptstädte unter denen von Europa. Dieses Umstandes und einiger Mißbräuche wegen befahl der Platzcommandant unter dem 8ten November: „Daß jede Militair- und jede zur Armee „gehörige Person, welche bey einem Bürger im Quar-„tier liegt, verbunden ist, die gewöhnliche Mahlzeit, „welche dieser nach seinem Stande und Vermögen hal-„ten kann, mit ihm zu theilen, und unter keinerley „Vorwand mehr verlangen darf.“ —

Noch immer war eine gewisse Verwirrung in den Köpfen bemerkbar, wie sie früher existirt hatte. Wer erinnert sich nicht des Cirkulars von dem Aeltesten der Kaufmannsgilden an die Mitglieder derselben vor der Ankunft der Franzosen, worin sie ganz ungescheut sagten: Man müsse Geldsummen zusammen bringen, um dem einrückenden commandirenden Generale ein kleines Geschenk von einer Million zu machen; doch sey diese Summe nicht etwa als Contributionsbeytrag anzusehen, sondern nichts mehr als ein kleines Cadeau für den französischen Befehlshaber Der Fürst Hatzfeld, welcher ihnen diese Maaßregel befohlen haben sollte, wie sie sagten, widersprach öffentlich der Wahrheit ihrer Behauptung, und reprochirte sie eben so öffentlich. Jetzt trat der nämliche Fall ein:

Der General Hülin befahl die Ablieferung der Waffen von Unbefugten und Privatpersonen, um Mißbräuche zu verhindern; aber der Magistrat proclamirte: Jeder Bürger sollte seine Gewehre, bey Strafe erschossen zu werden, abliefern. Davon hatte jene Verfügung kein Wort enthalten, und nun las man in unsern Zeitungen vom General Hülin geschrieben: „wie er erstaunt sey, eine so strenge Ver-

ordnung in öffentlichen Blättern zu finden. Man solle in Zukunft mit der Androhung solcher Zwangsmaaßregeln harren, bis er (der Commandant) sie dem Magistrat vorschreiben würde, und nichts mehr proclamiren, ohne es ihm vorher mitgetheilt zu haben." So wirkte noch immer die Furcht, in welche der Patriotismus jetzt verfallen war; man wollte lieber zuviel, als zu wenig thun, um sich dem Sieger recht vortheilhaft zu präsentiren.

Das fremde Heer zog Corps vor Corps nach Pohlen, und ein Tagesbefehl des Kaisers vom 10ten Nov. wieß den Alliirten der Franzosen ihre Bestimmungen (die verschiedenen festen Punkte des Landes) an; die Holländischen Truppen sollten sich dem Mortierschen Corps anschließen. Napoleon machte seine ferneren Operationspläne und erklärte die Brittischen Inseln in Blokadestand. Auch ward auf seinen Befehl mit der Errichtung preußischer Regimenter für den französischen Dienst angefangen, und der Fürst Carl von Isenburg erließ am 18ten Nov. folgenden Aufruf:

„Nachdem Seine Majestät, der Kaiser von Frank„reich und König von Italien, mir die Errichtung eines „Infanterieregiments von vier Bataillons, so aus lau„ter Individuen, die in preußischen Diensten gestanden, „zusammengesetzt werden soll, gnädigst zu übertragen „geruhet haben; so wird hiermit allen denjenigen Her„ren Officiers der preußischen Armee, so mit Capitula„tion in französische Kriegsgefangenschaft gerathen sind, „und welche den Wunsch hegen, aus dieser unangeneh„men Lage herauszutreten, indem Sie ihre bisherigen „Dienste quittiren, um ihre Thätigkeit und militairi„schen Talente dem Dienst unsers unüberwindlichen „Kaisers zu widmen, eine Anstellung in ihrem vorher „in der Armee bekleideten Rang in diesem Regimente „angeboten. Diese ehrenvolle Anstellung sichert denje-

„nigen, so dieselbe zu erlangen wünschen, den Schutz „und die väterliche Sorge des angebeteten Helden, der „Seine Krieger wie Seine Kinder liebt, im vollsten „Maaße zu, und Dieselben werden in allem den Offi„cieren der französischen Armee gleich gehalten werden, „und ebenfalls alle die Vortheile des französischen Sol„daten genießen. Welcher Soldat ist glücklicher als „dieser? Sold, Kleidung und Verpflegung im reich„sten Maaße übertreffen die jeder andern Armee; der „französische Soldat lebt besser, als der Unterofficier „anderswo, und genießt eines Ueberflusses, der ihm die „Last des Dienstes zum leichten Geschäfte macht. Eilt „herzu, tapfre Krieger! tretet unter die Fahnen Na„poleons des Großen, und gehet mit ihm dem Sie„ge und unsterblichem Ruhme entgegen. Der Sam„melplatz dieses Regiments wird Leipzig seyn.“

Während jedes Rad in der großen Uhr den zweckmäßigen Gang nahm, hatte der Kaiser auch ein forschendes Auge auf die gegenwärtige Verfassung der Residenz, ihrer Obrigkeit und Bürger, und auf den Gesammtzustand derselben geworfen. Auf seinen Befehl war eine neue Municipalität organisirt, ein Rath der Sechziger eingesetzt, und — wozu schon ehedem der Marschall Davoust gerathen — das Etablissement der Bürgergarde begonnen. Ein jedes von den zwanzig Stadtvierteln stellte 60 der wohlhabendsten Bürger, so daß das Totum 1200 Mann betrug. Diese sollten künftig, vereint mit der Garnison, die Stadt bewachen und die Polizeybeamten in ihren Geschäften, Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu erhalten, unterstützen. Er brachte neues Leben in die sehr zerrütteten Finanzen. Alle Cassen und Baarschaften waren fort. Die Staats- und Privatpapiere waren, bey dem Mangel des baaren Geldes, der Entfernung der Cassen und dem Stoß, welchen der Staatscredit gelitten, sehr im Werthe gefallen. Napoleon befahl, daß diese Papiere (beson-

ders die Tresorscheine, hinfort bey allen Cassen acceptirt werden sollten; die Municipalität nahm die Obligationen bey der Entrichtung einer Anleihe zur Bezahlung der für die französische Armee requirirten Bedürfnisse an; aus den im Münzhause vorgefundenen Materialien ließ er Groschenstücke prägen, und so kam mehr Geld in Circulation. Er gedachte der Preise der unentbehrlichsten Nahrungsmitteln, des Brodes u. a. m. Die Landleute waren gehalten, Korn in die Magazine zu liefern, aus denen die Bäcker das nöthige erhielten. Die Residenz war von nun an immer auf drey Monate mit Brod versehen, und bey der bedeutenden Privatzufuhr war es sehr natürlich, daß das Korn jetzt wohlfeiler als in Friedenszeiten, da die Gütherbesitzer ihr Getraide exportirten, wurde, daß man jetzt 2 Thlr. 14 Gr. bis 3 Thlr. für den Scheffel Roggen gab, der sonst $3\frac{1}{2}$ bis 4 Thlr. gekostet hatte. Nach des Kaisers Willen sollte der Arme nicht mehr als einen Groschen für das Pfund Brod bezahlen. Alle und jede Officianten, Pensionairs und Invaliden sollten auch ferner ihre Besoldung und Pensionen, wie vor dem Eintritt des Krieges, erhalten. So wolle es der Kaiser. Daß dies Letztere in dem gewünschten Maaße nicht geschehen konnte, hinderte die frühere Entführung der gefüllten Cassen: die jetzige Einnahme reichte, bey der noch immer fortwährenden Stockung einträglicher Gewerbe und Geschäfte, nicht dazu hin.

Der bisher unterbrochene Postengang ward, außer dem über die Linie der französischen Armee hinaus, wieder hergestellt, und so verdankte fast jedes Individuum dem großen Sieger, wie das Ganze, mehr oder weniger, irgend eine Wohlthat.

Endlich in der Nacht vom 24sten zum 25sten Nov. verließ Napoleon die Hauptstadt und ging nach Cüstrin; seine Garden folgten ihm, und die merkwürdigste Periode für die Residenz, was die Gegenwart der Fran-

zosen betrifft, schließt sich mit der Abreise der Monarchen. Doch muß ich noch einen Blick zurückwerfen auf manchen Gegenstand, welcher sich noch in der drängenden Fluth der Ereignisse zur Ansicht darbietet.

Unter allen Kunstwerken, welche das Eroberungsrecht den Ueberwindern zum Eigenthum hingab, und die sie uns entführten, schmerzte den Berlinern die auf dem Brandenburger Thor befindlich gewesene Friedensgöttin, deren Wagen vier Rosse flügelten. Es war eine Zierde der Stadt; das Auge hatte sich daran gewöhnt, und die Franzosen nahmen sie hinweg. Das thut weh, und es wäre wirklich Schade, wenn nicht einst der zurückkehrende Monarch dem Verfertiger (Kupferschmidt Jury in Potsdam), welcher noch die Formen, über welche die Kupferplatten geschlagen waren, besitzt, die anderweitige Bearbeitung desselben Kunstwerks auftrüge, das den Frieden imponirte und die Einwohner erfreute.

Wenn fast jede Gattung von Handel und Wandel darnieder lag, so erhob sich eine Branche desselben ganz vorzüglich. Man kaufte nämlich zur Zeit des französischen Einmarsches ein Pferd, das zu einer andern Zeit 100 bis 300 Thaler werth war, für 1 bis 5 Thaler, und den besten Ochsen für 3 bis 15 Thaler. Der Alexanderplatz war zum Pferdemarktplatz verwandelt, und Jedermann, den der Zufall in dieser Art begünstigte, war zum Roßkamm geworden. (An anderm Erwerb mangelte es gänzlich.) — Tücher, Leinewand, Kleider von seidenen und andern Stoffen, Uhren, Silberzeug und Gold (die Beute der Einmarschirenden) konnte man für ein Spottgeld erstehen. Allenthalben, auf allen Straßen, auf allen Plätzen fand man große Gruppen von Käufern und Verkäufern. Brod, Fleisch und Wein, das dem Fremdling von der Municipalität geliefert werden mußte, kaufte man überall und zu sehr billigen Preisen. Der Handel mit diesen Artikeln war

so bedeutend, daß das Gouvernement ihn endlich bey strenger Ahndung untersagte. Und dennoch continuirte er, dennoch kaufte ein hiesiger bekannter Weinhändler, welcher den Wein selbst zu hohen Preisen geliefert hatte, ganze Oxthöfte davon von französischen Commissairs zu sehr niedrigen Preisen zurück. Die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe wurde, auf Fürbitte, in Geldbuße verwandelt. Noch jetzt sitzen drey wohlhabende Bürger wegen Ankauf von Getraide gefangen, welche sich schwerlich werden von der Strafe loskaufen können. Besonders und vor allen florirte das Wechselgeschäft; alle Kaufleute, die dies betrieben, und Privatpersonen, welche in diesem Augenblick sich damit beschäftigten, hatten alle Hände voll zu thun. Das Haus Marpurg und Schulze allein hat innerhalb drey Monaten, nach dem allgemeinen Dafürhalten, mindestens 60000 Thaler gewonnen, Oestreichisches, Sächsisches Reichsgeld, Sächsische Münze, Courant, alle Arten von Species, Zweydrittelstücke und Gold aus allen Münzen: alles das circulirte bunt durch einander. So kaufte z. B. ein Jude 450 Thlr. preußische Tresorscheine für 8 Friedrichsd'or. Ich habe den französischen Carolin mit 12 Thalern in Oestreichischen Zwanzigkreuzerstücken (zu 5 Gr. die Piece gerechnet) bezahlen sehn, und im Gasthofe zum goldenen Adler am Dönhoffschen Platz würden 100 Pfund Niedersächsische Münz- und Courantsorten für 100 Friedrichsd'or veräußert.

Die Wein-, Bier-, Caffee- und andere öffentliche Häuser waren ewig überfüllt, besonders gewisse, wohin das lustige Völkchen sich am häufigsten begab. Die bekannte Madam Bernhard durfte nie (besonders Abends) das Fenster schließen, aus dem es stets den Suchenden und Klopfenden entgegen hallte: Kein Platz, meine Herren, auch nicht für einen Einzigen! Andre Häuser dieser Gattung von etwas geringerem Range waren gezwungen, eine Weile zu cessiren, weil sie zu

viel Besuch empfingen, und mancher der Gäste für die leichte Waare gar nichts bezahlen wollte. Dafür aber wählten die Käufer nicht zu strenge, sahen nicht immer auf Jugend und Schönheit; ja, ich selbst habe ein 70jähriges Mütterchen klagen hören, daß ein lustiger Franzmann ihr Gewalt thun wollen.

Daß Excesse vorgefallen, ist wohl außer allem Zweifel; jedoch sind ihrer im Verhältniß zu der Anzahl der Durchmarschirenden, die bis jetzt wenigstens auf 200000 Mann zu setzen ist, sehr wenige. Die Krieger forderten in ihren Quartieren in der Regel viel, aber sie nahmen auch mit wenigerem vorlieb; von der Wohlhabenheit glaubten sie nehmen zu dürfen. Vergaß sich einmal einer und ward von einem seiner Cameraden oder einem Corporal an sein Unrecht erinnert, so schien er beschämt und stand von seinem Begehren oder Vorhaben zurück. Das Andenken an die Gutmüthigkeit mehrerer französischer Soldaten lebt hier in einigen Familien. Ein Soldat kommt zu einem armen Weber, Vater von vier kleinen halbnackenden Kindern, ins Quartier; der Mangel der Familie ist sichtbar; der Krieger bedauert sie, beschenkt jedes Kind mit einer Kleinigkeit an Gelde und verläßt das Haus, um sich einen wohlhabenderen Wirth zu suchen. Gerade so ging es mit zwey andern Franzosen bey einer armen Wittwe, sie entfernten sich, brachten aber ein paar Stunden später der Frau Brod und Fleisch, das sie empfangen hatten.

Daß dem Generalgouverneur Clarke und dem Commandanten Gen. Hülin manche der uns gewordenen Erleichterungen zu verdanken sind, ist sicher. Dieser führte die polizeyliche Oberaufsicht mit so viel Fleiß, Ernst und Wachsamkeit, daß unsere Polizeybeamten erst jetzt den Umfang ihrer Pflichten begreifen und erfüllen gelernt haben. Nie ist ein Bedrückter ohne Hülfe, nie einer, der mit guter Sache zu ihm trat, unzufrieden von ihm gegangen. — „Es komme“ — sagte er bey

einer solchen Gelegenheit — „zu mir, wem Unrecht ge„schieht; aber die Furcht der Berliner, ihr Unglaube „an die Gerechtigkeitsliebe der Obern, vermehrt ihre „Last. Der Soldat begehrt gerne viel; giebt der Wirth „alles, so ist es seine eigene Schuld. Leben muß der „Krieger auf Kosten des Bürgers, aber nicht schwelgen; „er muß ernährt werden, doch nicht sich bereichern!"

Der Gouverneur hat während seines Amtes dem hiesigen Polizeydirektorio rechtswidrige Handlungen der Einwohner angezeigt, die so sehr ins Detail gingen, daß auch der geringste Polizeydiener keine Ahndung davon hatte. Möchten einige Mitglieder des Polizeydepartements sich das merken, und ihre schwerfällige Sorglosigkeit mit der sorgfältigen Aufmerksamkeit dieses Mannes vertauschen.

Zum Schluß noch ein Wort über die neuorganisirte Bürgergarde: Wer wird den Zweck derselben nicht gut und die Mittel diesem nicht angemessen finden? Aber leider tritt auch hier die so gewöhnliche Erscheinung in ähnlichen Fällen ein, und die Ausführung bleibt, aus mehrern Gründen, weit hinter dem Entwurf zurück. Und die Gründe? Ei nun, wer eine Bürgergarde-Uniform trägt, ist Gardist. Das scheint der allgemeine Begriff vieler dieser Herren, wie man sagt: Ein Ding von Schaalen ist eine Nuß! Ganz recht, aber eine taube. Man lege den Kern hinein, um sie zu einer completten Nuß zu machen. So auch hier. Ein großer Theil der Mitglieder jenes Instituts sieht das neue Verhältniß als ein ganz neues Spiel — und sonst nichts an, und amüsirt sich damit, statt nützlich werden zu wollen. Ein zweyter findet den Zwangstand unangenehm, trägt murrend die kleine Last, und erfüllt kaum halb die ihn schwerdrückende Pflicht. Von dieser Gattung sind jene, welche brummend die Wachen beziehen; die kleinen militairischen Uebungen so schwerfällig und schläfrig ausführen, daß neulich einer ihrer Officiere

Officiere einem Trupp zuzurufen gezwungen war: „Meine Herren, marschiren Sie doch nicht wie die Schuhknechte!“ Sie halten den leichten Dienst für den Stein des Sysippus, den sie nie auf die Höhe zu bringen glauben. — Die Leutchen der ersten Classe (in der Regel junge Herren) sehen über die Pflicht hin nach der eleganten Uniform, dem hohen (theuern) Federbusch, dem schimmernden Säbelriemen, der Gelegenheit sich brillant zu produciren, und der Würde, die ihnen erlaubt, Leute, ja sogar französische Soldaten, gefangen zu nehmen. Diese Herren bemühen sich mit Anstrengung aller Kräfte, jenen brüsquen Ton unserer ehemaligen Gendarmen-Officiere zu treffen (der ein Vater so manches Uebels war, und der diese Leutchen und ihre Angehörigen einst so sehr genirte), und jeder, der Gelegenheit hatte, diese Menschen in Gesellschaften zu begegnen, giebt ihnen das Zeugniß, daß sie es schon ziemlich weit darin gebracht haben. Ist das der Zweck? Dachte denn Napoleon nur an die Befriedigung der belachenswerthen Eitelkeit der Jünglinge, die einst — wenn nämlich diese Garde permanent seyn sollte — dadurch ihren nicht uniformirten Mitbürgern sehr zur Last fallen werden? — Die zweyte Classe gähnt und seufzt: Ach, wäre der Spaß doch vorbey! und diese ist am wenigsten schädlich.

Uebrigens führt die Organisation dieser Garde den großen Beweis, daß man hiesigen Ortes den strengen Ernst mehr liebt als sanfte Gelindigkeit, daß man lieber handelt, wenn man muß, als wenn man nur ersucht wird. Als der König vor dem Ausmarsche der Garnison wünschte, daß die Bürger selbst, und nicht durch Lohnwächter, den Dienst versehen möchten, da ging es durchaus nicht, da wandte der angesehene Bürger ein: er könne nicht am Tage arbeiten und des Nachts Schildwacht stehn; als aber der Kaiser Napoleon befahl, da ward die Unmöglichkeit

schnell zum leichten Spiel. So sind die Menschen! — Kehre bald zurück, und bringe uns den Frieden mit! ꝛc. ꝛc.

Vierzigster Brief.

Berlin.

In meinem vorigen Briefe suchte ich Dir eine Schilderung Berlins zu geben, in den Tagen, wo die Freude über die eingelaufenen Siegesnachrichten alles belebte und in freudige Bewegung setzte. Du willst im Geiste wenigstens Berlin auch da sehen, als diese Freude vor der diesmal sehr bittern Wahrheit wich, und hast die Verwegenheit zu glauben, schon ungesehen, ungehört, könntest Du Dir eine Idee davon machen. Nein, guter Freund! so leichten Kaufes versäumt man so etwas nicht, und ob ich gleich alle Hochachtung für Deine Phantasie habe, so zwingt mich dennoch mein angeborner Fehler: Freymuth, Dir zu sagen, daß man Zeuge seyn mußte, um es sich wahr versinnlichen zu können. Ferner verlangst Du zu wissen: Ob die gute Laune der Berliner, von so vielen Lasten niedergedrückt, auf der Fluth des Lebens noch immer Bord hält? Diese Frage wirst Du Dir am Ende meiner Schilderungen selbst beantworten können.

Am 16ten October, am Geburtstage des Kronprinzen, umgauckelte der leuchtende Schimmer der Hoffnung ganz Berlin, die Straßen waren voll lärmenden Jubels. Alt und Jung bis zu den erst angehenden Politikern, den acht- bis neunjährigen Knaben herab, alles rief sich jauchzend zu: die Franzosen sind geschlagen. Am Abend traten zwar hier und da einige

Köpfe näher zusammen; ein nichts Gutes bedeutendes Zischeln, als laste schweres Geheimniß auf ihren Zungen, war indeß das ganze hörbare Resultat solcher Unionen; und ich glaubte, es sey ein Theil der Nichtpatrioten, welche aus gewohnter Anhänglichkeit an die Franzosen, Zweifel zu verbreiten suchten. Ich durchstrich die Straßen, und fing an, bey so viel Freude, und da alles von der Regierung selbst bestätigt war, meinen Unglauben, der sich, du weißt auf welche Gründe stützt, nach und nach zu verlieren. Nach dem Theater lenkte ich meine Schritte, weil ich mir einbildete, daß in dieser heut gewiß durchaus fröhlichen Menschenmasse Vergnügen zu erhaschen sey. Indem ich die Treppe hinanstieg, sprach eben eine Stimme zu dem aufhorchenden Nachbar: Ich versichere Sie, Preußen ist auch im Fall des Sieges ein verlorner Staat, wenn es nicht augenblicklich Friede macht. Ich sah schnell auf, um den Mann, der das Wohl Preußens mit sich herum trug, den verdorbenen Staatsminister näher zu beachten. Es war eine abschreckende Physiognomie, die Zeiger des Antlitzes deuteten auf einige vierzig, die Umgebung und Kleidung auf zwanzig. Er und sein Spruch glich mir in dem Augenblick einer alten Prophezeihung, die den neuern Ereignissen angepaßt werden soll, und deren alten Kern man so lange zerrt, und was man nicht brauchen kann, zu verbergen sucht, bis man am Ende daraus machen kann, was man will. Ich trat, lächelnd über die Schiffernachricht, welche der Spekulant in seinem Kopfe gefischt hatte, in das Parterre. Das Schauspiel sollte eben angehen, und dennoch war von der Königlichen Familie noch kein Glied da; dies war mir, und, wie es schien, der ganzen sehr zahlreichen Versammlung verdächtig. Man hatte das heutige Schauspiel, da gerade an diesem Tage die erste Siegesnachricht sich bestätigt hatte, zu einem Volksfeste machen wollen, und nun fehlte die Hauptperson. Die Freude schien daher verblichen, und da die Gewißheit

der Nachrichten in Zweifel gezogen wurden, so usurpirte gespannte Erwartung die Interimsregierung auf allen Gesichtern. Das Schauspiel endete ruhig, und ich ging nach einem politischen Versammlungsorte, um hier vielleicht meine Ungewißheiten abschütteln zu können. Umsonst, fast alles zweifelte, ohne dennoch Gründe zu haben, und nur einige Officiere von den dritten Bataillons beeiferten sich, jeden Zweifel niederzudonnern, brüsteten sich auch schon mit den Lorbeern, welche sie mit ihren Kammeraden im Felde recht brüderlich zu theilen gesonnen waren. Wenn wir nun zurückkommen: sprach der Eine, mit Ehre und Ruhm bedeckt, in welchen Schatten wird und muß alles neben uns treten, auch wird es uns gewiß niemand verdenken, wenn wir auf unsere Thaten stolz seyn werden, jeder wird vielmehr den Siegern des Weltenbezwingers Achtung und Ehrfurcht bezeigen. So radottirte er noch ein Weilchen fort, ohne Unterbrechung, bis endlich ein bejahrter Mann im Hintergrunde ihm erwiederte: Sie haben vollkommen recht, auch wird keiner von uns eine Gelegenheit unbenutzt lassen, wo es drauf ankömmt, einen im Felde, nicht in der Garnison gebliebenen, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Alles lachte, nur Mavors jüngster Sohn nicht, dem dennoch der Muth fehlte, die ihm so trocken gegebene Replique übel zu nehmen. Mein Stubenterritorium betrat ich indessen für heute, ohne in mir auch nur eine Ahndung von Authenticität begründen zu können. Aber, hilf Himmel, am andern Tage, welch ein Getöse! welch ein Lärm und Durcheinanderrennen! verursacht durch die neuangekommenen sehr untröstlich lautenden Nachrichten, und der Bestätigung des Ministers Schulenburg in folgenden Worten: „Der König hat eine Schlacht verloren. Ruhe ist die erste Pflicht des Bürgers; ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch.“

Nichts vereinigt im Leben mehr, als ein Unglück, was alle trifft, und so riefen sich Bekannte und Unbekannte auf den Straßen zu: Wissen Sie's schon? und ein, ach Gott! ja! war fast jedesmal die Antwort, die aus einem vom Andrang der Gefühle bestürmten Herzen kam. Aber alles dieses, sich auf allen Straßen durchkreuzende Wehklagen war nichts gegen das Tosen an Schulenburgs Hause, wo Tausende von Menschen, von innerer Angst getrieben, ab- und zugingen, starr nach der Thür desselben sahen, wo leider die Unglück verkündenden Buchstaben aus dem weißen Papier herausglotzten, und den Muth für immer darnieder zu schlagen schienen. Auf jedem Gesichte las man die stürmenden Bewegungen des innern Menschen, und den Wunsch der Verzweiflung, daß bald, bald doch, eine tröstendere Nachricht kund werden möchte. Ein dumpfes Gemurmel durchschlich die Menge. Es schien eine Menschenverbrüderung, eine einzige unglückliche Familie zu seyn, deren Glieder sich kaum ansehen, weil jeder Blick Kummer, nicht Trost spricht. Nur hier und da, etwas entfernt vom Gedränge in einzelnen Gruppen, wurde über das Vorgefallene gesprochen. Konnte es anders kommen? sprach hier ein Staatsphilosoph: Der gebietende intellektuelle Theil des Staates mußte wissen, daß nur die magnetische Kraft von Frankreichs Interesse Preußen anziehen könnte, und daher hätte es sich nicht zur Individualität des Nordens neigen, vielmehr seine eigene Individualität des Geistes gegen die Gesammtmasse der Unterthanen, welche jedesmal in sich selbst hineintritt, und aus dieser Gränze nichts beurtheilen kann, schützen sollen. Gegen Englands merkantilische Universalmonarchie, gegen der Britten papiernen, die Geld und Handelsfreyheit der Staaten verschlingenden Tirannenkoloß, mußten und konnten wir uns mit Glück wenden. Als aber das Gemüth die Geistesschranken durchbrach, als die ruhige

Besinnung in der Gluth der Leidenschaft unterging, und Preußen gegen die höchste Intelligenz mit Potenz gepaart anstreben wollte, da konnte die Tendenz des Krieges für die Gesammtmasse nur verderblich seyn. So endete der Staatsphilosoph, und gab meinen in Thätigkeit gewesenen Ohren die Erlaubniß, auch auf die etwas kürzer gefaßte Ansicht eines Bürgers zu merken. Nein, Gevatter, sprach dieser zu dem ihm Nebenstehenden, ich bleibe darbey, wie die Preußen gegen die Franzosen marschirten, da hab ich gesagt: et heßt, fünf Thaler in die Lotterie setzen, um enen zu gewinnen.

Preußen, sprach ich zu einem Bekannten, der sich neben mir eingefunden hatte, Preußen ist ein durch künstliche schnell zusammengebrachte Lebensluft getriebener kolossaler Körper, dessen einzelne Theile, eben durch die Schnelligkeit, mit welcher er heranwuchs, nicht mit dem Ganzen harmonisch sind, und der nur durch richtige Behandlung, und ein sich stets gleichbleibendes System zusammengehalten werden kann. Seit dem Tode des großen Königs, des allumfassenden Kopfes, hat Preußen mit dessen Siegen und seinem Ruhm gewuchert, ohne den nöthigen Mitteln zu gleichem Sieg und Ruhm gründlich nachzuspüren. Der ererbte Schein von Größe, welcher, wie nicht zu läugnen ist, selbst von großen Mächten gefürchtet wurde, hat dem Staat noch immer Vortheile gebracht, und es wäre nöthig gewesen, daß man diesen Schein mühsam zu erhalten gesucht, sich zuvor mit der Organisation des Staates überhaupt, mit der Vertheidigung desselben insbesondere, beschäftigt hätte, ehe man seinen Kräften soviel vertraute, und einen ungleichen Kampf wagte. Ob Preußen in moralischer Hinsicht Recht hatte, sich gegen Frankreich zu erklären, will ich nicht entscheiden, aber aus der steten Weigerung unsers guten Königs und einem großen Theile des Cabinets läßt es sich rechtfer-

tigen, wenn ich behaupte: in politischer Hinsicht war es nicht so. Die Franzosen machen fast an alle Reiche Prätensionen, und wahr ist, was Schiller sagt:

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehr'nen Degen
In die Waage der Gerechtigkeit.

Sie haben Deutschlands Rechte sehr angegriffen, aber wozu, und wessen Schuld ist es? Daß England widerrechtlicher Weise um sich gegriffen hat, und Deutschland, Frankreich indessen noch mehr, dessen schwere Eisenhand fühlt, ist nicht zu läugnen. England ist in Hinsicht Deutschlands mit Frankreich in einem gleichen Fall; Frankreich kann den Deutschen mehr schaden, und dennoch machen sie immer Diversionen zu Gunsten Englands. Frankreich hätte in Deutschland nicht so weit um sich greifen sollen! Aber daran ist die Spaltung der deutschen hohen Häupter schuld, wovon jeder ein eigenes Interesse hat und niemals das Ganze berücksichtigt. Als im Jahr 1805 Oestreich in Bayern einfiel, da war es Preußens durch den Schluß und die Traktaten des Erbfolgekriegs geheiligte Pflicht, zu sagen: Bayern gegen Oestreichs Angriff zu vertheidigen und dadurch die Rechte eines deutschen Fürsten aufrecht zu erhalten, liegt mir ob, und es bedarf dazu keiner französischen Truppen, um mich und die befreundeten Fürsten gegen gewaltsame Angriffe zu schützen. So hätte Preußen bey Freunden und Feinden sein Ansehn geltend machen und zugleich den Zweck Frankreichs zu ergründen suchen sollen. Aber seit dieser Zeit — Ich war eben im besten Reden, und Du weißt, daß ich dann alles um mich her vergesse, mich auch schwer stören lasse, als ich seit einiger Zeit bemerkte, daß meine Figur zuweilen das Gleichgewicht verlor; aber dasmal wurde ich auch zu gewaltsam unterbrochen, denn ich war nahe daran, den Boden zu küssen, auf dem ich stand; und dadurch, aus meiner Rhe-

torifsübung aufgeschreckt, gewahrte ich, daß der Stumpfsinn der jetzt viel zahlreichern Versammlung sich in Freuden und Erwarten aufzulösen schien. — Um das Warum? zu erspähen, drängte ich mich unter die dichtesten Haufen und hörte: Daß so eben mit der Burschen Post die Nachricht angelangt sey: Der ehrwürdige Möllendorf habe die Preußen gesammelt, die Franzosen geschlagen und wieder zurückgetrieben. Die Hoffnung griff um sich, verschaffte einer rührenden Freude Eingang, die aber nicht lange währte, weil sich die Nachricht durchaus nicht bestätigen wollte.

Unglückselige Tage für Berlin folgten diesem, denn jeder brachte die Gewißheit näher: daß die Franzosen bald hier seyn würden. Daran zu glauben, war mir vorerst unmöglich. Doch nicht so die Berliner, sie waren heut davon überzeugt, morgen bezweifelten sie es, und übermorgen war es wieder gewiß, sie müßten in wenig Stunden eintreffen. Die sämmtlichen Einwohner waren wie zermalmt, Greise wankten mit Angstgeschrey über die Straße, Mütter umklammerten bey der Erzählung ihre Kinder fester, ganze Familien, in denen sich die unglückselige Idee der Plünderung festgesetzt hatte, rangen die Hände, und nur das fröhliche unbefangene Knabenvolk jauchzte zuweilen laut auf: Die Franzosen kommen. Auf einem andern Flecke sah man indessen eine Knabenrepublik in wilde Anarchie übergehen, aus dem Grunde, weil Krieg gespielt wurde, und die preußische Partey durchaus schon im voraus ausgemacht wissen wollte, daß die Franzosen Schläge bekämen, welches einzugehen die französische Partey für ehrenwidrig hielt. An Schulenburgs Hause, meinem steten Ziel, waren nur Unglückliche, hin und wieder ein resignirter Mensch zu sehn. Die Königl. Cassen und Effecten wurden weggeschafft. Die Familie selbst, die Minister, die Collegien, alles reisete ab, und

die Pferde wurden executorisch zusammengetrieben, die am Ende ganz fehlten, weil auch eine Menge reicher Privatpersonen das Weite suchte. In dieser für die Bürger so unglücklichen Zeit zeigte sich dennoch der Patriotismus, der schon vor dem Ausbruch des Krieges sehr laut geworden war, in vollem Glanze. Man war heftiger als je auf die Franzosen erbittert, und selbst die Furcht, sie bald als Herren in diesen Mauern zu sehen, that dem Ausbruch desselben nicht Einhalt. Von der Zeit an, da die Nachricht der verlornen Schlacht ankam, war die fixe Idee: Nur Verrätherey kann die mit so viel Muth ausgezogene unbesiegbare Armee geschlagen haben. Ueberall glaubte man Verräther, Spione zu sehen, und jeder, der sich nur im geringsten verdächtig machte, wurde unfehlbar dafür angesehen, und setzte sich Mißhandlungen aus. Die Bürger arretirten am Thore einen ganz rechtlichen Menschen, weil er einen französischen Paß hatte. Ein Deserteur, von, Gott weiß, welchen Truppen, der undeutlich sprach, wurde sogleich für einen Spion erkannt, arretirt, zum Minister Schulenburg gebracht, und lief unterwegens mehrmal Gefahr, das Haus desselben nur als Leichnam zu erreichen. Alle obrigkeitliche Gewalt schien unter diesen Umständen aufhören zu wollen, da zumal die Häupter der Stadt in der Angst ihres Herzens zuweilen selbst nicht wußten, was sie thaten. Die Gewerbe lagen, die Fabrikanten verabschiedeten ihre Leute troß einer obrigkeitlichen Bekanntmachung, welche es untersagte. Die Unordnung war allgemein, wozu noch der Umstand kam, daß jetzt überall gesagt wurde: die Russen näherten sich der Stadt, und also zu dieser Angst noch die Furcht vor einer Schlacht und deren Schrecken hinzutrat. Selbst in diesem gräßlichen Zeitraum gab es einzelne Züge, wobey man den Totalkummer auf einige Augenblicke vergessen mußte. So sah ich unter den Linden einen Königlichen Domestiken das Volk mit folgenden Worten trösten: „Lieben

Lentkens, globt doch nicht, dat die Franzosen kommen, der König het jo gliek nach der verlornen Schlacht ene Kabinetsordre gegeben, dat de Franzosen nicht över de Elbe dörfen." — Es wurde gelacht, und da es immer gewisser wurde, daß die Franzosen sich der Stadt näherten, so wurden Pläne, Vorschläge zum Abhalten derselben gemacht, die fast durchaus Hirngespinste waren. So sah ich vor Schulenburgs Hause das prophetische Männlein wieder, welches mir am 16ten am Schauspielhause aufgefallen war, und zwar in voller Thätigkeit, indem es der Menge Muth einsprach, welche angstvoll rief: Ach, wenn sie nur erst wieder fort wären.

Pfuy, rief er, lamentirt nicht so,
Rollt sich die Haare, zupft am Jabot,
Und mit langsam bedeutendem Schritte,
Tritt er in der Versammelten Mitte,
Treibt die horchende, staunende Menge
Durch den Fluß seiner Red' in die Enge,
Indem er mit höherm Pathos spricht:
Nein, glaubt es mir. Sie kommen nicht.

Um des Orakels Warum? zu vernehmen,
Drängt' ich mich dichter zu ihm heran,
Seine Zunge war nicht zu lähmen;
Eben sprach er der Feigheit den Bann.

Schwache Menschen, seichte Köpfe,
Alte Weiber, feige Tröpfe
Fürchten sich vor der Gefahr,
Die uns oft noch näher war.
Kraft müßt ihr zusammenraffen,
Um euch Achtung zu verschaffen
Bey dem allgewalt'gen Feind,
Der euch zu vernichten meint.

Habt ihr den siebenjähr'gen Kampf und seinen Ruhm,
Der sechzig Jahre währte, schon vergessen?
Auf Männer, schützt ihr euer Eigenthum!
Wer will vereint sich mit euch messen?

Setzen die ehrgeiz'gen Franken
Ihrer Habsucht keine Schranken,
In der tapfern Preußen Land
Und an unsrer Havel Strand,

Geht's mit ihrem Ruhm zu Ende;
Nehmt nur Waffen in die Hände.
Habt ihr diese erst beysammen,
Sollen euch Worte zu Thaten entflammen;
Von fern her sollen Lieder euch erschallen,
Und siegt ihr nicht, kann ich auch mit euch fallen.

Einige im Volke fanden den Vorschlag, die Havel zu vertheidigen, ganz practicabel, dagegen ihm mehrere Umstehende die Unausführbarkeit seines Plans anschaulich machten, ihn aber wie ich, seines patriotischen Sinnes halber, troß der nicht viel versprechenden Physiognomie, loben mußten. Da rief er abermals pathetisch:

Es knüpft ein heilig schönes Band
Den Menschen an sein Vaterland,
Und fällt es jezt vor Frankreichs wildem Droh'n,
Ich wollt' es retten, das Bewustseyn ist mein Lohn;
Ja, könnt' ich Ruhm mir dort, Tod hier erwerben,
Es kann nicht schmerzen, für sein Vaterland zu sterben.

Der Mensch war mir aufgefallen, und so erkundigte ich mich bey allen Umstehenden: ob ihn vielleicht einer darunter kenne. Nach vielem Fragen erfuhr ich denn, daß es ein bekannter Journalist sey, dem schon einmal wegen zu starker Sprache gegen Frankreich und seinen Regenten die Herausgabe seines Journals untersagt wurde.

In den folgenden Tagen kamen nun Blessirte und Zerstreute von Auerstädt, welche behaupteten, die Franzosen müßten ihnen bald folgen. Mit ihnen kamen einige Details über die Schlacht bey Auerstädt, die Vorfälle nachher, die Niederlage des Prinzen Eugen bey Halle an, und das Publikum verbreitete seine Kenntnisse im Raisonniren darüber. Die Verwundeten, größtentheils Gemeine, erzählten viel und mancherley über das üble Verfahren der preußischen Officiere, wodurch das Publikum gegen diese Herren so erbittert wurde, daß ich in diesen Tagen keinem derselben Berlin zum Aufenthaltsorte vorgeschlagen hätte.

Ein Invalidenunterofficier ließ sich von einem einarmigen Husaren die Position der Franzosen, so viel dieser selbst wissen wollte, erklären, und hielt ihm nach dieser Erklärung eine kriegskünstlerische Vorlesung über dies Thema, in welcher er am Schluß erklärte, daß nur die wenigen Kenntnisse der Generale uns dies Unglück bereitet hätten. Er focht mit seinem Haselstock wacker in die Luft, zog das Centrum der Preußen aus der Schußweite, drang mit den beiden Flügeln derselben vor, brachte die Franzosen in Unordnung, zum Weichen, warf nun eines ihrer Corps nach dem andern über den Haufen, und commandirte dann die Kavallerie zum Nachsetzen. Bis hierher hatte der Husar ruhig zugehört, als aber der Invalide ein mißbilligendes Wort über die Husaren fallen ließ, da strömte auch von seiner Zunge die Macht der Beredsamkeit; der Gegner vermochte nicht Meister derselben zu werden, und stieß daher seinen Stock in den Boden, indem er hastig rief: So hätte es der alte Fritze gemacht, und damit halt' ers Maul, drehte sich stolz um, und ging seines Weges.

Auch der Minister Schulenburg verließ die Stadt, nachdem der Fürst von Hatzfeld zuvor zum Gouverneur der Stadt ernannt war. Die noch zurückgebliebenen 3ten Bataillons, das letzte Militair, marschirte, die Wachen wurden nun von Bürgern besetzt, dennoch herrschte in dieser tumultuarischen Zeit bewundernswürdige Ordnung. — In steter Erwartung vergingen noch einige Tage, die Franzosen kamen nicht; in mehreren Vierteln der Stadt und auf dem flachen Lande sollten Russen angesagt seyn; niemand wußte, woran er war, als endlich die Post erscholl: Eben sind 200 Mann zum Thor hereingekommen. Hastig trat ich aus meinem Hause, und fragte ein altes Weib, welches eben mit der Nachbarin die neue Mähr besprach: ob die Franzosen da wären. **Es können auch Russen seyn**, versicherte sie, **wer kann dat wiß**

sen. Es waren aber Franzosen, 10000 Mann hatten sich vor der Stadt gelagert, und dies kleine Corps war herein gekommen, um bey dem Magistrat die Verpflegung u. d. gl. zu besprechen.

Da waren sie nun also, und mit ihnen schien auch das Publikum wieder in das vorige Gleis zu kommen, da sich die Sachen nicht ändern ließen. Die folgenden Tage kamen mehrere Truppenabtheilungen, welche bey den Bürgern einquartirt und sehr gut gehalten wurden, weil der Magistrat deshalb eine Bekanntmachung hatte ergehen lassen. Auch noch in dieser Periode trug man sich mit dem Gerüchte von der baldigen Ankunft der Russen, und ein ehrlicher Bürger klagte dem andern seine Noth, daß er nämlich mehrere Franzosen im Quartier hätte; in dem Stadtviertel, wo er wohnte, wären nun auch Russen angesagt, er wollte darauf wetten, daß er auch welche bekäme; wo sollte er nun mit all den Leuten hin?

Napoleon selbst war in Potsdam angekommen, bewohnte Sans-souci, wohin eine Deputation von dem Magistrat und der Bürgerschaft reiste, um sich demselben vorstellen zu lassen, um ihm das Wohl der Stadt zu empfehlen. Der Kaiser zeigte sich hier über die Vorfälle in Berlin vor dem Kriege sehr unterrichtet, und soll unter andern, welches dies bestätigt, gesagt haben: „Berlin hat ja sehnlich den Krieg gewünscht, selbst auf dem Theater sang man: Der Krieg ist gut. Jetzt naht er mit seinen steten Umgebungen, und man wird einsehen, daß er nur in der Einbildung gut ist.“ Die Deputation entgegnete ihm: daß nur ein Theil der Bürgerschaft — „Ich weiß,“ sprach er, daß es die Officiers der Gendarmerie und exaltirte junge Leute waren.“ Er entließ sie mit der Bemerkung: daß er Berlin nach Möglichkeit schonen würde.

Am 26. Oct. Vormittag, sprach man, würde der Kaiser seinen Einzug halten. Die Truppen zogen vom

Brandenburger und Potsdamer Thor Chainen, standen mehrere Stunden da; aber er kam nicht. Am Nachmittage desselben Tages brachen 80 Gefangene der Stadtvogtey aus, und suchten aus ihrem Gefängnisse zu entkommen, weil sie von dem Meere der Freyheit, welches die Franzosen nach ihrer Ansicht mitgebracht haben mußten, rechtmäßiger Weise einige Tropfen für sich fordern zu dürfen glaubten. Die Bürgerwache wurde von ihnen überwältigt, sie würden auch ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht französische Cavallerie herbey geeilt, und ihnen, wie auch ihrer Ansicht, die Ausdehnung verweigert hätte. Dennoch hatten 16 bis 18 ihr einstweiliges Absteigequartier auf unbestimmte Zeit verlassen.

Eine sehr ansehnliche Zahl von Truppen zog durch die Stadt, mehrere gingen auch neben derselben weg, die aber alle ein auch zwey Tage in derselben ernährt und verpflegt werden mußten.

Der 27ste Oct. war der Tag, welchen der Kaiser gewählt hatte, um seinen feierlichen Einzug in die Stadt zu halten. — Der Kanonendonner verkündete seine Ankunft und trieb alles nach den Linden, wohin auch ich mich begab. Der wirklich prachtvolle Zug von 10000 Garde, Mammelucken u. s. w. war schon zum Theil vorüber, doch ich hatte den Anblick des Kaisers, meinen einzigen Zweck, nicht versäumt, der erst in der Mitte desselben ankam. Unterdessen spähete ich unter den Umstehenden, sonderte sie nach dem Ausdruck ihres Antlitzes, um den Antheil, welchen sie an der Tagesbegebenheit nahmen, zu würdigen.

Ein Heer von Gaffern, die der Neugier fröhnen,
Hatte sich hier aufgestellt;
Zu fühlen, können sie sich nicht gewöhnen,
Sie schätzen nach der Pracht sogar den Held;
Mit ihrem Unglück wissen sie sich auszusöhnen,
Wenn ihnen die Umgebung nur gefällt.

Doch sah' ich auch, gepreßt von innrem Grimme,
Des kräftgen Jünglings Auge blitzen;
Hoch athmet er, die Wuth ist Meister seiner Stimme,
Doch die Kraft, dem Vaterland zu nützen,
Wird in jeder Muskel offenbar,
Spiegelt sich im Auge sonnenklar.

Mühsam in den starren Zügen
Prägt der Mann sich Duldung ein.
Ach! er will sich selbst betrügen,
Die Empfindung ist nicht sein.
Sie vermag es nicht, zu lügen;
Schmerz bricht durch der Ruhe Schein.

Den greisen Krieger sah ich hier,
Gestützt auf seinen Stab;
Und leise Töne sagten mir,
Er wünschte sich ein Grab.
Seinen Schmerz vermocht' er nicht zu wehren,
Denn er stand in hellen Zähren
Auf dem blassen Angesicht:
Alter, sprach ich, weinet nicht!

Und die morschen wankenden Glieder
Hielten und stützten ihn plötzlich nicht mehr;
Auf den Boden sank er danieder,
Friedrichs Schatten, lall't er, sieh' nicht her,
Oder wirf den starren Blick
Von dieser Scene schnell zurück.

Aus der schwirrenden Menschenmasse
Bracht' ich den Greis in die nächste Gasse.
Zu beschwichtigen das tobende Gefühl,
Drang ich nochmals unter das Gewühl.

Eben kam der schönste Theil der Garde,
Mitten unter ihr der große Kaiser an,
Da erblickt' ich mit der Nationalkokarde
Neben mir den wohlbekannten Mann,
Der noch erst vor wenig Tagen
Seine Kraft dem Volke angetragen,
Dessen thätiges Bemühn,
Alles zur Vertheidigung zu entglühn,
Ich dort patriotisch nannte,
Weil ich seinen Zweck: zu imponiren, noch nicht kannte.

Seht, rief er, wie dort gewichtig:
Der Großen Stolz, des Volkes Wuth ist nichtig!

Wie alles gleich zusammenfällt,
Kaum berührt vom Sieger der Welt!
Hier, ihr Menschen, tretet her!
Er naht, der Held ist nicht mehr weit,
Macht zum Jubel euch bereit!
Rufet: Vive l'Empereur!
C'est celui, en habit verd.

Plötzlich trat ich vor ihm hin,
Brachte ihm die Stunde in den Sinn,
Wo er noch so patriotisch sprach,
Intonirte ihm dieselben Worte nach.
Er erkannt' mich, gesunken war sein Muth,
Sein Gefühl ließ ihn erblassen,
Da sah' ich doch, wie ihn das höchste Gut,
Die eigne Schaam, noch nicht verlassen.

Ein oft wiederholtes Vive l'Empereur erschallte, doch, gewiß zur Freude des Helden, meistentheils von den französischen Soldaten, welche an beiden Seiten Linien gezogen hatten; selten von Bürgern, obgleich es auch unter diesen einige gab, welche es thaten und die andern um Gotteswillen baten, es mitzurufen, es könne ja der Stadt Vortheil bringen. Ich konnte mich nicht enthalten, den versammelten Bürgern um mich herum zu erklären, daß dies unmöglich dem Bezwinger mehrerer Armeen gefallen könnte, welcher gewiß die so eigennützigen Beweggründe eines solchen Jubels leicht entdecken würde, da er schon oft Gelegenheit gehabt, den Sinn des Volks zu studiren und zu erkennen. Still ging ich neben dem Zuge her, und faßte die Phisiognomie des Kaisers nach Möglichkeit auf, welcher seine kalten ruhigen Blicke überall umherschweifen ließ. Bey seinem Anblick ergriff mich die Erinnerung an unsern lieben König, den ich so oft einsam, nur von seiner einzigen Wache, die Liebe seiner Unterthanen, umgeben, hier hatte reiten sehen, und meiner Brust entströmten leise, indem ich den Kaiser ansah, die Worte:

Allbezwinger, bring den Frieden wieder,
Gieb den besten König uns zurück,
Dann drückt Kummer nicht die Menge nieder,
Freude strahlt Dir dann aus jedem Blick.

Nicht für einzelne, nicht für die Armen,
Die Dein hehrer Geist so schnell besiegt,
Für die Menschheit fleh' ich um Erbarmen,
Die gebeugt zu Deinen Füßen liegt.

Großer Kaiser, sieh' in Deinen Händen
Liegt der Millionen Hoffnung-Schein,
Friedlich kannst als Sieger Du vollenden,
Und Du wirst nicht ohn' Erbarmen seyn.

Nicht vertraun will ich der Menschen Wähnen,
Jeder glaubt, er habe Dich durchschaut;
Doch Du hast in Deinen großen Plänen
Menschenwohl auf Menschenschmerz gebaut.

Dürft ich meinen Wunsch Dir laut verkünden,
Fürchten würd' ich nicht den kalten Blick;
Einen Weg müßt ich zum Herzen finden
Für gebeugter guter Menschen Glück.

Die mit ihm gekommenen Garden wurden theils bey den Bürgern einquartirt, theils lagerten sich sich im Freyen in dem Lustgarten vor dem Schlosse, welches durch die bey der Dunkelheit und Kälte nöthigen Wachtfeuer einen schönen Anblick gewährte. Am ersten Abend nach der Ankunft des Kaisers war die Stadt erleuchtet, in den Gegenden des Schlosses, dem Wohnsitz des Kaisers, brillant, in den übrigen nur sehr sparsam.

Die Franzosen haben hier, wie überall das Lob einer sehr guten Mannszucht, und der vom Kaiser ernannte Commandant Hülin, so wie auch der Generalgouverneur Clarke, gaben ausgezeichnete Proben von Gerechtigkeit. Folgende, unter mehreren gewählte, Anekdote mag hier als Beyspiel stehen: — „Ein bey Auerstädt versprengter Officier hielt sich in Berlin auf,

wo er einem Schneider schon vor dem Ausmarsch 130 Thlr. schuldig geworden war. Dieser hört, daß der Officier wieder angekommen ist, und da er ihn zuvor als einen sehr guten Mann gekannt hatte, so ging er zu ihm, um sich wenigstens nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Officier sagt ihm: daß seine Lage so erbärmlich sey, daß er an Bezahlung der Schuld gar nicht denken könne, indem er für seine dringendsten Bedürfnisse nicht Rath und überhaupt kein Mittel wisse, als sich zu erschießen. Der ehrliche Schneider entgegnete: So weit würde es doch nicht seyn, ich komme auch nicht der Schuld wegen her; und nachdem er lange auf eine schickliche Art gesonnen hatte, bittet er ihn ohne Umstände, mit ihm und seiner Familie bis zur bessern Zeit vorlieb zu nehmen. Der überraschte Officier nimmt das Anerbieten freundlich an, und kömmt täglich zu mehreren Malen in des Schneiders Haus."

„Nach ungefähr vierzehn Tagen bleibt er eine Zeitlang weg, und kömmt als Officier in französisch-Isenburgschen Diensten zurück. Der Schneider wundert sich darüber, bittet ihn jedoch, nach wie vor, sein Gast zu seyn. Es verstrichen wiederum einige Tage, und der Officier bringt nun ein Einquartirungsbillet auf diesen Schneider. Dieser findet den Ausweg, ihm nicht verbindlich seyn zu wollen, natürlich, und da er vielleicht doch Einquartirung bekommen hätte, so ist ihm dieser der Liebste."

„Aber welch eine Veränderung war mit dem Herrn Lieutenant vorgegangen? Das Essen war ihm durchaus nicht gut genug, er sagt dies seinem jetzigen Wirth in sehr unhöflichen Worten, verlangt auch Wein. Der arme Mann wundert sich, da er doch sonst so zufrieden gewesen sey. Da dies aber nichts hilft, so giebt er ihm Wein. Am andern Tage wirft er ihm das Essen auf die Diele, und nun, dadurch empört, entschließt

sich der Schneider, zu Hülin zu gehen. Dieser war nicht zu Hause, und er trägt die Sache dessen Adjutanten vor, welcher darüber erstaunt und sagt: er müsse die Sache dem Herrn Commandanten selbst erzählen."

„Als Hülin kam, geschah dieses, und das erste, was dieser that, war, daß er den Schneider anfuhr und sagte: Es könnte nicht möglich seyn; doch da dieser es hoch betheuert, läßt er den Officier rufen, zuvor aber den Schneider abtreten. Der Officier kömmt. Hülin frägt: ob er einen Schneider N. N. kenne? Ja, erwiederte dieser: ich bin ihm 130 Thlr. schuldig, kann ihn aber jetzt nicht bezahlen. Das verlangt der Mann nicht. Hier ist nur davon die Rede: ob Sie ihn kennen und vor ihrer Dienstnehmung unter Isenburg bey ihm gewohnt haben? Der Officier läugnet dies nicht, und da er auch alles übrige nicht läugnen kann, so wird Hülin über so viel Undankbarkeit erbittert, reißt ihm die Uniform in Stücken, zerbricht den Degen, und nachdem er ihn zur Thüre hinaus und die Stücken des Degens nachgeworfen hat, ruft er voll Ingrimm: Sie sind infam cassirt; ich rathe ihnen, sich nicht wieder sehen zu lassen."

Der Brief, guter Freund, ist schon so lang, daß ich für das Beste halte, mich in aller Kürze Deinem Andenken zu empfehlen.

Ein und vierzigster Brief.

Berlin.

Ich sende Dir nun meine Bemerkungen über die Franzosen in Berlin. — Ich war die erste Zeit nach dem Einrücken des Feindes in Berlin nicht gegenwärtig, sobald aber der Postenlauf frey wurde, fuhr ich

auf der Diligence dahin zurück. In der Provinz hörte ich über die Berliner Folgendes: „Das sind schöne Patrioten, die Berliner, sie haben die Franzosen mit offenen Armen empfangen, sie haben große Feste ihretwegen gefeiert, sie haben vive l'Empereur gerufen, wo Napoleon sich nur sehen ließ, so daß es ihm selbst zum Eckel war; sie haben eine große Illumination veranstaltet; die reichsten Berliner Bürger wetteiferten darum, den Dienst als Garden beym Kaiser zu verrichten. Auf dem Wege nach Berlin (von Frankfurt aus) werden sie abgebrannte und leere Dörfer, nichts zu essen und zu trinken, und die Straßen unfahrbar finden; selbst die Post ist vor dem Anfall der Marodeurs nicht gesichert."

Ich kam nach Frankfurt und sah hier die ersten Franzosen. Der General-Commandant La Place verificirte meinen Paß, und war gegen mich sehr artig. Ich sah Uniformen von sechs oder sieben Regimentern. — Wie wir auf die Chaussee nach Berlin kamen, wurde die Straße bis an den Abend nicht leer, und bis um acht oder neun Uhr begegneten uns einzelne Traineurs. Kein Soldat redete uns an. Es waren 20 Passagiere auf dem Haupt- und Beywagen, darunter acht Frauenzimmer, von welchen zwey vielleicht sehr gern sich auf eine Unterhaltung eingelassen hätten; denn es waren Töchter der Freude. Man konnte daher wohl erwarten, daß wenigstens einer sich eine Plaisanterie erlaubt hätte, wie es bey unsern Truppen der Fall gewesen wäre. — Ich erwartete nun immer abgebrannte oder menschenleere Dörfer zu finden, aber keinesweges. Es war alles grade noch so wie ehemals.

Zwischen Frankfurt und Müncheberg hielt die Post an, niemand wagte es in die Schenke zu gehen, die voll von Franzosen war. Ich konnte meiner Neugierde nicht widerstehen, und ging mit meinem Proviant unter dem Arm hinein. Ich fand an einem langen

Tisch Dragoner, Chasseurs zu Fuße und zu Pferde, am andern sechs Bauern aus dem Dorfe, die ruhig, wie im tiefsten Frieden, ihre Karte spielten. Die Soldaten aßen pommes de terre avec un peu de sel, und baten mich sehr artig zu Gaste. Ja sie rückten sogar zusammen, um mir Platz zu machen; ich nahm es an. Dies Betragen nahm mich für sie ein, und ich theilte meinen Proviant aus: Schinken, Wurst, Braten, Rum, Ungerwein. Nun wurden die Franzosen gesprächig, schilderten mir ihren angenehmen Aufenthalt in Berlin, und was sie in Pohlen zu erwarten hätten: Nicks als pommes de terre, viel Dreck, nicks Wein, und von die kleine Thier, die sick beiß comme le diable!

Auf dem Wege nach Berlin fand ich zu essen und zu trinken, sah keine eingeschlagene Fensterscheiben, und das einzige von Zerstörung, was ich bemerken konnte, waren die Bäume an den Chausseen und die Zäune; an den ersten hatte man die Säbel probirt, die letzten verbrannt — Ich kam in Berlin in meinem Quartier an, fand alles, wie ich es verlassen hatte, und solche gute Polizey, Sicherheit auf den Straßen, wohlfeile Lebensmittel und allgemeine Ruhe, wie ich sie nie erwartet hatte. Der Druck, der gefühlt wurde, bestand in der Naturaleinquartirung, die auch den Miether nicht verschont; in dem großen Geldmangel und der daraus entstandenen Stockung in den Geschäften. Dies sind nothwendige Folgen des Krieges. Ich schränkte mich bis auf ein Drittheil meiner Ausgaben ein, und lebe jetzt so ruhig, wie es nur im Frieden möglich ist. — Die von dem Gouverneur von Berlin, General Hulin, eingeführte polizeyliche Ordnung ist so zweckmäßig als möglich. Die errichteten Nationalgarden verrichten den Dienst mit den fremden Truppen gemeinschaftlich. Um 5 Uhr darf kein Soldat mehr auf der Straße sich sehen lassen, und die Nacht gehen Patrouillen

durch die ganze Stadt. Man hält mit Strenge über richtige Polizeytaxen der Lebensmittel, und die Straßen müssen von den Hausbesitzern rein gehalten werden.

Die erste große Parade, welche ich im Lustgarten sah, wo unter den Augen des Fürsten Leopold von Dessau an 10000 Mann italienische, französische, bayerische, würzburgische, nassauische Truppen, und sogar die Bürgergarden aufmarschirt waren, lockte mir Thränen in die Augen; ich läugne es nicht, und selbst Napoleon kann es mir nicht übel nehmen. Wer ist seines Gefühls mächtig, um gleichgültig zuzusehen, wenn feindliche Truppen den Platz besetzen, den Friedrich zu den kleinen Manövers seiner Haustruppen gebrauchte, und wo er die Parole ausgab. Ich stellte mich dem Fürsten Leopold gegenüber, und sprach in mir selbst: Wach auf, steinerner Mann, und sieh, wie vergänglich auch Deine Schöpfung war! Nicht die Preußen, die Du zuerst in Soldaten umwandeltest, paradiren hier, sondern deutsche Kreistruppen, die Du so wenig achtetest.

Sic transit Gloria Mundi.

Die Berliner Schützengilde (der Gouverneur in ihrer Mitte,) sprengte eben vorbey, mit Gold und Silber beblecht. Ein altes Mütterchen staunte sie an, und sagte halblaut: Ach, welche Menschen! — Sehr wahr, erwiederte ich, ging in mein Kämmerlein, und las in Friedrichs hinterlassenen Werken; meine einzige Erholung.

Die Nationalgarde und die Schützengilde, als Körperschaft genommen, ist zur Aufrechthaltung der innern Ruhe für Berlin sehr wichtig, und ihre Errichtung und Benutzung trägt den Stempel der Weisheit desjenigen, der stets die nächsten Mittel zum Zweck gebraucht. — Das ist wahr! Napoleon kannte die Berliner, er gab ihnen Uniform, Degen, Federbüsche u. s. w. und sie leben so ganz in diesen Dingen, daß sie alles An-

dere darüber vergessen. Der weichlichste Bürgerssohn, ja sogar der furchtsame Jude, verrichtet im schlechtesten Wetter bey Nacht und bey Tage den beschwerlichsten Wachtdienst ohne Murren, weil er sich zu etwas gemacht sieht, Degen und Federbusch trägt. — Ehemals sah manchen Judenjungen der Nachtwächter nicht über die Schulter an; jetzt ist er ein Theil der executiven Gewalt, brüllt jeden ein: Wer da! entgegen, und geht niemanden aus dem Wege. Die nämlichen Menschen, die ehedem sich über unsere Gendarmerie scandalisirten, nehmen jetzt ganz ihr Wesen an. Du hörst jetzt an allen öffentlichen Orten von nichts als Federbüschen, Achselbändern u. s. w. sprechen.

Im Ganzen kann man von den Berlinern nicht sagen: daß sie so ganz ihre alte Regierung vergessen hätten, und der neuen Sonne huldigten, wie man mir in den Provinzen versicherte. Sie tragen bloß ihr Schicksal mit Geduld, und wenn der König zurückkommt, werden sie ihm eben so entgegenlaufen, wie Napoleon. Das Vive l'Empereur haben sie gerufen, weil sie glaubten, es könne ihnen nützlich seyn. Wie Napoleon dies aufnahm, kannst Du denken: Er, der 17 Jahr den Pöbel in Paris handeln sah, mußte mit tiefer Verachtung auf diese Schreyer herabsehen! Das Volk ist wie ein Kothhaufen, der sich aus einander dehnt, wenn man darauf tritt.

Du weißt doch, daß Npoleon den Degen Friedrichs, den er in Potsdam fand, nach Paris sandte. Wo dieser Degen lag, fand sich auch die Krücke, ohne welche der Alte nie erschien. Man sagt: diese habe Napoleon Friedrich Welhelm nachgeschickt mit der Bemerkung: „Wenn er zurückkäme, würde er sie wohl gebrauchen:“ Dies könnte zweydeutig scheinen, wenn uns Preußen diese Krücke nicht ein bekanntes Sympol wäre.

Napoleon zeigte sich fast täglich in Berlin ohne Umgebung, ohne auf den Pöbel zu achten; er ritt einen Schimmel. Mit den Händen auf dem Rücken ging er vor der Parade sinnend, langsam auf und nieder. Er sprach mit den Mitgliedern der Justizcollegien und besonders mit dem Kammergerichts-Präsidenten, Herrn von Kircheisen, einem stattlichen Mann, über die preußische Justizverfassung. Wie er von drey Instanzen hörte, meinte er: das sey zu canonisch, zu langweilig. Er ließ sich über das Hypothekenwesen in ein Gespräch ein, und fragte: wie denn das Mitgebrachte der Ehefrau gesichert sey? Er erkundigte sich darnach: Wie in Criminalibus das Begnadigungsrecht ausgeübt würde. Kurz er bewies, daß er über die organischen Gesetze der Justizverfassung eines Staats nachgedacht habe.

Auch in Berlin fehlt es nicht an Elenden, die von jeder Staatsrevolution nutzen zu ziehen strebten, die, um ihre augenblicklichen Bedürfnisse zu befriedigen, sich jedem hingeben, der sie bezahlen will. Sie sind den Raubthieren gleich, die ihre eigene Gattung auffressen. Man braucht solche schmutzige Seelen, und wenn man sie gebraucht hat, tritt man sie in den Koth, wohin sie gehören.

Von groben Excessen hört man in Berlin sehr wenig, und die Nationalgarde wacht mit solchem brennenden Diensteifer für die Ruhe in der Stadt, daß sie selbst in der Ausübung der ihr übertragenen Militairgewalt oft zu weit geht. Z. B. auf einem öffentlichen Tanzboden fanden zwey italienische Officiere das Tabackrauchen unschicklich und untersagten es. Wenn aber der Berliner Bürger nicht seine Pfeife rauchen kann, so ist ihm jede andere Freude gleichgültig: die Anwesenden nahmen daher ihre Pfeifen in Schutz, dies bewirkte, daß die Officiere solche sämmtlich entzwey schlugen. Man schickte nach der Wache, die Nationalgarde

erschien, die Officiere setzten sich zur Wehre; es kam zum Kampf, und diese unterlagen und wurden arretirt. Da sie auf der Straße noch sich sperrten, begegnete der Adjutant des Commandanten General Hülin dem Zuge. Er fragte auf französisch nach der Ursache des Lärms. Der commandirende Unterofficier verstand ihn nicht, glaubte, er wolle ihm in sein Amt fallen, und arretirte auch ihn. Wie die Wache bey Hülin ankam, welcher abwesend war, und sich nun sein arretirter Adjutant als solcher manifestirte, half dies auch zu nichts, und man hielt ihn fest, bis der General erschien, welcher darüber sehr aufgebracht war, daß man ohne Grund seinen Adjutanten arretirt habe, bis das Mißverständniß sich aufklärte.

Die Excesse des französischen Militairs werden mit der größten Strenge von dem braven Hülin bestraft, und Berlin hätte Veranlassung zu wünschen, daß dieser Rechtschaffene für immer Commandant in der Stadt bleiben möchte.

Ich habe Dir in früheren Zeiten die große Verderbtheit, Frechheit, und den Uebermuth des Officiercorps geschildert, und es ist wahr, daß solches besonders in der letzten Zeit gewaltig auf den dritten Stand drückte, und daß dieser, wenn er nicht auf die Vestung wandern wollte, selbst sich einer Nothwehr gegen einen Officier enthalten mußte, wenn dieser ihn mißhandelte. Demungeachtet glaube ich doch, daß der größere Theil, durch das militairische Ehrgefühl gehalten, den Sieg würde haben erkämpfen helfen, wenn die Armee besser wäre angeführt worden. — Was man von dem Entfernen der Officiere in der Schlacht gesagt hat, kann ich nicht glauben, und einige Regimenter, wie Möllendorf und Winnig, haben selbst viele Officiere verloren, die auf dem Platze blieben. Bey Lübeck und Halle haben sie sich durch Bravour ausgezeichnet, und von dem Hohenloh'schen Corps haben sich einzelne

Officiere mit ihren Leuten bis zum König durchgeschlagen. Vielleicht ist als Ausnahme hier und da ein Officier davon gelaufen; dieses begegnet aber jeder Armee, und Feige giebt es in allen Ständen.

Eine bis ins Kindische gehende Muthlosigkeit der Berliner, ihre große Furcht vor den Franzosen, die manchen bewogen, nicht bloß seine besten Sachen, nein, sogar sein altes Meublement auf dem Boden und im Keller zu verpacken, war noch verzeihlich. Daß aber diejenigen, denen die Fortschaffung der königlichen Effekten oblag, so sehr den Kopf verloren, daß man die Rothhardschen Gewehre und die silbernen Trompeten im Zeughause zurückließ; daß man die Kanonen so wenig wie den Pulvervorrath zerstörte; daß man die Garderobe des Königlichen Ehepaars und ihre Privatcorrespondenz liegen ließ, und sogar den Degen Friedrichs in Potsdam nicht bey Seite brachte, das verdiente wohl harte Züchtigung, besonders der Herren Castellane.

Nachdem die Berliner endlich ihre große Furcht überwunden hatten, da brach ihre Wuth über das Militair aus, dem man nun alle Schuld beymaß: „Also deshalb haben wir die Halunken gefüttert und wie Schmarotzerpflanzen gehegt und gepflegt, daß sie jetzt, wo sie hätten zu unserm Schutz etwas leisten sollen, davon laufen?“ hieß es in allen Caffeehäusern und Tabagieen. — Diese Herzenserleichterung war (wenn auch nicht ganz gerecht) doch sehr natürlich. Der große Haufe urtheilt aber immer nach dem Erfolg und fragt nicht nach den bewegenden Ursachen. — Hätte Napoleon, Friedrich, Eugen, oder Türenne die Preußen angeführt, so würde man jeden Fähndrich als einen Helden nachher angegafft haben, wenn er auch in der Angst seines Herzens in der Schlacht seine Hosen verunreinigt hätte.

Selbst die Generale wurden nicht geschont: Da war der alte würdige rechtschaffene Köckeritz ein Verräther; er sollte sich erschossen, und man wollte ein französisches Marschallspatent in seinen Taschen gefunden haben. Da hatte der Major Chapui die Armee verrathen, und wurde an eine Kanone geschlossen, statt daß er sich ehrenvoll mit dem Rest des Bataillons, bey dem er diente, bis zum Könige durchgeschlagen hat. Rüchel hieß man einen Großsprecher — doch, was soll ich die Absurditäten des Berliner vornehmen und gemeinen Pöbels wiederkäuen? es ekelt mir dafür. — Rüchel unter andern gewann höchst wahrscheinlich die Schlacht bey Jena, (obzwar das nichts entschied, wenn die Hauptarmee bey Auerstädt geschlagen wurde), weil er entschlossener, wie Hohenlohe, Marsch, commandirt hatte; er siegte vielleicht auch noch dann, wenn er eine Stunde früher ankommen konnte, und wenn er nicht fiel. — Das Unglück hatte sich mit der Unentschlossenheit des Herzogs gepaart, um am 14ten October die Preußen zu vernichten. Das Fatum beschloß ihren Untergang noch weit mehr dadurch, daß man nach der verlornen Schlacht gar keine vernünftige Disposition machte, und der Gouverneur von Magdeburg entweder ein Schurke oder ein Feigherziger war.

Die ersten und empfindlichsten Folgen, welche der Anmarsch der siegenden Feinde hatte, war eine gänzliche Stockung in allen Geschäften und der Mangel alles baaren Geldes. Die Wechsler und Banquiers schlossen ihre Laden und Comtoirs; niemand zahlte, der zahlen sollte; alle Staatspapiere galten gar nichts und hatten keinen Cours, und wer noch Münze hatte, suchte sie in Gold umzusetzen. Dies stieg daher im Preise, besonders wie die Feinde ankamen, und ihre an Silber gemachte Beute in Friedrichsd'ore umsetzen

wollten. Dies waren natürliche Folgen von der Entfernung aller Königlichen Cassen und aller reichen Privatleute, die in Berlin viel Geld ausgegeben hatten.

Zwey und vierzigster Brief.

Berlin.

Daß ich in meinen Schilderungen der Verdorbenheit unsers Militairs nicht Unrecht gehabt habe, beweiset das nachfolgende Publikandum. — Dem Himmel sey Dank, daß unserm guten König durch eigene Erfahrung die Augen geöffnet sind, und daß er nun solche nothwendige Radicalcuren in der Armee vornimmt. Lieber hätte ich es gesehen, wenn auch im Frieden den Bürgerlichen das Avanciren nachgegeben worden wäre. Indeß ist doch dadurch noch etwas gewonnen, daß man es im Kriege zuläßt.

Danziger Zeitung Nro. 150.

Im Verlag der Müllerschen Buchdruckerey.

Montag, den 15. Decemb. 1806.

Publicandum.

Wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bey der Armee erlassen.

Bey der leider fast gänzlichen Auflösung der verschiedenen gegen Frankreich ins Feld gerückten Armeecorps ist es S. K. M. von Preußen bey dem gänzlichen Mangel an bewährten Nachrichten bis jetzt unmöglich geblieben, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, oder nach Verdienst belohnen oder bestrafen zu können. Sie müssen daher Ihre hierüber zu nehmenden Beschlüsse bis dahin aussetzen, wenn

Sie solches mit mehrerer Gewißheit und Bestimmtheit zu thun im Stande seyn werden. S. M. sind weit entfernt, Ihrer braven Armee alle Trangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, welche sowohl ihr selbst, als dem Lande begegnet sind, vielmehr gereichte es Ihnen zur größten Beruhigung, daß sich viele Theile derselben vom Ersten bis zum Geringsten durch ausdauernden Muth, Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben. Eben so haben sich aber leider auch Thatsachen ergeben, die für sich selbst sprechen, und keiner näheren Aufklärung bedürfen, und die von der Art sind, daß solche nicht länger mit Stillschweigen übergangen, vielmehr zum warnenden Beyspiel für die Zukunft auf das allerstrengste und öffentlich geahndet werden müssen.

Hierunter sind zu rechnen: — 1) Alle diejenigen, so an der beyspiellosen Art, wie die Vestungen Stettin, Cüstrin, Spandau und Magdeburg sich dem Feinde übergeben haben, mehr oder weniger Antheil haben. — 2) Ferner alle diejenigen Officiere, welche nicht bey den capitulirenden Corps zugegen gewesen, sich aber freywillig als hierzu gehörig angesehen, oder wohl gar ihren Kammeraden oder selbst ihren Untergebenen zugeredet haben, einen gleichen nichtswürdigen Entschluß zu fassen. — 3) Endlich alle diejenigen, welche ohne Urlaub erhalten zu haben, oder gefangen zu seyn, sich von der Armee weg, und etwa nach Hause u. s. w. begeben haben. — Dem zu Folge haben Seine Königliche Majestät vorläufig

Ad. 1. In Erfurt den Commandanten Major Pruschoeck ohne Abschied entlassen; denn wenn sich auch Erfurt ergab, so brauchte deswegen nicht der Petersberg und die Cyriacburg mit übergeben zu werden, wenn der Commandant die gehörigen Anordnungen getroffen hätte. — In Stettin den Gen. Lieut. und Command. Gouverneur v. Romberg cassirt, den Gen. Maj. v. Knobelsdorf cassirt, den Gen. Maj. v. Rauch als Vicecommand. ohne Abschied entlassen, den Major und Ing. de la place v. Harenberg cassirt. — In Cüstrin den Obrist und Commandant v. Ingersleben zum Arquebusiren condemnirt. — In Spandau den Major und Command. v. Benckendorf ohne Abschied entlassen. — In Magdeburg den Gen. der Infanterie v. Kleist, ingleichen den Commandant du Trossel ohne Abschied entlassen. Sämmliche in Magdeburg befindlich gewesene Generale, die bey dem versammelten Kriegsrath für die Uebergabe der Stadt gestimmt haben, sind ebenfalls ohne Abschied entlassen; desgleichen alle diejenigen Officiere, welche mehr erwähnte Capitulation mit unterschrieben haben.

Ad 2. Alle Officiere beym Hohenloh'schen Corps, welche bey Prenzlau oder Pasewalk zu diesem Corps gehörten, allein vor, während oder nach der bey Prenzlau abgeschlossenen Capitulation in Stettin angekommen waren, ohne in jeder Capitulation de facto begriffen gewesen zu seyn; die aber in Stettin unter den nämlichen Bedingungen, wie die in mehrgedachter Capitulation wirklich begriffen und übergebene Officiere gefangen worden, sind ohne Abschied ihres Dienstes entlassen. Alle Officiere, welche vor der in Anklam abgeschlossenen Capitulation diese Stadt schon im Rücken hatten, aber zurückritten, um sich zu ergeben, sind gleichfalls ohne Abschied entlassen.

Ad 3. Alle Officiere, welche während des Rückzuges ihre Corps verlassen haben, und ohne Urlaub und ohne gefangen zu werden, in ihre Heimath zurückgekehrt; ferner alle diejenigen, welche ohne einmal zu einem durch Capitulation übergebenen Corps gehört zu haben, zum Feinde geritten seyn sollen, um sich Pässe geben zu lassen, damit sie ungehindert nach Hause gehen konnten, sind ohne Abschied entlassen.

Außerdem behalten Sr. Majestät sich vor, noch besonders alle diejenigen Generale, hohe und niedere Officiers, auch Verpflegungsbeamte zur Verantwortung zu ziehen, deren Benehmen zweifelhaft geblieben ist, oder die sich sonst in den Augen der Armee etwas Pflichtwidriges haben zu Schulden kommen lassen. Sollten unter den eben specificirten Fällen bey näherer Untersuchung sich noch besonders gravirende Umstände ergeben, so wird dieses vorläufige Urtheil demnächst geschärft werden. Um aber ähnlicher Pflichtvergessenheit für die Folge vorzubeugen, haben Sr. Maj. folgende Beschlüsse gemacht:

1) Alle Gouverneurs und Commandanten, die künftig aus bloßer Besorgniß für ein Bombardement, oder unter dem Vorwande, daß ihnen die zur Vertheidigung nöthigen Mittel mangelten, oder aus sonst einem andern nichtigen Grunde, er sey, welcher er wolle, die Vestung nicht mit den angestrengtesten Kräften bis auf das Aeußerste behaupten, werden ohne Gnade erschossen. Derjenige commandirende Gouverneur und Commandant, der zu seinem eigenen oder zum Besten seiner Untergebenen Bequemlichkeitsartikel in der mit dem Feinde abgeschlossenen Capitulation hinzufügt, wie solches namentlich in Magdeburg der Fall gewesen, wird in Zukunft cassirt. — 2) Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl, anzugreifen, nicht vollzieht, oder wohl gar ohne Befehl das Treffen verläßt, wird, wenn es zuvor Sr. Maj. gemeldet worden, cassirt und untergesteckt. — 3) Jeder Officier, der sich künftig die ad 2 und 3 erwähnte

Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen läßt, oder das Schlachtfeld, ohne blessirt zu seyn, einzeln verläßt, ist infam cassirt. — 4) Jeder Soldat, der auf der Flucht seine Waffen wegwirft, wird erschossen. Jeder Officier, welcher Versprengte antrifft, hat die Verbindlichkeit, solche zu sammeln und auf eine sichere Weise zu ihrem Corps oder dem bestimmten Versammlungsorte zu befördern. — 5) Die Regiments- und Corpschirurgi müssen sich am Tage des Gefechts in der Nähe ihrer Corps halten, und mit allem Nöthigen versehen seyn. Thun sie ersteres nicht, werden sie fortgejagt. — 6) Bey der Bagage eines Corps muß allezeit wenigstens ein Staabsofficier oder Capitain commandirt seyn, der auf die Ordnung während des Marsches sieht. Wer von denen zur Bagage commandirten Officiers solche verläßt, wird cassirt. Wer bey selbiger aus Muthwillen schießt, und dadurch unnöthigen Allarm erregt, wird erschossen. Der Knecht, welcher seine Pferde absträngt, um davon zu jagen, wird erschossen. Da eine ernsthafte Reform in der Bagage der Armee unumgänglich nothwendig geworden ist, so wird solche zu seiner Zeit, sobald es thunlich ist, den verschiedenen Corps bekannt gemacht werden. — 7) Bey unerwarteten außerordentlichen Vorfällen, z. B. bey Märschen, Retraiten und dergl. hat der Commandirende von jedem Grade, an jedem Orte die Gewalt, in der erforderlichen Quantität und gegen Quittung für die unter ihm stehende Mannschaft und Pferde Requisition zu machen. Requirirt er mehr, wird er todtgeschossen. — 8) Die Officiere des Generalstabes mit ihren Adjutanten theilen sich in die Führung der Colonnen, die sie unter keinerley Bedingung verlassen dürfen. Die Zimmerleute der Bataillons sind an der Spitze der Colonnen, um sogleich die Wegbesserung communicaliter zu befördern. Die Officiers des Generalstabes sorgen für alles, was die Führung, Erleichterung und Beförderung des Marsches beschleunigen kann. Soll sich die Armee vor dem Feinde formiren, so suchen sie Richtwege und recognosciren die Beschaffenheit des Terrains an Ort und Stelle. — 9) So lange der Krieg dauert, wird der Unterofficier und Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Officier wie der Fürst. Nur der welcher Verbrechen begangen hat, ist vom Officiercorps ausgeschlossen. 10) Wer sich ausgezeichnet hat und vor dem Feinde blieb, dessen Wittwe erhält eine Pension, die mit dem Grade, den ihr Mann bekleidet, im Verhältniß steht. — 11) Daß alle subordinationswidrigen Vergehungen regelmäßig und auf das allerstrengste bestraft werden müssen, sollte eigentlich be-

reits einem jeden hinlänglich bekannt seyn; daaber die Erfahrung in der letzten Zeit mehrmals das Gegentheil bewiesen, so wird es hiermit auf das Bestimmteste in Erinnerung gebracht, damit sich ein jeder vor Schaden hüte. — 12) Gelderpressungen, Plünderungen, Mißhandlung des Bürgers oder des Landmannes u. dgl., grobe Excessen werden mit dem Tode bestraft. — 13) Landeskinder, welche bey dem Feinde Dienste genommen haben, und, mit den Waffen in der Hand getroffen, gefangen werden, werden ohne Gnade erschossen.

Dieses Publicandum, welches zur Wissenschaft eines jeden Officiers bestimmt ist, muß bey einem jeden Corps vorgelesen werden, und hat jeder Einzelne hiervon Abschrift zu nehmen und sich hiernach zu richten. — Aus diesem Publicando ist ein Auszug zu machen, der diejenigen Punkte enthält, die zur Wissenschaft der Unterofficiere und Gemeinen, wie auch der sämmtlichen Armeeknechte bestimmt sind, und der ihnen in ihrer Landessprache deutlich vorgelesen werden muß. — Letzteres ist alle 8 oder 14 Tage zu wiederholen, und muß ein gleiches mit der frühern Verordnung, wegen der Verdienstmedaillen geschehen. Ortelsburg den 1sten Dec. 1806.

Friedrich Wilhelm.

Drey

Drey und vierzigster Brief.

Berlin.

Ueber die Erwartungen in Schlesien, über den dort allenthalben regen Patriotismus, über die Vertheidigung von Glogau und dessen Uebergabe, endlich über die große Geldnoth und den Mangel, der in den dortigen Fabrikgegenden, besonders im Gebirge, herrscht, hat mir Freund G. geschrieben; ich sende Dir daher seine Nachrichten. Sie gehen bis zur zweyten Belagerung Breslau's.

Aus Schlesien, vom 20. Oct. bis Ende Dec. 1806.

Durch unsern für das Wohl der Provinz thätig wirkenden Minister Grafen Hoym beschäftigt, durcheilte ich den größten Theil Niederschlesiens kurz nach der unglücklichen Schlacht bey Jena. Allenthalben war man durch Siegesnachrichten getäuscht worden, bis man den kurzen aber alles vernichtenden Artikel der Berliner Zeitung las: „Der König hat eine Schlacht verloren ꝛc.“

Du weißt, daß die Schlesier, selbst in der Grafschaft Glatz, Protestanten und Catholiken, sehr patriotisch gesinnt sind, da sie in der Nachbarschaft von Böhmen und Mähren Vergleiche anstellen konnten, wie glücklich sie gegen diese benachbarten östreichischen Unterthanen sind. Das Unglück, welches daher Preußen am 14ten October und nachher erlitten hatte, feuerte alle Stände zur Vertheidigung an. Aber wie? das war die große Frage, welche niemand zu entscheiden vermochte. Es erschienen königliche Befehle, die schlesischen Vestungen bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und sie dazu in Stand zu setzen. Dies geschah denn

auch besonders in Glogau, weil hier der Feind zuerst erwartet wurde. Es fehlte aber an Besatzung. Glogau erfordert 5000 Mann, und es waren nur drey Bataillone darin, und zwar aus Pohlen bestehend: von Zastrov aus Posen, von Schnaze aus Fraustadt, von Grevenitz aus Glogau. Die Außenwerke waren mit keiner Kanone besetzt, sondern bloß der Hauptwall, und es war sogar Mangel an Kanonierern. Die Bürgerschaft war gut gestimmt, an Proviant fehlte es nicht, und der König hatte den General Reinhardt zum Gouverneur ernannt, der die Vestung so lange wie möglich vertheidigen sollte. Breslau war eben so wenig im Vertheidigungsstande; es sollte 20000 Mann Besatzung haben, und hatte deren nur vier Bataillone, wovon zwey ebenfalls aus Nationalpohlen bestanden. Die Vestungswerke von Schweidnitz waren etwas verfallen, da aber Zeit war, alles Nöthige herzustellen und zur Befestigung anzuwenden, so geschah dies mit großer Sorgfalt; alle übrigen schlesischen Vestungen sind bis auf Brieg stets im nöthigen Vertheidigungsstande.

Der Minister Hoym blieb vorläufig in Breslau, und zog sich dann nach Oberschlesien zurück, wie der Feind näher kam, ließ aber vorher allen Officianten einen halbjährigen Gehalt baar auszahlen, und verfügte, daß alle zurückkommenden sogenannten Selbstranzionirten in den schlesischen Städten, welche sie passirten, ihren Sold aus den Kämmereycassen für Rechnung der Kriegscasse erhalten sollten. Diese weise Anordnung bewirkte, daß der größte Theil der schlesischen Truppen, der sich wieder in seiner Heimath einfand, und zu der Besatzung der Vestungen gebraucht werden konnte, sich selbst dazu meldete. — Sehr übel empfing man aber diese Entwichenen, besonders die Officiere, die auf ihr Ehrenwort entlassen waren; sie durften sich nirgends sehen lassen, wo sie nicht geneckt und verhöhnt wurden. Es gab auch ganze Bataillone und Regimenter,

wobey kein Officier fehlte. — Ich las einen Brief aus Striegau, worin eine Dame schrieb: „Wir sind hier überglücklich, unser Grenadierbataillon mit allen seinen Officieren ist hier wohlbehalten und gesund wieder angekommen.“ — Von einem andern Regiment wurde nur ein Officier vermißt, der auf der Flucht durch den Sturz des Pferdes den Arm zerbrochen hatte. Es war nicht genug, daß die Officiere im Kriege ihr Leben geschont hatten; sie wußten selbst auf eine höchst originelle Art in ihrer Friedensgarnison ihre werthe Person, ihre Familie und ihr Eigenthum zu schützen. — Man sagte: Ein gewisser Officier habe an seinem Hause eine große Tafel aufgehängt, worauf gestanden hatte: „Hier wohnt N. N. Kriegsgefangener und auf sein Ehrenwort Entlassener u. s. w. — Schade, daß er nicht hinzugefügt: Jetzt der ihm so nöthigen Ruhe Pflegender, wegen der großen auf der Flucht erlittenen Strapazen Ermüdeter u. s. w.

Du kannst denken, welchen Eindruck solche Aushängeschilder in den Provinzialstädten auf die Bürgerschaft machen mußten, die vielleicht der nämliche Officier im Frieden nicht über die Schultern ansah, und sie drückte, wo es nur möglich war.

Die zurückkehrenden Gemeinen schrieen alle: Wir sind verrathen und verkauft worden, mit unsern Ladstöcken hätten wir die Franzosen davon jagen wollen, die Officiere — ja, die waren alle hinter der Fronte. Diese versicherten, wie gewöhnlich, auf Ehre: die Gemeinen hätten die Gewehre weggeworfen, und wären davon gelaufen. — Ein zurückkommender Unterofficier versicherte mir: in der Schlacht bey Jena sey einer von den commandirenden Generalen vor der Fronte auf und niedergesprengt, und habe geschrieen: Ich bitte euch um Gotteswillen, Kinder, rettet euch, lauft was ihr könnt, es ist alles verloren.

An allen obigen mag nun etwas Wahres seyn oder nicht, so blieb es psychologisch richtig: daß jeder Mensch von Natur furchtsam ist und den Tod scheut, und wenn er ihm kalt ins Auge sieht, so hat er die Todesfurcht in sich durch die Vernunft überwunden. — Alle Truppen in der ganzen Welt sind sich hierin gleich; die Geschichte lehrt es. Die Schweden, die unter Carl den XII. die Welt erobern wollten, und unter Gustav Adolph Deutschland befreyten, liefen im siebenjährigen Kriege vor einer Hand voll Preußen davon. Die Franzosen, die im siebenjährigen Kriege vor den Preußen von Roßbach bis an den Rhein liefen, haben jetzt jene Schande gerächt, und unsere ganze Armee in sieben Tagen vernichtet, aufgelöst und zerstreut, so daß sie wie Zugvögel nach Hause oder 60 Meilen weit über die Weichsel sich retteten. Der Sieg hängt von der Weisheit des Führers und dem Princip ab, welches er unter den Truppen als einen Stützpunkt hinstellt, daß sie durch dessen Hülfe vermöge ihres Geistes die Furcht vor dem Tode in ihrem Gemüthe überwinden. — Der General Blücher hat in diesem Kriege bewiesen, daß die Preußen auch jetzt noch diesen Namen verdienen, und in der Folge werde ich Dir alle Braven nennen, die als Führer einzelne Trupps bis zum Könige brachten.

Uebrigens ist der Krieg noch nicht zu Ende; die Akten sind noch nicht über den Werth oder Unwerth unserer Armee abgeschlossen, und vielleicht sind in den Schlachten an der Saale nur die räudigen Schaafe ausgemärzt worden, die jetzt zu Hause von ihrem eigenen Fett zehren. Für diese mußte wohl die Stimmung der übrigen Stände sehr beschämend seyn, deren größter Theil an Selbstvertheidigung, und an die Organisation eines Landsturms dachte. Es wurden dem Könige von allen Seiten Pläne und Projekte zu diesem Landsturm eingereicht. Ich habe einige zu Gesichte bekommen, deren Inhalt ich Dir bekannt machen will:

Ein Mann, von dem es wohl niemand erwartete, schrieb folgendes an den König: „Ihre getreuen „Schlesier haben erfahren, daß Sie und Ihre Armee ein Unglück am 14ten Octbr. betroffen hat, „welches für Ihren Thron und für Ihre Unterthanen in seinen Folgen gleich verderblich seyn möchte, wenn nicht bald die zahlreichen Hülfsmittel angewendet werden, welche die Nationalkraft darbietet, den Feind von unsern Grenzen abzuhalten. — „Ich kann Ihnen im Namen aller meiner Landsleute, der ganzen schlesischen Nation, versichern, daß „wir bereit sind, unser Leben und unser Vermögen „für die Erhaltung Ihres Hauses und unserer uns „so werth gewordenen Verfassung hinzugeben. Wir „bitten bloß, E. K. M. wollen uns nur einen mit „Autorisation versehenen tüchtigen General senden, „um uns alle dem Feinde entgegen zu führen. Schlesien ist voll von braven waffenfähigen Männern, es „hat Nationalkraft genug, seine Vertheidigung selbst „übernehmen zu können. — Erlauben E. K. M. „allergnädigst nur, die nächsten Mittel zur Organisation eines allgemeinen Landsturms einschlagen zu „dürfen. — Innerhalb der Grenzen der schlesischen „starken Vestungen muß der zum General-Gouverneur ernannte General alle diejenigen sammeln, welche jetzt schon Heerdenweise aus der französischen „Gefangenschaft entflohen sind, die er mit Waffen „aus den Vestungen zu versehen hat. Die Landescassen zahlen ihnen den Sold, das Land liefert ihnen Lebensmittel. Die zurückgekommenen Officiere „können nach Kriegsmanier nicht wieder angestellt werden; dagegen mache man die Feldwebel und Unterofficiere zu Oberofficieren, deren nicht so viele, wie „es sonst üblich war, nöthig sind. — Es befinden „sich in Schlesien an 5000 Büchsenschützen, welche bisher die adlichen und Königlichen Jagden beschossen; „mag das Wildpret vor ihnen jetzt sicher seyn, man

„bilde aus diesen Jagd- und Forstbedienten ein Jä-
„gercorps, welches wegen seiner Kunstfähigkeit im
„Schießen dem Feinde großen Abbruch thun wird.
„Schlesien hat eine große Anzahl von schönen Pferden,
„die mehr als hinreichend sind, eine Reiterey zu orga-
„nisiren, man setze solche in Requisition, sie würden
„dem Feinde doch in die Hände fallen. — Ich habe
„gehört, daß 10000 Rekruten in Schlesien ausgeho-
„ben werden sollen, man nehme sie zur Verstärkung
„der größtentheils zurückkommenden schlesischen Regi-
„menter. Außerdem werden sich Freywillige genug fin-
„den, die gern Dienste nehmen werden, und E. K.
„M. können in wenigen Wochen eine neue schlesische
„Armee organisirt dem Feinde mächtigen Widerstand
„leisten sehen. Dürfte ich von einem Operationsplan
„reden, so wäre er folgender: — Die Armee hält
„sich stets im Gebirge, und lehnt ihren linken Flügel
„an das neutrale Böhmen, und wird auf der rechten
„Seite durch die Vestungen geschützt, sie zieht sich bis
„gegen die Oberlausitz und in den Plauischen Grund
„hinauf, und bedroht von hier aus Dresden, die Elbe
„und den Rücken des Feindes, der an die Weichsel zu
„marschiren im Begriff ist."

Dies war ungefähr der Plan, den ich las, hörte aber von keiner Entscheidung des Königs. Endlich (wie Glogau schon erobert war) erschien der Fürst von Pleß als General-Gouverneur von Schlesien, und ein Königliches Manifest, welches in der Hamburger Zeitung gestanden hat. Ob nun jener Plan (viel zu spät) in Erfüllung gehen möchte, das ist zu erwarten.

Glogau hat sich vier Wochen gehalten, obzwar weder seine Fortification, noch seine Besatzung dies hoffen ließen, und dem Commandanten gebührt desfalls alles Lob. — Der Hauptgrund, weshalb diese Stadt capitulirte, war kein anderer, als daß die Truppen zu funfzig in einer Nacht davon liefen, da sie von einer neuen Insurrection in ihrem Vaterlande Wind

bekommen hatten. Der Commandant erwartete einen Sturm, den er nicht abzuschlagen hoffen durfte, deshalb suchte er die Stadt zu conserviren. Der Ort hat sehr gelitten, und die Einwohner haben in allen Classen sehr viel ausstehen müssen *).

Was in Schlesien gefährlich zu werden droht, ist die Verzweiflung, welche die Weber im Gebirge ergreift, die durchaus keinen Unterhalt haben. Die Kaufleute haben sämmtlich allen Leinwandeinkauf eingestellt, da sie kein baares Geld haben und nirgend zu bekommen wissen. Ihr Wechselplatz (Breslau) ist gesperrt, und die Hamburger geben keine Commission.

*) Zur Ehre des Kammercollegii zu Glogau führe ich hier noch an, daß dasselbe, den Kammerdirektor Kieckhöfen an der Spitze (der Kammerpräsident Hr. v. Massov hatte Kränklichkeits halber seine Dimission genommen), dem französischen Generalgouverneur von Schlesien, Herrn Bertrand, welcher den Eid der Treue gegen seinen Monarchen von diesem Collegio verlangte, folgendes erklärte:

„Sie werden einsehn, mein Herr, daß, da unser Souverain, der König von Preußen, uns von dem Eide der Treue nicht entlassen hat, den wir ihm gelobten, wir nicht mit gutem Gewissen einen andern jenem widersprechenden Eid leisten können. Sie würden uns selbst als schlechte Menschen verachten und auf unsre Dienste nicht den geringsten Werth setzen können. Wir haben zwar größtentheils kein Vermögen, wir wollen aber uns unsern Unterhalt lieber auf jede andere Weise zu erwerben suchen, als einen Meineid begehen."

Hr. Bertrand, gerührt durch diese Erklärung, erwiederte: „Meine Herren, Sie sind völlig in einem Mißverständniß, wenn Sie glauben, daß der Kaiser, mein Herr, etwas von Ihnen verlangen könnte, was Ihrer Ehre und Ihren Pflichten zuwider liefe, welche Sie Ihrem Souverain gelobt haben. Ich kann und darf Sie aber nicht Ihres Amtes entlassen, verlange aber durchaus nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mir auf Ihre Ehre versichern, nichts vornehmen zu wollen, was zum Nachtheil der französischen Armee und ihren Operationen gereichen könnte."

Da dieses Versprechen ohne Bedenken geleistet werden konnte, so setzte das Kammercollegium seine Amtsführung fort.

Ich hatte im Gebirge zu thun, und ließ hier einige Worte von Landesvertheidigung fallen, fand aber bey den Kaufleuten, einige wenige ausgenommen, keine Zustimmung. Eigentlich war es nur mein Spaß, denn du weißt, daß ich nicht für den Degen geschaffen bin. Die Kaufleute kreuzigten sich vor dem bloßen Wort: Landsturm, und meinten, das könne, ja Leib und Leben, Haus und Gut, Leinewand und Bleichen kosten. — Der Kaufmann ist doch stets der schlechteste Patriot, aber der größeste Egoist; er geht nur immer von sich aus und glaubt, der Staat sey um seinetwillen da; er will recht viel Schutz und Unterstützung von der Regierung haben, jedoch bloß dafür bezahlen, und zwar so wenig als möglich. Von Schlachten und vergossenem Menschenblut, wenn sie auf seinen Handel keinen Einfluß haben, liest er für sein Leben gern in der Zeitung, aber für den Staat Menschenblut vergießen, und zu dessen Vertheidigung etwas leisten, ist nichts für ihn.

Ein bayerischer Deserteur setzte einige Gebirgsstädter in Allarm, bis er auf einem Dorfe arretirt wurde. Der schlichte Gebirgsbewohner, besonders die Contrebandiers, sind voll von Muth, der Städter gehört in die Cathegorie der alten Weiber.

Vier und vierzigster Brief.

Berlin, den 31. Dec. 1806.

Zum Schluß dieses für Preußen so verhängnißvollen Jahrs, in welchem die Regierung zu zwey gleich zerstörenden Maaßregeln griff, zur Fabrikation eines auf nichts begründeten Papiergeldes, und zu einem Kriege mit seinen natürlichen Alliirten, wozu keine Motiven

sich auffinden lassen, die nicht vorher schon da waren, wirst Du mir erlauben, das künftige Schicksal dieses mir so werth gewordenen Staates zu prognosticiren.

Preußen ist jetzt, wie es scheint, aufgelößt, weil die vorige Regierung sich von der Fundamentalverfassung entfernte, die vier Regenten seit hundert Jahren diesem Staatsverein zur Basis unterlegten, und weil die jetzige Regierung nicht mehr stark genug war, dem Strom des Verderbens einen Damm entgegenzusetzen.

Preußens Macht war auf das Militair, dieses auf die Finanzen, das Militair in sich auf das Ehrgefühl begründet; die organischen Gesetze lagen in dem Willen des Einzigen, der an der Spitze stand. Friedrich Wilhelm II. ließ die Armee ausarten, und vernichtete das Finanzwesen, in ihm war weder Wille noch Kraft, mit dem Zeitalter und seiner Entwickelung fortwirkend organische Gesetze zu schaffen, oder die alten zu erhalten; seine Gewalt ging auf einen Areopagus über, der sein Privatinteresse dem des Staats vorzog.

Friedrich Wilhelm III. konnte dem Verderben nicht mehr Einhalt thun, weder das Alte erhalten, noch etwas neues Besseres erschaffen, so gern er es auch wollte; die Gewalt ging auf zwey sich entgegenwirkende Körper über, auf das Cabinet und den Staatsrath. Daher viele Berathschlagung, keine Handlung, keine Energie, kein Erfolg. Von dem alten Staatsgebäude stand nur noch die schöne aufgeputzte glänzende Schaale, dem Unkundigen schien dieser Pallast Wind und Wetter zu trotzen, die Mittagssonne warf ihre brennenden Strahlen darauf, und der Pallast stürzte zum Erstaunen der Zuschauer zusammen. Wer nun die Baustelle benutzen will, der nehme neue Gewerken an, und führe einen ganz neuen, dem Zeitalter angemessenen massiven Bau auf.

Friedrich hatte, wie ich Dir schon vor zwanzig Jahren schrieb, sein Staatsgebäude auf Principe fundirt, die dem Zeitalter angemessen waren, man mußte solche nicht aufgeben, sondern nur modificiren; man ließ aber stehen, was geändert werden, und man riß ein, was nothwendig stehen bleiben mußte. Man gab dem Adel immer noch ausschließend die Officierstellen in der Armee, und hob das Magazinwesen und das Colbertsche System auf.

Wenn Friedrich etwas versah, so war es nichts anders, als daß er dem Staate keine Fundamental- oder organische Gesetze gab, und solche unter Garantie eines aus allen Classen der Unterthanen bestehenden Senats setzte, wodurch seinen Nachfolgern und ihren Ministern die Hände gebunden worden wären, das Gute einzureißen. So war die Entwickelung des preußischen Staats von seiner Abründung im Süden abhängig, das unverständige Cabinet (1793) suchte aber solche im Norden hervorzubringen. — Frägt man, warum Friedrich dies nicht that? So löst sich dies Problem vielleicht durch seine Ueberzeugung auf, daß keine Fortdauer sey, und daß ihm alles gleichgültig war, was nach seinem Tode geschehen möchte.

Vielleicht wäre es für den preußischen noch nicht zur Vollendung gediehenen Staatskörper am zweckmäßigsten gewesen, wenn in der Regentenfolge das Adoptionssystem angenommen worden wäre, wodurch in Rom Jahrhundert lang die talentvollsten und vollendetesten Köpfe der Nation den Thron einnahmen. — Sind aber auch die preußischen Armeen geschlagen, die Vestungen des Landes genommen, der König und die Regierung in den entferntesten Winkel des Staats eingeklemmt worden; sind auch die Manen Friedrichs durch Reichstruppen bewacht, denen vor 50 Jahren sein Name schon ein Schrecken war; so folgt daraus noch gar nicht, daß der preußische Staat aufgelöset und ver-

nichtet werden müsse; denn der, welcher jetzt die Weltbegebenheiten lenkt, Napoleon, wird nichts anders wollen, als was dem Interesse Frankreichs angemessen ist. — Man glaubt, der Kaiser werde Pohlen wieder herstellen, er werde England in Rußland erobern, in Petersburg werde er den Frieden dictiren.

Der einzige Grund zur Vernichtung des pohlnischen Reichs war das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Grundherren, mit einem Wort, die Feudalaristokratie. Der Entwickelung in diesem Lande war durch seine geographische Lage ein Riegel vorgeschoben. — Wer diese Hindernisse nicht sogleich entfernt, der kann den Staat nicht selbstständig machen. Er muß einen Mittelstand erschaffen. — Wollte er durch ein Machtwort die Classe der Bauern zu Eigenthümern erheben, so hilft dies zu nichts, denn die Individualität des pohlnischen Bauers strebt selbst dieser Entwickelung entgegen. In wessen Hände würde die Regierung fallen? In die des Adels! Welche Selbstständigkeit dieser hervorzubringen vermag, das können wir aus der Geschichte aller Reiche entlehnen, wo er dominirte. — Umgeben von Rußland und Oestreich würde der König von Pohlen stets neuen Angriffen ausgesetzt seyn. Pohlen kann nur langsam zur Entwickelung unter der Herrschaft der benachbarten Staaten gedeihen, und für Preußen ist diese Souveränität eine Last, wie ich Dir oft geschrieben habe. Wäre es jetzt durch diesen Krieg möglich, ihr zu entsagen, mit beiden Händen möchte es darnach greifen.

Nimm einmal die Charte von Pohlen zur Hand, und betrachte die Grenze des russischen Reichs. Napoleon hat seine Operationslinie bis hinter den Bug, bis Tykozin ausgedehnt. Jetzt noch besetzen seine Truppen das Terrain von den Küsten der Ostsee bis an die Grenze des neutralen östreichischen Westgalliziens. Sieh' dagegen die Breite des Gegenstandes, auf den die fran-

zösischen Armeen wirken müssen. Es ist die Linie von Pilten in Curland bis an den Dniester, bis nach Mohilow. — Sieh die Menge von Flüssen, Seen, Morästen, Wäldern und Wüsteneyen, die diese Länder verunstalten, und Du wirst mir Recht geben, daß es hier schwer zu kämpfen ist.

Rußland und Frankreich mögen sich über der zusammengestürzten Pforte die Hände reichen, sie mögen die Dardanellen und den Canal von Constantinopel vom Peststoff befreyen, und einen lebendigen Handel zwischen den Häfen des mittägigen Frankreichs und denen des schwarzen Meeres eröffnen, so wird Englands Uebermuth besser gedemüthigt, als durch Napoleons Anwesenheit in Petersburg. Was sich nicht halten kann, mag fallen, wie das Reich der Ottomannen.

Was Preußen anlangt, so muß es Frankreich conveniren, daß hier eine Macht fundirt wird, die, zu schwach Frankreich zu schaden, Stärke genug hat, dem nach Süden eindringenden Norden zur Vormauer zu dienen, und Oestreich die Waage zu halten. — Mag immerhin Westphalen mit Holland vereinigt bleiben. Dieser Staat kann dadurch früher zu seiner ehemaligen Macht wieder emporsteigen. Mögen der Fürst von Fulda und der Herzog von Braunschweig Großherzöge von Großpohlen und Litthauen werden, so kann ganz Niedersachsen dem preußischen Staate zur Entschädigung dienen. — Die Nationalkraft wird dadurch eher steigen als fallen. Freylich werden wir nach dem wiedergekehrten Frieden nicht mehr nöthig haben, 250000 Müssiggänger zu füttern, und im Auslande Taugenichtse zu kaufen, um sie zum Spaß in bunte Lappen zu kleiden. Freylich werden wir den Erbadel vernichten müssen, wenn auch die Dominien bleiben, wie sie sind: Freylich werden wir die Impulsionskraft an der Spitze des Staats in der Einheit feststellen müssen, und neuer or-

ganischer Gesetze bedürfen. Ob dies aber ein Unglück wäre, das bezweifle ich.

Groß waren seit 10 Jahren die Pläne des großen Genies Napoleons, jetzt ist der Schleier noch nicht gelüftet, der die neuesten bedeckt. — Bisher hat er sie alle vollendet. — Als Preuße schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß ein so großer Kopf, wenn er Englands Handelsmonopol vernichten, und dem nordischen Riesen, der seine Hände nach dem Süden ausstreckt, auf die Finger klopfen will, sich dazu besser eines Königs von Preußen, als eines Marquis de Brandenbourg bedienen könne *).

Wer glauben kann: Napoleon wolle in Norden Eroberungen machen, der irrt sich; wollte er auf diese ausgehen, warum nahm er nicht längst Spanien und Portugal?

*) S. Note H.

Zusätze.

Erster Zusatz zu Seite 1.

Heute fiel mir der erste Brief in die Hände, den ich Dir 1786 schrieb, dies veranlaßte mich, die ganze seitdem mit Dir geführte Correspondenz zu sammeln, zu ordnen, und Dir einige Erläuterungen darüber mitzutheilen.

Jener erste Brief enthält eine Prophezeihung meines Vaters, du würdest aber irren, wenn Du solche durch die jetzige Vernichtung des preußischen Staats erfüllt zu sehen wähntest. Mein Vater konnte im Deutschen keine aus fremden Sprachen entlehnte Worte leiden, so lange es noch ein deutsches Wort gab, welches einigermaßen für den Begriff paßte, den andere durch ein aus andern Sprachen entlehntes Wort ausdrücken wollten *).

Störenfried hieß ihm ein Reformator, und er meinte wohl Friedrich Wilhelm III. damit, von dem das Publikum in jener Zeit erwartete, er werde alles wieder herstellen, was Friedrich Wilhelm II. verderben möchte, da Friedrich II. von ihm gesagt hatte: Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen.

Man muß gestehen, daß Friedrich Wilhelm III. alles gethan hat, was er vermochte, dieser Idee zu entsprechen; das sündhafte Zeitalter war ihm aber zu mächtig. Die jetzt erfolgte Zerstörung der preußischen Regierung, die sah 1786 wohl kein Sterblicher vorher.

Zweyter Zusatz zu dem Abschnitt: Insurrection in Südpreußen. S. 61.

Der General Manstein, der in Kosten 1794 in der pohlnischen Insurrection, bey einem Ueberfall, in ein leeres Faß kroch, ist todt, und kommandirte das jetzige Regiment Holzendorf in Oppeln. Dies Factum verhielt sich folgendermaßen:

Dieser General hatte ein Corps von 1500 Mann unter seinen Befehlen, womit er nach Posen über Kosten mar-

*) S. Note I.

schiren sollte. Kosten war voll von Insurgenten, die, ihm unsichtbar, bey den Bürgern ohne Montirung versteckt waren. Aller Warnungen ungeachtet ließ der General, wie er hier ankam, absatteln, und setzte sich mit seinem Regiments-Chirurgus Rosenfeld im Gasthofe zu Tische. Plötzlich entstand Lärm auf der Straße, der General erschrack, entfernte sich schnell, lief in den Keller, fand hier ein großes leeres Faß und kroch hinein; die Insurgenten stürzten in die Gaststube, und fanden Hrn. Rosenfeld mit entblößtem Degen, der sich ihnen widersetzte, und sich tapfer vertheidigte. In der Vorstadt lagen Husaren; ein Trompeter von ihnen bließ Lärm, und wollte in die Stadt sprengen, der Thorsteher zog aber den Schlag herunter, der Trompeter setzte darüber weg, bließ in der Stadt Lärm, die Truppen eilten herbey, vertrieben die Insurgenten, und befreyeten ihren Chef, ohne seine Ordre, aus seinem unbequemen Schlupfwinkel.

Dritter Zusatz zu S. 63 und 64.

In dem ersten französischen Kriege glaubten die Feldherren der Alliirten, die französischen Generale zu beschimpfen, wenn sie ausbreiteten, es wären Menschen aus der gemeinsten Classe — Schuhmacher und Schneider; vom General Houchard hieß es, er sey ein Stiefelwichser gewesen. Wie sie von diesen Generalen geschlagen wurden, ersann man ein anderes Mährchen, man sagte: die neuen bürgerlichen französischen Generale hätten von ihren vornehmern Vorgängern, einem Türenne, Marschall von Sachsen u. a. ganz bestimmte Vorschriften, Pläne und Dispositionen gefunden, wie man in jedem Terrain in Belgien und am Rhein eine Armee kommandiren müsse; diesen Vorschriften folgten sie blindlings. So lächerlich dies war, so wurde es doch geglaubt, denn man konnte sich nicht von dem Vorurtheil los machen: daß ein Feldherr aus einem andern, als einem adlichen Schooß, gebohren werden könne. Jetzt weiß man aber: daß der größte Theil der französischen Generale aus Männern bestand, und noch besteht, die in ihrer Jugend eine hinreichende Bildung, und sehr viele eine militairische Erziehung erhielten; manche aber z. B. Moreau u. a. wenn sie auch, ehe sie ihre militairische Laufbahn anfingen, in einem andern Stande lebten, vermöge ihrer Genialität sich selbst zu Feldherren bildeten.

Vierter Zusatz zu S. 85.

Die Gräfin Lichtenau saß einige Jahre in Glogau auf der Vestung. Sie kaufte sich hier das schönste Haus, richtete solches auf das Geschmackvollste ein, gab hier Thee's und Gesellschaft. Wer in Glogau irgend auf Wissenschaft und Kunst Anspruch machte, oder für einen genialischen Kopf galt, den zog sie in ihre Cirkel. Der bekannte Rothhardt zog an ihrem Wagen, und man sagte damals, er habe sie heirathen wollen. Benkowitz, der Verf. des Natalis rc. die beliebtesten Mitglieder des Fallerschen Theaters, Herr Nagel u. a. ließen sich den Wein der Gräfin schmecken. Unter ihnen befand sich ein verunglückter Guthsbesitzer, der, da es mit dem Güterhandel nicht gehen wollte, sich mit der Poesie und den schönen Künsten befaßte, er nannte sich Baron Fink, und ist jetzt Caffeetier in Knaben, einer kleinen Stadt an der Oder. An ihn addressirte sich Herr Fantano, der beym Döbbelinschen Theater in Posen Lichtputzer gewesen war, ein junger, schöner, feuriger Italiäner, und bat, ihn als Lautenschläger der Gräfin vorzustellen. Es geschah und er entzückte. Die Gräfin ließ ihn täglich zu sich kommen, um sein reitzendes Spiel und seine volle Stimme zu hören; nach einigen Wochen nahm sie ihn ins Haus.

In ihren Vermögensangelegenheiten führte sie mit dem Könige einen Proceß. Er war es müde, sich noch länger diese ihm ekelhafte Sache vortragen zu lassen, und befahl, der Gräfin unter der Bedingung die Freyheit zu schenken, wenn sie auf alle weitere Ansprüche Verzicht leistete. Dies geschah, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihren Fantano in Wien zum Herrn von Holbein umschaffen zu lassen, worauf sie ihn heirathete, und sich in Breslau niederließ. Sobald diese Heirath erfolgt war, suchte der junge Gemahl bey jüngeren Frauen Befriedigung, und er war es, der den Herrn Trojer gegen seine Frau eifersüchtig machte, die er erstach, und dann enthauptet wurde. Jetzt hat Herr von Holbein die Gräfin verlassen und versichert: „Er wolle lieber von neuem Lichter putzen, als die Wünsche einer alten Maitresse befriedigen." — Sie ist nach Wien gegangen, wo sie ihr Leben zu beschließen gedenkt.

Zusatz ad voc. Requisitionen.

Insofern die Franzosen der englischen Industrie keinen Einfluß auf den preußischen Boden mehr verstatten, und die englischen Aufkäufer roher Producte von den deutschen Märkten verscheuchen, so wäre dieser Zweck wohl für Preu-

ßen

ßen keine Veranlassung zum Kriege gewesen; im Gegentheil dürfte Frankreich und Preußen, so wie ganz Deutschland, hierin ein gleiches Interesse haben.

In der Ausführung dieses großen Plans erscheinen aber große Hindernisse.

Deutschland litt bisher an der englischen merkantilischen Universal-Despotie, wie ein Patient, an einem um sich fressenden Krebs; der Arzt erscheint, und will den Leidenden durch einen Schnitt von dem Geschwür befreyen (es ist das einzige noch übrige Heilmittel); er muß vorsichtige Maaßregeln nehmen, damit sein Patient sich nicht zu Tode blutet.

Indem die Franzosen die Küsten der Nord- und Ostsee dem englischen Einfluß sperren, braucht England Repressalien wegen der Ausfuhr deutscher Producte des Kunstfleißes. Die mit diesem Staate in enger Verbindung gestandenen Hanseestädte so wie die übrigen deutschen Handelsplätze, verlieren einen großen Theil ihrer Capitale, welche den inländischen Fabriken das Leben gaben, und diese gehen ihrer Vernichtung entgegen *).

Der jetzt die preußischen Staaten verwüstende Krieg soll auf Kosten derselben geführt werden, deshalb ist das Requisitionswesen eingeführt. Die Franzosen setzen sich in den Besitz der Resultate der Industrie, des baaren Geldes, durch Contributionen; es tritt nichts an dessen Stelle. Diese Last wäre gleichmäßig zu vertheilen, die Städte und der Mittelstand dürften sie nicht mehr fühlen wie der Guthsbesitzer.

Es ist bekannt, daß nach Friedrichs System der Schatz, die Banken, Lombards und die Seehandlung bisher in der Geldcirculation das Herz waren, das Geld strömte hier ab und zu. Diese Institute waren die Geldcassirer für die ganze Nation; sie sind jetzt entfernt, mit ihnen der größte Theil des baaren Geldes, mithin ist es um alle Circulation geschehen; Handel und Industrie liegen gänzlich darnieder. — Für die preußische Armee wurden 14 Millionen Thaler vom Lande contribuirt und eingenommen, aber auch eben so bald wieder ausgegeben. Die Armee und ihre Ausgabe existirt nicht mehr, die Abgaben sind geblieben.

Schlesien zog durch den Leinenhandel allein 5 Millionen vom Auslande. Hamburg hat einen Theil seiner Capitale in diesen Handel gesteckt, was aber die inländischen Kaufleute vom Auslande an Wechseln einzogen, wurde in Breslau discontirt; seit hier weder eine Bank noch Geld mehr ist, hat aller Handel aufgehört, es wird keine Leinewand mehr eingekauft, und die Weber, welche davon ihr tägliches

*) S. Note K.

Brod hatten, werden ihre Abnehmer (die Kaufleute) plündern, von denen sie gedrückt zu seyn wähnen.

Die französischen Heere bezahlen ihre Bedürfnisse nicht, sie nehmen solche durch Requisitionen, die Einwohner geben ihre Bestände hin, aller Erwerb ist ihnen abgeschnitten.

Diese Darstellung der unglücklichen Lage des preußischen Staats ist der Wahrheit gemäß. — Ich glaube, daß Mittel vorhanden sind, um sowohl die Bedürfnisse der Truppen zu befriedigen, als auch den Wohlstand des Landes nicht völlig zu Grunde zu richten.

Bey der Ausführung dieser Idee stoßen dem Beobachter zwey Fragen auf: 1) Was erfordert die Französische Armee zu ihrer Subsistenz, und in wie weit ist die physische Möglichkeit vorhanden, diese Bedürfnisse aus dem eroberten Lande zu nehmen, ohne die Einwohner zur Verzweiflung zu bringen? 2) Auf welche Art und Weise kann die Last gleichmäßig vertheilt werden?

Beide Fragen muß derjenige auflösen, der eine richtige Kenntniß des National-Reichthums hat. Nach Friedrichs System war bey uns der Grund und Boden am wenigsten direkt belastet, die Städte waren die Quellen, aus denen er schöpfte, und er legte ihnen das platte Land unter, indem solches gezwungen war, seine rohen Producte auf den Märkten in den Städten zu verkaufen und hier die Gegenstände des Luxus einzukaufen. In neueren Zeiten hat man aber dies System theilweise verlassen, die Abgaben der Städte sind zwar geblieben, keinesweges aber das alte für sie günstige Verhältniß gegen das platte Land; man hat nicht strenge darauf gehalten: daß die Guthsbesitzer ihre rohen Producte zu Markte in die Städte fahren mußten, die Aufkäuferey wurde nicht strenge genug bewacht, die Ausfuhr roher Producte war häufig erlaubt, die Bier- und Branntwein-Fabrikation war sehr hoch in den Städten, auf dem Lande nicht versteuert. Es wurden im Wege der Defraudation eine Menge auswärtiger unversteuerter Consumtibilien und Waaren auf dem platten Lande eingeschwärzt, die man in den Städten versteuern mußte.

Der Guthsbesitzer erhielt durch die Pfand-Creditsysteme große Capitale zu neuen Anlagen in die Hände, die dem städtischen Erwerbfleiße entzogen wurden, wogegen die Banken, die für den Handel von Friedrich organisirt waren, zuletzt sogar Hypotheken discontirten, und ihrem ersten Fundations-Zweck nicht mehr entsprachen. Daher ist der Mittelstand seit 20 Jahren verarmt, der Guthsbesitzer hat gewonnen; daher ist des Geldes weniger und doch die Sachen theurer geworden, da jenes in zu wenige Hände fiel und der Handlungsbilanz nachtheilig wurde. — Sollen nun

durch den Krieg die Städte nicht völlig ruinirt, mit ihrem Falle der Mittelstand nicht zu Grunde gehen, aller Handel und Industrie verschwinden, und wir dadurch den Engländern indirekt in die Hände fallen, so muß die Requisitions- und Einquartierungslast gleichmäßig vertheilt werden. Bisher hat man mehr die Städte als das Land bequartiert, wie dies die Natur der Sache begründet. Alle Bedürfnisse der fremden Truppen, so wie der Betrag der Contribution, kurz alles, was die Sieger fordern, wäre zu einem baaren Quanto ein für allemal in den eroberten Provinzen anzugeben; dies Quantum muß Verhältniß zu dem Nationaleinkommen und davon bisher entrichteten Staatsabgaben haben, und den Einwohnern ein Surplus des Ertrags bleiben, wovon sie leben können. Die Repartition der aufzubringenden Requisitionen aller Art müßte auf sämmtliche Einwohner des Staats fallen, welche den Nahrungsstand ausmachen.

Sobald im Verhältniß zu dem Nationaleinkommen der Betrag der Bedürfnisse der fremden feindlichen Truppen festgesetzt wäre, könnte man folgendes Princip der Hauptvertheilung annehmen: Die Staatseinnahme kömmt 1) aus den Domainen; 2) von der Industrie durch Accise; 3) von Grund und Boden durch Contribution; 4) von sämmtlichen Einwohnern vermöge landesherrlicher Regalien, wohin die Salz- Concessions- und andere Gefälle gehören.

Ist nun pro Thaler des Staats-Einkommens der zu leistende außerordentliche Beytrag festgesetzt, so könnte man der Einnahme sub 4. den Grund und Boden hinzurechnen, weil die Contribution nach einem viel zu geringen Maaßstabe angenommen worden ist.

Gesetzt, das Staatseinkommen betrüge 20 Millionen, wozu jede der oben angegebenen Einnahmen ein Viertel oder 5 Millionen beytrugen, und der Feind forderte 20 Millionen Requisition, so müßten die Domainen 5 Millionen vom Domainen-Ertrag und ihren Beytrag zahlen, insofern die Domainen-Unterthanen contribuabel sind. Die Städte zahlen 5 Millionen, insofern sie accisbar, und ihren Beytrag, insofern sie contribuabel sind; 10 Millionen würden aber nach dem Maaßstabe der Contribution erhoben. — Jede Provinz trüge aber die Last nach Maaßgabe ihrer Provinzialeinnahme-Etats. In den Domainenämtern würde von den Domainenunterthanen ein Beytrag vom Amte gefordert, der von ihren Dominialprästationen zu leisten wäre, ein anderer vom Kriegssteueramte mit der Contribution. Das Amt zahlt den Rest vom Vorwerksertrage.

Da auf dem platten Lande in den eroberten Provinzen der Adel von seinen Vorwerken keine Steuern oder nur Ritterpferde entrichtet, so wird derselbe zu dieser außeror-

deutlichen Steuer auf den Grund seiner Aussaat mit hin= angezogen. In den Städten werden die neuen Abgaben mit der Accise erhoben, dem Einwohner des platten Landes aber solche beym Ausgange versteuerter Waaren abgeschrieben.

Statt alles baaren Geldes müßte eine jede Provinz für sich in solidum über ihren Beytrag Scheine ausstellen, welche statt baaren Geldes anzunehmen und in Cours zu setzen wären. Der Betrag für ein jedes Dominium der Commune würde in die Hypothekenbücher eingetragen, und jene Scheine erhielten die Rechte der Pfandbriefe, welche letztern jedoch auch in Zahlung anzunehmen wären. Jede Provinz errichtete Amortisationscassen; ein jeder Contri= buent zahlte dahin 5 Procent von seinem Beytrag, um in 20 Jahren das Ganze abzutragen. Es würde nämlich alsdann von obigen 20 Millionen Requisition nur 1 Million jährlich aufgebracht. Die französische Regierung nimmt diese Steuerscheine statt Geld, und zahlt damit alle ihre Bedürfnisse nach einem festen Preise; den Sold der Trup= pen, den der Civilofficianten und kriegsgefangenen Offi= ciere. — Es wird den Soldaten dann vorschriftmäßig Quar= tier und Kost gereicht, bestimmt, wie beides beschaffen seyn soll, und der Preis festgesetzt, der dem Wirth zu vergütigen ist. Eben so wird es mit Getraide, Getränke, Pferden, Rindvieh ꝛc. gehalten. — Damit der Wechselcours Fortgang hat, werden Interimsbanken, wo deren sonst gewesen sind, etablirt, und die Wechsel mit Steuerscheinen discontirt.

Bey dieser Methode erscheint nur eine Classe von Ein= wohnern, die leer ausgeht: die Capitalisten, die auf dem Lande leben; denn wohnen sie in den Städten, so zahlen sie die erhöhte Accise. Auch sie müssen herangezogen werden. — Man lasse ihnen die Wahl, entweder in den Provinzialstäd= ten zu wohnen, wo sie keinen direkten Abzug von ihren Renten zu erwarten haben, da sie alsdann die Accise zahlen; indeß wenn sie auf dem Lande leben wollen, so müssen sie von jedem Thaler ihrer Einnahme an Zinsen eben einen sol= chen Beytrag geben, als der Guthsbesitzer nach dem Maaß seiner Contribution zu zahlen verpflichtet wäre, welcher Beytrag dem letztern zu Gute kommen muß. Sagt man über diesen Plan: „daß der Feind sich durch die Steuer= scheine in den Besitz der Sachen setzen würde,“ so ist dies richtig; es wird aber dadurch bewirkt werden, daß die Last mit Gleichheit getragen, und solche weniger fühlbar wird, da man sie in zwanzig Theile zerlegt, und auf zwanzig Jahre verschiebt, in denen man sie durch Fleiß beseitigen könnte.

Jetzt werden uns sämmtliche Resultate unsers Fleißes und der Industrie, Geld und Sachen, genommen; diejeni= gen, welche sich im wirklichen Besitz des baaren Geldes

befinden, die Capitalisten, tragen am wenigsten. Diejenigen, welche nur ein scheinbares Vermögen haben — die Hausbesitzer in den Städten, sollen den größten Antheil an der Last tragen.

Die reichen Inhaber des baaren Geldes, die Juden, indem sie geschont werden, wirken noch empfindlicher auf die Eigenthümer, Officianten u. a. die wenig Geldvorrath haben; man sucht bey diesen das baare Geld, sie müssen es wieder suchen, und erhalten es kaum gegen ungeheure Abzüge auf unzerstörbare Sicherheit.

Nimmt man in den preußischen Staaten einen Geldvorrath von 40 Millionen vor dem Kriege an, was sehr viel ist, so ging ein Drittel gewiß mit den Königlichen Cassen, Banken ꝛc. über die Weichsel, ein Drittel ist noch in den Händen der Juden und ein Drittel mag noch in Circulation unter den übrigen Staatsbürgern seyn, die nun zu unerschwinglichen Contributionen herangezogen werden.

Zusatz zu S. 212, bey dem Ausdruck:

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

„Kurz nach Errichtung der Bürgergarde revidirte ein „Officier derselben seine Wachen, und fand einen Bürger „im Schilderhause ruhig schlafen; er weckte ihn auf und „verwieß ihm seine Schläfrigkeit. Schlaftrunken verthei„digte er sich mit den Worten: Ruhe ist die erste Bür„gerpflicht.“

Ueber den Charakter der Berliner.

Jede Residenz eines Staats zeigt einen eigenthümlichen Charakter, dies hat seine natürlichen Ursachen: die mehrsten Menschen sind mehr für Eindrücke empfänglich, die sie empfangen, als im Stande, auf andere einzuwirken; sie haben mehr Einbildungskraft im Auffassen als Phantasie im Hervorbringen.

Jede Residenz, die oberste Staatsgewalt in ihrer Mitte, ist der Centralpunkt, aus welchem auf die Nation eingewirkt wird; die hier residirende oberste Staatsgewalt bildet ihren Charakter, sie ist für das Ganze das Herz; alles strömt aus ihr hervor, und geht dahin wieder zurück. — Ist die Residenz noch zugleich eine Stadt, wie London, die über den Welthandel gebietet, so hat auch diese Eigenschaft einen großen Einfluß auf ihren eigenthümlichen Charakter. Alle wichtige Staatsrevolutionen, alle und jede Volkserziehung ging stets von der Residenz aus. — Auf eben diese Weise bildete sich der Charakter der Berliner, und wenn

die verschiedenen Provinzialhauptstädte, Breslau, Königsberg, Warschau ꝛc. eine ganz andere Ansicht gewähren wie Berlin, so liegt es darin, daß der preußische Staat ein künstliches Machwerk, ein Produkt der Kunst, aus vielen heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist.

Seit dem großen Churfürsten war die Tendenz des preußischen Staats militairisch, dies blieb bis auf den heutigen Tag. Bis zu dem höchsten Punkt des Ruhms, den die preußische Armee erstieg, bis zum Jahr 1788, nach Beendigung der holländischen Campagne, gab das Militair in Berlin, besonders die Haustruppen, den Ton an. — Die Söhne der Ersten des Adels ließen sich diesem Corps einverleiben, und wirkten dann durch ihren Stand und ihr Geld auf die Masse. Ganz den verfeinerten physischen Genüssen hingegeben, thaten sie das Ihrige und trugen mit allen Kräften dazu bey, moralische Verderbtheit (nach Fichten das sündhafte Zeitalter) herbeyzuführen. Seit der Regierung Friedrichs theilte sich dem Berliner Publikum etwas mit, was die Folge seiner Denkart und Handlungsweise war. — Unter seinem Vorfahren, Friedrich Wilhelm I. bestrebte sich alles der Frugalität, der Häuslichkeit und bürgerlicher Sitten. Wenn er auf der Straße erschien, und sah Jemand müßig stehen, so sagte er ihm wohl eine Sottise. Er war religiös, und die erste Klasse in Berlin versäumte keinen Gottesdienst.

Friedrich liebte die Wissenschaft, die Kunst und die Denkfreyheit, er verachtete alle Bigotterie, und bekümmerte sich um den Glauben seines Volks nicht; er war witzig, liebte die Freuden der Tafel, und über die Moralität der Unterthanen glaubte er zu wachen sich nicht berufen. Auf seinen Befehl ließ man in Berlin Bordelle anlegen, weil es eine nothwendige Polizeymaaßregel schien. Er ließ Berlin auf alle Weise verschönern, begünstigte die Industrie und den Luxus, und erhielt die Bedürfnisse erster Nothwendigkeit immer in einem wohlfeilen Preise. — Der Charakter der Berliner nahm hiernach seine Richtung. Sie widmeten sich der Literatur und der Kunst, sie übten sich um stets witzig zu seyn (selbst der Pöbel), sie bestrebten sich elegant zu wohnen, das Moderne war in ihren Augen immer das Schöne, dies in ihrer Lebensweise zu erreichen, war ihr höchstes Ziel. Die Freygeisterey, Gespött über Religion, ein liederliches Leben, und der üppigste höchste physische Genuß waren Zwecke ihres Daseyns.

Friedrich II. war der Held des Jahrhunderts, seine Armee die unüberwindliche, diese Vorzüge eigneten sich die Berliner an, stolz sahen sie auf alle Provinzialen herab, verächtlich behandelten sie den Ausländer, unhöflich den Frem-

den, der Friedrichs Denkmahle in Berlin aufsuchte. — Schlug Friedrich die Oestreicher, Russen und Franzosen, so sagte jeder Friseur: „Wir haben sie geschlagen.“ Nach Friedrichs Tode hat dies noch so lange fortgedauert, bis die französische Revolution ausbrach, wodurch alle Berliner Tonangeber in Demokraten verwandelt wurden. In den Tabagieen und in den Kaffeehäusern setzten sie damals Könige und Fürsten ab, ernannten Conventdeputirte, und reformirten alles von Grund aus. — Das nachher befolgte Neutralitätssystem war ihnen zuwider, sie sahen vorher, Preußen werde dadurch die so lange in Europa behauptete Autorität verlieren, darum wollte die Masse den Krieg gegegen Frankreich.

Das Berliner Volk ist nur für den Genuß vorhanden, es ist für Geld zu haben, wozu man es nur brauchen will. Es ist brav im Wortkriege, wo die Wein- und Bierflaschen auf dem Tische stehen; zu einem Aufruhr sind höchstens die Gassenjungen geneigt; die älteren Berliner Knaben rottiren sich nie aus einer ernstlichen Begierde zu energievollen Schlägen zusammen, sondern bloß aus Neugierde, um zu sehen, was es giebt. Sieht Jemand z. B. aufmerksam auf einen Punkt, so sammelt sich sogleich ein Haufen um ihn; die Entfernteren, die dies sehen, eilen im Fluge herbey, um was Neues zu erfahren; bald sind Hunderte versammelt, und keiner weiß warum, denn der Spaßmacher, der Aufmerksamkeit erregen wollte, hat sich heimlich entfernt. — Auf eben diese Art belügt einer den andern mit Neuigkeiten, die besonders jetzt von Mund zu Mund gehen. Der eine erdichtet eine den Wünschen des Publikums entsprechende Mähr, der zweyte verschönert, der dritte vergrößert sie, und der vierte macht ein unleugbares Faktum daraus.

Nichts ist schwankender wie die Weiber in der Liebe, sie legen die Liebhaber an und ab, wie man Handschuh an- und auszieht. Sie haben weiter keinen Zweck bey dieser Verbindung als physischen Genuß, oder die Ehe, um ein Aushängeschild für die Sicherheit ihrer Geilheit zu erhalten, auch wohl deshalb, um einen Mann ihren Liebhaber zu nennen, der in der Mode ist. — Es ist nicht außerordentlich, daß Mutter und Tochter einen Liebhaber haben, und das Leben einer Giftmischerin hat in Berlin nichts verdorben.

Nichts ist lächerlicher, wie der Patriotismus der Berliner. Unter den Alten beseelte jedes Individuum das reine Gefühl der Vaterlandsliebe: Die Lazedämonier bey Termopilä. — Bey den Berlinern besteht die Vaterlandsliebe im Geldbeutel. Um aber patriotisch zu scheinen, benutzen sie

dazu die Gelegenheit, wo man in Masse versammelt ist, das Schauspiel, die Concertsäle 2c. wo man den einzelnen Trommler oder Klatscher nicht leicht entdeckt.

Mit zehen französischen Gendarmen ist Berlin in Ordnung zu halten. Der Pöbel in Berlin ist der furchtsamste, den es giebt; gefährlicher ist Breslau und Magdeburg. Man würde den Berlinern zu viel Aufmerksamkeit schenken, wenn man glauben könnte, sie würden revoltiren. — Vielleicht könnte es ein Murren veranlassen, wenn man sie nicht hinter der Weinflasche raisonniren, und sich einander lügenhafte Neuigkeiten aufheften ließe.

Ich würde den Berlinern Unrecht thun, wenn ich sie alle über einen Leisten schlagen wollte. Eine Classe von Menschen ist hier sehr rechtlich, dies sind diejenigen, welche das andere Gesindel Spießbürger zu nennen pflegt. Diese Classe besteht aus den ältern Bürgern, die die ganze Woche arbeiten, am Sontage die Kirche besuchen dann mit ihrer Familie in den Thiergarten gehen und im Freyen ihr mitgebrachtes Abendbrod verzehren; zuweilen in irgend einer honetten Tabagie eine Flasche Bier trinken, und sich an die Zeiten Friedrichs erinnern. — Die Classe von Menschen, welche auf diese folgt, ist ein wahres Bettelpack und Lumpengesindel, die zu allen Schandthaten für sechs Dreyer zu erkaufen sind. — Die höhern Stände sind so ganz in der Genußliebe untergegangen, daß sie nur darin excelliren. — Einen guten Zug haben die Berliner in ihrem Charakter: Es ist Wohlthätigkeit. Sehr oft hat diese einen unlautern Grund: Leichtsinn und die Sucht zu glänzen.

Noten und Anmerkungen des Setzers.

A. zu Seite 13.

Es ist auffallend, wie sehr sich die Preußischen Söhne bemühen, immer Catharinen über die Theilung Pohlens anzuklagen, ohne die nöthigen Beweise hinzuzufügen. Das Project der ersten Theilung (1772) rührte ohnstreitig von Friedrich II. her, dem daran liegen mußte, das Königreich Preußen mit Pommern und Brandenburg durch das dazwischen liegende Land in Verbindung zu setzen. Der Prinz Heinrich leitete die Sache bey seiner Anwesenheit in Petersburg ein, und Catharine bot die Hände dazu, um die in ältern Zeiten abgerissenen Provinzen Mohilow und Polozk wieder mit Rußland zu vereinigen. Der Fürst Potemkin konnte hierbey nicht mitwirken, weil er damals noch keinen Einfluß hatte. Als er späterhin zu den ersten Stellen empor gehoben wurde, kaufte er sich in Pohlen Güther an, und man hatte ihn in Rußland in Verdacht, daß er selbst nach der Krone Pohlens trachtete. Auch verheirathete er eine seiner Nichten (Fräulein Engelhard) mit dem Pohlnischen Grafen Branizky. Diese Umstände lassen vermuthen, daß Potemkin wohl selbst Absichten auf die Krone Pohlens haben konnte, aber wahrscheinlich nicht an die Theilung dieses Landes dachte.

Danzig erhielt Friedrich II. bey der ersten Theilung nicht, weil Catharina II. ihre Einwilligung nicht dazu gab; es ist auch nicht die geringste Ursache, zu glauben, daß der König aus Großmuth eine Stadt sollte ausgeschlagen haben, deren Besitz nicht unwichtig war, und die er in der Folge so sehr drückte, wie es jedermann und dem Verfasser dieser Briefe selbst bekannt seyn muß. War das großmüthig? —

Die letzten beiden Theilungen der Pohlnischen Lande sind durch die seichte Politik des Preußischen Cabinets herbey geführt worden. Der Englische Minister Pitt konnte der Kaiserin die bewaffnete Neutralität zur See nie vergeben, und suchte daher die Türken, Schweden und Pohlen gegen Rußland aufzuhetzen. Die Türken eröffneten die Feindseligkeiten im Herbst 1787 und die Schweden im Frühjahr 1788. Friedrich Wilhelm II. suchte den Pohlen begreif-

lich zu machen, daß der Augenblick gekommen sey, das Russische Joch abzuschütteln. Sie gaben seinen Winken Gehör. — Der Russische Minister, Graf Stackelberg, verließ Warschau, — die Preußischen Truppen marschirten bis Memel und — blieben stehen. Catharina sah dem Spiel ruhig zu. Parturiunt montes et nascitur mus.

Pitt unterdessen zögerte, den Schweden die versprochenen 12 Schiffe zu Hülfe zu schicken und Gustav machte zu Werela Friede ehe sie ankamen.

Friedrich Wilhelm II. that seiner Seits auch nichts für die Pohlen, sondern rieth ihnen vielmehr, sich mit Rußland wieder auszusöhnen, welches auch geschah. Catharina schickte den Herrn von Sievers nach Warschau, um das Mißverständniß auszugleichen. Wäre dieser Rechtschaffene in Warschau geblieben, so hätte Pohlen wahrscheinlich seine Existenz behalten. Aber eine unselige Cabale vertrieb ihn von seinem Posten und der Graf Igelström wurde sein Nachfolger. Was unter diesem vorging, ist bekannt; aber wundern muß man sich, wie Friedrich Wilhelm II., nachdem er die Pohlen gegen Rußland aufgehetzt, sie dann ihrem Schicksal überlassen, nunmehr selbst gegen sie zu Felde ziehen, und Warschau belagern konnte? — Wie kann der Herr Verfasser einen Satz behaupten, der durch offenbare Thatsachen widerlegt wird? — Warum soll denn Catharina allein die Urheberin von Pohlens Theilung seyn? — Glaubt man denn, daß diese kluge Regentin den Nachtheil nicht sollte eingesehen haben, den diese Theilung für Rußland hatte? — Unstreitig ist dieser Nachtheil aber noch weit größer für Preußen. Wie kam es denn, daß das Berliner Cabinet dies nicht einsah, und die Theilung durch falsch berechnete Schritte herbey führte, anstatt sich ihr aus allen Kräften zu widersetzen? — Der Verfasser mag dies auch recht wohl wissen, denn er sagt im 8ten Briefe Seite 52: Preußen schloß ganz gegen sein wahres Interesse den Vertrag zu Pillnitz und **bot die Hände zur Auflösung Pohlens, allen seinen vorigen Versprechungen, die Constitution von diesem Jahre** (die sich die Pohlen auf Preußens Veranlassung gaben) **aufrecht halten zu wollen, zum Trotz.**

B. zu Seite 84.

Zu dieser Cur, die der König in den letzten Tagen seines Lebens wirklich brauchte, wurden besonders ungebohrne Kälber erfordert, die auch mit schweren Kosten angeschafft werden mußten. Von der Haut und den Gedärmen dieser

Kälber wurden Kissen und Polster gemacht, in welche diese zubereitete Lebensluft eingepumpt wurde; auf diesen Polstern mußte der König liegend zubringen — ja, das ganze Zimmer war mit dieser Luft, die der Kranke einathmen sollte, angefüllt.

Daß die ganze Sache ein bloßes Gaukelspiel war, sieht man leicht; aber nicht jedermann ist die Veranlassung dazu bekannt. Folgende Anekdote wird sie erläutern:

Neun Jahre zurück (ohngefähr 1788) wurde in dem Königl. Amte Alvensleben, 3 Meilen von Magdeburg, unter der Direction des General Bischofswerder und des Geheimen Rath Bauman ein Steinkohlenbergwerk errichtet, wozu in dem ersten Jahre die Magdeburgische Kammer die nöthigen Gelder zahlte, welche bis 500,000 Thaler betrugen. Ein Jahr darauf wurde aber dieses Geschäft der Magdeburgischen Kammer abgenommen, und die erforderlichen Gelder wurden unmittelbar vom Könige an den G. R. Bauman ausgezahlt In den ersten zwey Jahren fand man, daß nur die Oberfläche Kohlen hatte, und daß es versteinerte Holzkohlen waren; mithin mußte dieses Werk eingehen. Folgende Personen waren unter andern dabey angestellt: der gewesene Kaufmann Clemens, der Kriegsrath Bismarr und D. Rüdiger — sämmtlich Mitglieder der Magdeburger Freymaurerloge, und Personen, die Tag und Nacht in der Chymie laborirten. Der Kaufmann Clemens (itzt Bergrath) hatte es am weitesten darinnen gebracht, so daß er in den letzten Jahren zweymal vor dem Könige seine chymischen Versuche ablegen mußte, und sogar dem Könige die Möglichkeit, Gold zu machen, gezeigt haben soll.

An der Stelle des Kohlenwerks war seit 8 Jahren in Alvensleben ein chymisches Laboratorium entstanden, wo sich Leute dieser Art aus den entferntesten Gegenden her versammelten, um daselbst für Königl. Rechnung ihre chymischen Versuche anzustellen und fortzusetzen.

Alvensleben war ein Königl. Domainenamt, welches jährlich 40000 Thaler Pacht gab. Da aber diese Herren ihr Werk gern allein treiben wollten, und zugleich sichere Einkünfte zu ihren Ausgaben zu haben wünschten, so wurde 1795 oder 96 dieses Amt der Magdeburgischen Kammer abgenommen, und zu einem unmittelbaren Bergamt gemacht.

Von diesen Herren, deren Anzahl groß war, und sämmtlich aus der Königl. Casse ein ansehnliches Gehalt zogen, hatte man (1797) einige Personen, unter andern auch den Bergrath Clemens und G. R. Bauman, kommen lassen, welche das Mittel erfunden haben wollten, den König durch eine besonders zubereitete Luft wieder herzustellen. Ob diese Luftfabrikanten es redlich meynten und nur

in einem falschen Wahn standen, oder ob sie Betrug und Täuschung zum Zweck hatten, lasse ich an seinen Ort gestellt seyn. Das Gaukelspiel endigte sich mit dem Tode des Königs.

C. zu Seite 120.

Diese Verständigung ist so zu verstehen: Der damals in Frankreich regierende Erste Consul sah die Unmöglichkeit, Malta mit Truppen und den nöthigen Kriegs- und Mundbedürfnissen zu unterstützen, und berechnete also voraus, daß es in die Hände der Engländer fallen mußte. Er faßte daher den Entschluß, den Engländern diese Eroberung zu verbittern und einen wesentlichen Vortheil für Frankreich daraus zu ziehen.

Da Napoleon wohl wußte, daß das Großmeisterthum eine Lieblingspuppe Pauls I. war, so baute Er darauf Seinen Plan. Er ließ daher unter den in Frankreich sich befindenden Russischen Gefangenen einen Officier suchen, der von seinem Kaiser persönlich gekannt war. Diesen fand Er (mit Uebergehung einiger Generale) in der Person des Brigade-Major Sergejef. Er ließ ihn nach Paris kommen, und befahl ihm, sich zu einer Reise nach St. Petersburg fertig zu machen, wozu er Geld und alles Nöthige erhielt. Er gab ihm einen Brief an Paul I. und Taleyrand fügte noch einen an den damaligen Vice-Canzler, Grafen Panin, hinzu. Sergejef reiste also im September 1800 über Frankfurt, Leipzig, Berlin nach St. Petersburg. Da aber Paul I. im April dieses Jahres allen seinen Ministern im Auslande verboten, Pässe zu ertheilen, so wurde Sergejef von dem R. K. Gesandten, Baron Krüdener, an den er sich dieserwegen wandte, in Berlin aufgehalten. Der Minister schickte dem Kaiser mit einem Courier die Depeschen, worinnen, wie die Folge erwies, die Französische Regierung sich erbot:

1) Malta den R. K. Truppen zu übergeben und also den Kaiser in seine Rechte als Großmeister einzusetzen; 2) die in der Schweitz und in Holland gemachten Russischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzugeben, sie neu zu kleiden und als brave Soldaten mit Ober- und Untergewehr ausziehen zu lassen.

Diese Vorschläge waren sehr geschickt, um Pauls Gunst und Freundschaft zu erhalten, und verfehlten auch ihren Zweck nicht. Der Courier wurde gleich wieder nach Berlin zurückgeschickt, und brachte dem Major Sergejef den Befehl, seine Antwort dem Ersten Consul unverzüglich selbst zu überbringen, und den Gefangenen ihre Befreyung

und Wiederaufnahme im Dienst (von welchem sie ausgestrichen waren) anzukündigen.

Das, was eine kluge Politik vorausgesehen hatte, geschah. Paul trank, wie man sagte, die Gesundheit Napoleons, und erklärte Ihn für einen großen Mann. Die Engländer nahmen unterdessen Malta, und gaben es dem Russischen Kaiser — nicht. Paul I. trotzte auf seine Rechte, brach in Feuer und Flammen aus, erklärte den Engländern den Krieg, legte Beschlag auf alles Englische Eigenthum, obgleich in den Verträgen genau bestimmt war, daß, im Fall eines Bruchs zwischen beiden Regierungen, den gegenseitigen Unterthanen ein Jahr vergönnt seyn sollte, um ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen und sich nach Hause zu begeben. Der Vice-Canzler, welcher gegen diese strengen Maaßregeln Vorstellungen machte, verlor seine Stelle.

Dies wird hoffentlich genug seyn, um die Verständigung zu verständigen, und zu beweisen, daß kleine Ursachen öfters sehr große Wirkungen hervorbringen, welche wohl die Profanen, aber nicht die Eingeweihten täuschen können. Es bleibt immer Vorwitz, über Wirkungen zu urtheilen, ohne die Ursachen zu kennen; aber es gehört mit zum guten Ton, alles wissen zu wollen.

D. zu Seite 120. **

Es ist eine mißliche Sache, wenn Uneingeweihte über das Staats-Interesse fremder Länder Urtheile fällen. England ist Rußlands Fuhrmann, indem seine Schiffe die Russischen rohen Erzeugnisse abholen, und sie theils selbst verarbeiten, theils andern Völkern zuführen. Da Rußland nicht Hände genug hat, und, seiner physischen Lage und Natur nach, nie genug haben kann, um diese Erzeugnisse selbst zu verarbeiten und auch auszuführen, so ist der Englische Handlungsgeist diesem Lande nicht allein nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich, weil er den Absatz seiner rohen Produkte befördert. Rußland ist eine Landmacht, und muß es auch bleiben, wenn es seine Größe erhalten will. Einer kann nicht alles seyn, und die Erfahrung lehrt uns, daß derjenige, der viel unternimmt, es in keiner Sache zur Vollkommenheit bringt, sondern immer ein Pfuscher bleibt. Rußland braucht Soldaten und Landbauer; seine zahlreichen und schiffbaren Flüsse schaffen ihm ein starkes Verkehr im Lande, wozu überdies noch eine große Anzahl Fuhrleute gebraucht werden. Wollte Rußland in seiner jetzigen Lage mit England auch im Fabrik- und Seewesen wetteifern, so würde es nicht Hände genug haben, um den

Ackerbau und das innere Verkehr zu betreiben; auch würde es seine Kriegsheere nicht vollzählich erhalten können, ohne welche es bald ohnmächtig werden und seinen behaupteten Platz unter den Staaten verlieren würde.

Uebrigens sind Manufacturisten und Kaufleute schlechte Krieger und werden leicht von Ackerleuten überwunden. Die Inseln liefern gute Matrosen — das feste Land gute Soldaten; wenn der Schuster nicht bey seinem Leisten bleibt, so geht alles den Krebsgang. — Rußland hat alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß; die Natur ist daselbst so ergiebig, daß die Menschen ohne große Anstrengung ihr Leben fristen können. Wenn es seine rohen Erzeugnisse selbst verarbeiten wollte, so würde das Verkehr mit dem Auslande aufhören, weil kein Tauschhandel mehr statt fände. Die wirklichen Bedürfnisse, die es braucht, sind: Tuch, seidene Waaren, feine Leinewand, Wein und einige kleine Fabrikate. Wenn die Regierung, nicht die Einfuhr, sondern den wirklichen Gebrauch des unnützen Tandes im Lande, verbieten wollte, so würde die Bilanz immer zu seinem Vortheil seyn. Die strengen Verbote der Einfuhr und der hohe Zoll für Luxuswaaren, die man in jeder Bude verkaufen und öffentlich tragen darf, nutzen zu nichts, als die Unterthanen anzureizen, verbotene Waaren heimlich einzuführen, und sich wegen des hohen Zolls mit den schlechtbezahlten Grenzwächtern zu verstehen. Doch, über diese Sache, die jedem in die Augen fällt, sind die Meinungen sehr getheilt und werden auch nicht leicht vereiniget werden können. Der Regent braucht Geld, und sucht seine Einkünfte zu vermehren, der Kaufmann verlangt freyen Handel, um ungestört sein Wesen treiben zu dürfen; der Fabrikant bittet um Verbot, damit er sein Fabrikat höher anschlagen könne; der Schlemmer trachtet nur nach den Früchten fremder Zonen und verkürzt sich dadurch das Leben; die galanten Herren und Damen fühlen sich nur dann glücklich, wenn sie in neumodischen Plunder gehüllt und mit leeren Taschen einhergehen; unsere Gelehrten, die theoretisch alles besser wissen, als die durch Erfahrung gewitzigten Männer, tadeln den einen wie den andern, wollen Königen regieren, Kaufleuten handeln, den Bauern ackern, den Schustern Kleider, und den Schneidern Schuhe machen lehren — kurz, die Menschen sind Kinder, die von einem strengen Vater in der Zucht erhalten werden müssen, wenn sie nicht ausarten sollen.

E. Zu Seite 120. ***

Ueber den Tod Pauls I. haben die Ausländer sehr ver-

schieden geurtheilt. — Er wurde eben so sehr bedauert, als man ihn lebend tadelte; dies geht auch ganz natürlich zu. Der Mord eines gesalbten Hauptes ist eine Idee, die jeden Rechtschaffenen zurückscheucht und empört; wer diese schwarze That ausführen will, muß entweder ein eingefleischter Teufel seyn, oder die Verzweiflung muß ihn dazu bringen. Wenn man die Handlungen des unglücklichen Monarchen während seiner vierjährigen Regierung unbefangen betrachtet, so sieht man leicht, daß nur das Letzte den Entschluß der Verschwornen zur Reife gebracht haben kann.

Paul I. hatte neben seinen vielen Privat- und Regenten-Tugenden einige Naturfehler, die alle Menschen, von seiner Gemahlin an bis zu dem Geringsten seiner Unterthanen, höchst unglücklich machten; dies waren 1) seine Soldatenspielerey, 2) sein kleinlicher Stolz, und 3) seine Heftigkeit. Wir wollen dies auseinander setzen.

1) Während den letzten Regierungs-Jahren Catharinens waren bey der Armee viele Mißbräuche und Veruntreuungen eingeschlichen, die wieder abgeschafft werden mußten. Dies würde dem raschen Geiste dieses Monarchen auch gelungen seyn, wenn er die Geduld gehabt hätte, alles genau zu untersuchen, und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Aber das war nicht seine Sache — Er strafte das geringste Versehen, wie das größte Verbrechen — öfters aus bloßem Verdacht oder auf Anfeindungen; selten (oder vielleicht nie) ließ er den Richtern Zeit, die Anklage gehörig zu untersuchen. — Seine Soldatenspielerey, die er von seinem Vater geerbt hatte, vermehrte das Uebel. Kaum hatte Catharina die Augen geschlossen, so zog er eine Menge Truppen nach St. Petersburg, gleich als ob der Stadt eine Belagerung bevorstünde. Manches Haus hatte 70 bis 100 Mann Einquartierung. Das ganze offene Petersburg wurde mitten im Winter mit Pallisaden umgeben — der Eingang nach Catharinenhof wurde sogar gesperrt — kein Dienender durfte zum Thor hinaus spatzieren fahren, ohne ein Billet von seinem Vorgesetzten vorzuzeigen — alle übrige, Kaufleute und Privatpersonen, mußten am Thore stille halten und dem wachhabenden Officier ihre Namen sagen lassen — dann rufte ein Unterofficier der Schildwache zu: Laß durch. — Das Exercieren der Soldaten auf Preußischen Fuß wurde sehr emsig betrieben — alle Häuser auf einer Seite der großen Million, vom Schloßplatze an bis zum Canal, wurden niedergerissen und ein Exercierhaus dafür hingebaut — die Eigenthümer mußten ihre Häuser der Krone verkaufen, sie mochten ihnen feil seyn oder nicht. — Potemkin hatte die Soldaten warm und bequem gekleidet, und den unnützen Tand, als: Puder, Pomade, Haar-

locken, Zopf u. s. w. abgeschafft. Dies wurde gleich geändert; die ganze Armee mußte die alte Preußische Uniform unter Friedrich II. anziehen, wieder Locken und Zöpfe tragen, sich pomadiren und pudern — dies geschah mit vieler Hast und großen Kosten, denn man wartete nicht, bis die Montirung abgetragen war. Ein General, der vor dem Kaiser in Catharinens Uniform erschien, bekam sicher ein scheeles Gesicht, oder wohl gar Verweise. Auch wurde der Preußische Corporaldienst, der den Russen so zuwider war mit großer Pünktlichkeit eingeführt — wer darinnen etwas versah, der wurde öfters um einen falschen Fußtritt aus dem Dienst gejagt oder in ein entferntes Regiment versetzt. Diese kleinliche Strenge bewog eine große Menge Officiere, um die Entlassung zu bitten. Anfänglich erhielt man sie leicht. Wie aber die Menge der Abgehenden täglich zunahm, so wurde festgesetzt, daß künftig nur in den letzten vier Monaten des Jahres der Abschied verlangt werden durfte. Die Armee verlor eine große Anzahl guter Officiere, worunter sich selbst Suworow befand.

2) Sein kleinlicher Stolz war in dem Orte, wo er sich befand, allen Einwohnern sehr lästig. Wenn Catharine spatzieren fuhr, lief ein jeder, sie zu sehen; man grüßte sie gern, weil sie diejenigen, die es unterließen, oder versahen, nicht bemerkte. Bey ihrem Nachfolger war es umgekehrt; er verlangte Ehrerbietung, und bildete sich bey dem geringsten Verstoß dagegen ein, daß es absichtlich geschehen wäre. Man mußte stille halten, aus dem Wagen steigen, Pelz und Mantel zurück lassen, das Wetter mochte seyn, wie es wollte, und dann so lange stehen, bis Er vorüber war — auch das schöne Geschlecht mußte sich diesem Zwange unterwerfen. Wer hierbey etwas versah, wurde angehalten, ins Policeyhaus gebracht, und, nach Beschaffenheit der Umstände, mit Arrest oder Leibeszüchtigung bestraft. Hielt der Wagen nicht zeitig genug stille, so fiel die Strafe auf den Kutscher und Bedienten; unterließ man das Heraussteigen oder kam zu spät, so fiel die Schuld auf den Herrn oder die Dame. Kurz, die Sache kam bald so weit, daß ohne ein dringendes Bedürfniß niemand in den Stunden, wo man dem Kaiser begegnen konnte, ausfuhr, sondern man wählte eine Zeit, wo man nichts zu befürchten hatte. Auch die geringsten Leute waren nicht davon ausgenommen. Kam ein Bauer in die Stadt und hielt nicht vor dem ihm unbekannten Monarchen still oder behielt die Mütze auf dem Kopfe, so ging es ihm wie jedem andern. Der Leser wird sich leicht vorstellen können, wie widrig der Eindruck seyn mußte, den die Bekanntwerdung solcher Vorfälle auf die Einwohner machte. Es war daher ganz natürlich, daß die Furcht, unverschuldet

bestraft

bestraft zu werden, alle Gemüther von dem unglücklichen Monarchen abzog. Es scheint, daß ein Unglücksstern über ihn gewaltet; Er wollte das Gute, und machte alles verkehrt. Hierzu kam noch

2) seine Heftigkeit, die vollends alles verdarb. Dies war eine auflodernde und unbändige Hitze, die ihn, auch bei dem entferntesten Widerspruch, in Wuth und Raserey versetzte. Ich halte es für einen Naturfehler, oder vielleicht war es eine Krankheit; denn er hat manchmal, wenn die Hitze vorüber war, seine Uebereilungen bereut und wieder gut zu machen gesucht; öfters aber hinderte ihn der kleinliche Stolz, seine Fehler zu bekennen. — In den Anfällen von Aufbrausen geschah es, daß er seine besten Freunde und die rechtschaffensten Männer ohne Untersuchung von sich jagte, und wohl gar hart behandelte. Ja, der geringste Mensch konnte nicht sicher auf der Straße wandeln, wo er immer befürchten mußte, bestraft zu werden, wenn ihm der Monarch unvermuthet begegnete und der Huth nicht zu rechter Zeit abgenommen wurde. Beyspiele dieser Art waren so häufig, als daß sie nicht unter Großen und Kleinen eine widrige Stimmung hätten hervorbringen sollen; sie sind auch zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie einzeln anzuführen.

Seine Strenge würde niemand getadelt haben, wenn er die angebrachten Klagen hätte untersuchen lassen. Dies geschah auch eine Zeitlang, so lange nämlich der Graf Burhövden General-Gouverneur von Petersburg war, welcher seinen Monarchen von Machtsprüchen abzuhalten suchte, auch wirklich abhielt, und gemeiniglich die ersten Ausbrüche seines Zorns über sich ausschütten ließ. Dieser Rechtschaffene wurde ohne die geringste Ursache fortgeschickt, blos um seiner Gemahlinn willen, welche als eine Freundinn der Fräulein Nelidof von Petersburg verwiesen wurde. Die letzte hatte nemlich, in Verbindung mit der Kaiserin, einer verliebten Laune entgegen gearbeitet, die der Kaiser bei der Krönung in Moskau zu der Fräulein Lopuchin (nachmaligen Fürstinn Gagarin) gefaßt.

Man kann diese Begebenheit als die Quelle ansehen, aus der die nachmaligen Machtsprüche des Monarchen und sein unglückliches Ende flossen. Die Fräulein Nelidof war häßlich; sie fesselte aber mit ihrem Geist Paul I. schon als Großfürst. Wie Er auf den Thron gelangte, zog Er diese Fräulein sehr hervor, und erzeigte ihr alle nur mögliche Achtung. Sie arbeitete aus allen Kräften, in Verbindung mit der Kaiserin und dem Grafen Burhövden, die auflodernde Hitze des Monarchen zu besänftigen und ihn wieder zu sich zu bringen.

Der Graf von der Pahlen bekam nach Buxhövdens Entfernung die Stelle als General-Gouverneur zu St. Petersburg. Da er aber weder das Gewicht seines Vorgängers, noch den Muth hatte, den Zorn des Monarchen auf sich zu laden, so folgten nunmehr Machtsprüche auf Machtsprüche, die Pahlen in Erfüllung bringen lassen mußte. Sein Vorgänger hatte einen Vortheil, der diesem abging; dies war die Bemühung der Kaiserinn und der Fräulein Nelidof, welche kein Mittel unversucht ließen, um Pauls I. heftiges Temperament zu mäßigen, und die Ausbrüche desselben mit Bitten und Sanftmuth zu verhindern. Dieser Damm war durchbrochen oder vielmehr ganz niedergerissen — das gute Verhältniß zwischen Mann und Frau war zerstört — die Fräulein N. und Buxhövden waren fort — Pahlen stand allein da — niemand unterstützte ihn — er fügte sich also in den Willen des unumschränkten Herrn und that, was er befahl.

Auf diese Art folgte eine Uebereilung auf die andere — um jemand zu stürzen, durfte man ihn nur anklagen — der Kaiser strafte, ohne zu untersuchen, ob der Angeklagte auch schuldig sey — Mancher Ruhigschlafende wurde des Nachts aus seinem Bette gerissen, viele hundert Werste fortgeschleppt und in eine Vestung gesperrt. Dies wiederfuhr einem alten 72jährigen Bürgermeister in Reval, der im späten Herbst durch einen Feldjäger nach Petersburg geholt wurde. Er war falsch angeklagt; Pahlen verschaffte ihm die Mittel sich zu rechtfertigen; er wurde entlassen und kam mit dem Schreck davon, welcher ihn bald darauf ins Grab stürzte. — Es vergingen wenige Wochen, daß nicht ähnliche Auftritte vorfielen. Nach der Ursache fragte endlich niemand mehr; denn man nahm als bekannt an, daß diese Machtsprüche von Laune oder Anfeindung herrührten. Hierzu kam noch, daß kein rechtschaffener Mann mehr dienen wollte, und daß die Verwiesenen Nichtswürdige zu Nachfolgern erhielten, welche den unglücklichen Monarchen oft selbst durch falsche Anklagen zum Zorne reizten, und die ausübenden Werkzeuge seiner Befehle wurden. Was Wunder also, daß nach vollendeter Catastrophe ein jeder, vom Größten bis zum Kleinsten, sich wie neu gebohren fühlte, ob er gleich in seinem Herzen die Werkzeuge verabscheute, die die That vollbracht hatten. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß über Pauls I. Tode jeder Rechtschaffene in seinem Busen Abscheu gegen die Mörder und Freude über die Erlösung vom Uebel fühlte.

Man muß sich sehr wundern, wie hungrige Scribler sich bemüht, die Art und Weise dieses Vorgangs der Welt mit einer Zuversicht mitzutheilen, gleich als ob sie Augen-

zeugen gewesen wären. Da die Theilnehmer dieser That ihre Gefühle vorher in Wein ertränkten, so wissen sie selbst nicht, was alles dabei vorgefallen und weichen in ihren Erzählungen von einander ab, welches im Grunde auch einerley ist, denn die Sache bleibt immer dieselbe. Aber so viel kann man doch mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß ein großer Theil davon keine Bösewichter waren, sonst hätten sie nicht nöthig gehabt, vorher den Muth zur Ausführung aus Gläsern einzuschlürfen. Ueberdies lag wahrscheinlich der Mord des Kaisers nicht in dem Plane der Verschwornen, sondern war nur eine Folge der Widersetzlichkeit des unglücklichen Monarchen, der sich nicht gefangen nehmen lassen wollte. Auch sehe ich nicht ein, warum man die Engländer als Anstifter der schwarzen That aufstellen will? — Die Hauptpersonen der Verschwörung sind zu reich, als daß sie mit Geld hätten können erkauft werden; die übrigen waren blos Werkzeuge. Alle aber hatten weit wichtigere Bewegungsgründe — die mehresten, vielleicht alle, hatten das Unglück gehabt, vom Dienste ausgeschlossen zu seyn. Derjenige, welcher weiß, was es zu bedeuten hatte, unter Paul von der Liste der Dienenden ausgestrichen zu werden, der weiß auch, das ein solcher Mann weder in Petersburg noch in Moskau, sondern nur auf dem Dorfe leben konnte, wenn er eins hatte. War er einmal dort, so durfte er nicht von der Stelle, denn niemand wagte es, ihm einen Paß zu geben, ohne welchen man in der Regel in Rußland nicht reisen kann. — Kurz ein vom Dienst Ausgeschlossener war gleichsam geächtet. Diejenigen, welche keine Güter und kein Geld hatten, waren in der größten Verlegenheit, einen Aufenthalt zu finden, und mußten in Verzweiflung gerathen, wenn sich nicht Edeldenkende über sie erbarmten und sie aufnahmen, welches noch dazu mit großer Vorsicht geschehen mußte

Dies wird hoffentlich genug seyn, um einzusehen, wie Paul I. nach und nach die Liebe seiner Unterthanen verlor und allgemein gehaßt wurde, und wie die Selbsterhaltung den Menschen zu Ausübung einer schwarzen That verleiten kann. Wie viel Unglückliche hat Alexander nicht aus Siberien erlöst, die dies harte Loos nicht verdient hatten! — Schuldige gab es ganz gewiß darunter; aber der Gedanke, ungehört und ungerichtet, verdammt, gestraft, nach Siberien geschickt zu werden, empörte jeden Menschen, um desto mehr, da es niemand wagen durfte, dem Kaiser zu widersprechen.

U 2

F. zu Seite 121.

Es ist schon in der vorhergehenden Note E. gezeigt worden, daß sich der Verfasser gewaltig irrt, wenn er den En ländern oder Englischgesinnten in Rußland Pauls Fall zuschreibt. Aber es ist nun einmal Mode, sich zu großen Begebenheiten Ursachen zu denken, die in unsern Kram passen; doch sollte man sie wenigstens der Welt nicht als Wahrheit aufbürden. Unkundige zu hintergehen, ist sehr leicht; aber einmal verbreitete Unwahrheiten über gewisse Dinge sind eben so schwer wieder auszurotten, als Vorurtheile, die der Mensch in seiner Jugend angenommen hat.

G. zu Seite 121. **

Daß Rußland die Gewaltthätigkeiten der Engländer auf der See nicht mit gleichgültigen Augen ansieht, beweist die bewaffnete Neutralität, welche Catharina II. mit verschiedenen Mächten abschloß, um diesem Unfuge zu steuern. Unglücklicherweise ist es aber mit Catharinens bewaffneter Neutralität zur See, wie mit Friedrichs II. deutschem Fürstenbunde gegangen. Sie sind beyde, während der Revolution in Vergessenheit gerathen — wären sie aufrecht erhalten worden, so würde wahrscheinlich manches nicht geschehen seyn, worüber wir itzt weinen müssen. Daraus folgt aber nicht, daß die Behauptung des Herrn Verfassers gegründet sey; die Note D. wird ihn über Rußlands Interesse hoffentlich eines bessern belehrt haben.

H. zu Seite 285.

Hat der Verfasser wohl berechnet, wie groß ein König von Preußen wachsen müßte, wenn Er den Nordischen Riesen auf die Finger klopfen wollte? — Hat er die preußischen Heere mit dem Nordischen verglichen? — ihre innere Kraft, ihre Zahl gegen einander gehalten? — die Hülfsquellen untersucht, die Preußen haben müßte, um gegen den Riesen mit Erfolg aufzutreten? — Würden die Sandmänner es lange mit den Schneemännern aushalten können? — Diese Fragen wären sehr zu beherzigen, ehe man ans Fin-

zerklopfen denken wollte. — Spitzige Worte sind ja keine Bajonette, und — das nordische Eisen soll sehr kalt seyn.

I. zu Seite 286.

Möchte doch der Sohn in diesem Stücke dem Vater nachgeahmt und seine Briefe nicht mit einer Menge fremder Ausdrücke bespickt haben, die er, wenige ausgenommen, gewiß sehr gut hätte deutsch sagen können. Daß der Herr Verfasser es im Stande gewesen wäre, ist kein Zweifel, denn er giebt auf jeder Seite Proben seiner Sprachkenntniß. Aber, wenn es nicht etwan Ziererey ist, mit fremden Tand zu spielen, so möchte man beinahe glauben, daß in Deutschland die Verderbniß bis in die Sprache gedrungen sey. So steht z. B. S. 287, daß einige Generale durch ihre Genialität sich selbst zu Feldherren bildeten. Konnte dies nicht eben so gut durch natürliche Anlagen oder Fähigkeiten geschehen? — Genialität ist weder deutsch noch französisch — warum wollen wir also unsere Sprache mit Worten bereichern, die wir nicht brauchen, und die für uns keinen Sinn haben? — Doch über diesen Punct werden die Deutschen wohl nie einig werden — sie hängen zu sehr an Wort- und Sinnklaubereyen, und schmücken sich noch obendrein gern mit fremden Federn — sie wollen alles recht ästhetisch machen und sagen.

K. zu Seite 289.

Der Verfasser scheint also selbst einzugestehen, daß es auch für Deutschlands Handel schlimme Folgen haben könne, wenn die Verbindung mit England ganz aufgehoben würde? — Konnte man überhaupt etwas anders erwarten, nachdem Preußen Hannover in Besitz genommen hatte? — Worauf beruht denn eigentlich die englische-merkantilische Universaldespotie? — Können die Engländer uns zwingen, ihre Fabrikate zu tragen? — Ist es nicht unser eigener Wille, fremdes Gut unsern deutschen Erzeugnissen vorzuziehen? — Ist unsere Sucht nach fremden Waaren etwas anders, als die Sucht nach fremden Worten? — So wenig, als man

auch Englischgesinnt zu seyn braucht, so kann man es doch diesen Insulanern nicht verdenken, daß sie sich unsere Thorheit zu Nutze machen, uns für unser Geld befiedern, mit unserer Wolle betuchen, und über unser kindisches Wesen lachen. Wir wollen's ja nicht besser haben. Konnte es Friedrich der Große mit aller Kraft wohl je dahin bringen, seinen Brandenburgern ein unnützes Getränk, den Kaffee, abzugewöhnen?

Nachschrift des Verfassers.

Meine Briefe sind gedruckt; werden sie schaden? werden sie nützen? werden sie beleidigen? das frage ich mich selbst. Dem Preußischen Staat habe ich Vieles zu verdanken, wie könnte ich ihm schaden wollen? Vor dem Kriege hätte ich diese Briefe nie drucken lassen, da sie Mängel aufdecken, die der Feind benutzen könnte. Jetzt aber, da der Preußische Staat aufgelöst ist; warum sollte man nicht die Ursachen seines Falls aufdecken? Was schadet's dem Todten, wenn er zur Belehrung anderer operirt wird? Das gilt nicht der Preußischen Nation und ihrer bürgerlichen Verfassung, sondern der bisherigen Staatsform und ihren Grundprinzipen. Diese muß nach dem Frieden besser organisirt werden; soll darüber der gute Unterthan nicht seine Meynung sagen?

Niemanden, am wenigsten die Personen, welche das Staatsruder führten, habe ich beleidigen wollen, ich sah in ihnen den Menschen und den Staatsmann; ich habe nur zuweilen den letzteren getadelt.

Der Gram über den beynah vernichteten Preußischen Staat und über die unglückliche Hohenzollersche Familie hat mir diese Briefe diktirt; weder Haß noch Bosheit, sondern reiner Patriotismus, war die Veranlassung dazu; bin ich daher hin und wieder zu bitter gewesen, so schreibt es auf die Rechnung der Vaterlandsliebe, Ihr Zeitgenossen, denn Ihr denkt und fühlt wie ich.

Nachschrift des Herausgebers.

Der Verfasser dieser Briefe hat aus den besten Quellen geschöpft, und das Büchlein enthält nach seiner Ueberzeugung reine Wahrheit. Indessen sind hier und da Gerüchte und Anekdoten, welche wohl zum Theil Erfindungen des Publikums seyn mögen, nacherzählt, und da der Inhalt Eile forderte, als solche anzugeben vergessen worden. Dies betrifft besonders die neuere Epoche, wo es schon an sich selbst für den Zeitgenossen unmöglich ist, das Wahre vom Falschen augenblicklich zu unterscheiden, und er muß es dem spätern Geschichtsschreiber überlassen, durch Mährchen und Dichtung eine Wahrheitslinie zu bahnen. Für den Forschenden sind übrigens dergleichen Gerüchte nicht unnöthig, denn sey die Wahrheit auch sehr versteckt, so ist doch bestimmt welche darin. Auch hat das Werkchen dadurch an Mannichfaltigkeit gewonnen.

Der Verfasser wird sich beeifern, bei dem 2ten Theil auf die möglichste Reinigung des ersten Rücksicht zu nehmen, und daher in jenem zuweilen auf diesen zurückkommen müssen. Auch sollen die Lücken, welche entstanden, und hernach erst bemerkt worden sind, ergänzt werden.

Die Data und Facta des 2ten Theils sammelt der Verfasser an Ort und Stelle, und hat sich deshalb schon vor geraumer Zeit nach dem Kriegsschauplatze begeben.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Coelln, Friedrich <<von>>,

Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II

Bd.: Erster Band

Amsterdam ; Cölln [i.e. Leipzig] 1807

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 464A -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251161-5